A. Dean and Jean M. Larsen
Yellowstone Park Collection

YELLOWSTONE
NATIONAL PARK

Ron & Jane Lerner Collection
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

F 2001 .D65 1900

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

3 1197 22842 2652

Interessen dienen. — Dass man von dem Buch eine arten darf, das ist vor allem der Art und Weise, , zuzuschreiben . . . . Der Stil Chuns ist vornehm und ht verständlich und von einer so blendenden Anschaulich- Vergnügen darbietet, seine Schilderungen zu lesen. Trotz rechten Dosen verteilt, ist er sachlich und ernst. . . . Alle landschaftlichen Photographien, welche als Autotypien und n dem Werk beigegeben sind . . . . Doch man sehe selbst! Und man wird zugestehen: Das ist ein Buch, welches man den Wissbegierigen unserer Nation nicht genug empfehlen kann. (Dr. F. Doflein.)

Hamburger Nachrichten v. 21./6. 1900.

. . . Gleiches Lob wie dem Texte müssen wir aber auch dem illustrativen Teil des Werkes zollen. Technisch in höchster Vollendung ausgeführte, äusserst charakteristische Photographien zieren das Werk in grosser Zahl und tragen dazu das ihre bei, uns den Text noch verständlicher zu machen und uns ein noch besseres Bild von den Gegenden zu machen, die die Feder des Verfassers bereits in so meisterhafter Weise zu schildern verstanden hat. Die erste Lieferung enthält neben zahlreichen Textbildern eine Anzahl prächtiger ganzseitiger Illustrationen, u. a. eine Urwaldscenerie vom Kamerunpik, die Küstenlandschaft der Nord-Ostküste von Sudero, Darstellung der wichtigsten Hebungsarbeiten u. s. w. Wir können unser Referat über das in jeder Hinsicht vollkommene Werk nicht passender schliessen, als mit dem Wunsche, dass dasselbe zum Gemeingut aller Gebildeten werden möge. Wir werden es uns nicht versagen, beim jedesmaligen Erscheinen einer neuen Lieferung auf ihren Inhalt stets kurz an dieser Stelle hinzuweisen, in der Hoffnung, dadurch eine möglichst weite Verbreitung des von uns warm empfohlenen Werkes mit fördern zu helfen.

Naturwissenschaftliche Rundschau, Braunschweig:

Eine Schilderung der deutschen Tiefsee-Expedition aus der Feder ihres verdienstvollen Leiters dürfte von vornherein des allgemeinen Interesses sicher sein. Das Werk, dessen erste, mit Abbildungen und Tafeln reich ausgestattete Lieferung uns vorliegt, ist auf zwölf Lieferungen veranschlagt und soll nach dem vorläufigen Plane bis Ende dieses Jahres vollständig sein. Die erste Lieferung bringt nach einem kurzen Überblick über die wichtigsten früheren Tiefsee-Expeditionen zunächst eine Beschreibung des Schiffes mit seiner biologischen, oceanographischen und meteorologischen Ausrüstung, und schildert dann in der dem Verfasser eigenen anschaulichen und anregenden Weise die Erlebnisse der Fahrt bis zu den canarischen Inseln. Wir begleiten die »Valdivia« nach Schottland, wo die Mitglieder der Expedition die Gastfreundschaft John Murrays genossen, folgen derselben dann zu den Faröer-Inseln, deren kahle, vom gewaltigen Vogelschwarme bewohnten Felsen in Bild und Wort geschildert werden, nehmen an den ersten, in diesem biologisch interessanten Grenzgebiet zweier klimatisch und biologisch scharf geschiedener Meeresbecken ausgeführten Dredschzügen teil und gelangen dann aus dieser nordischen Inselwelt in den Canarischen Archipel, von

Fortsetzung auf Seite 3 dieses Umschl

382

Von den Antillen zum fernen Westen

Reiseskizzen eines Naturforschers

von

Dr. Franz Doflein

München

Mit 83 Abbildungen im Text

Verlag von Gustav Fischer in Jena

1900

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

UPB

MEINER LIEBEN FRAU LÉONIE.

gesammelten Tieren entworfen. Einband und einige Vignetten rühren von meinem Freunde TH. SCHMUZ-BAUDISS, dem vielgenannten Maler und Keramiker, her. Der Buchschmuck wie die Druckausführung sind BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig, die Klischees in ihrer sorgfältigen und geschmackvollen Herstellung MEISENBACH, RIFFARTH & CO. in München zu verdanken. Ihnen allen bin ich verpflichtet, sowie den Vielen im Auslande, welche meine Ziele förderten, vor allem aber der königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften, welche meine Reise ermöglichte.

MÜNCHEN, den 15. September 1900.

Inhalt.

I. Teil. Westindien.

Seite

I. Kapitel. Martinique 3
II. Kapitel. Die kleinen Antillen 22
III. Kapitel. Westindische Bergfahrten 33
IV. Kapitel. St. Thomas. Der Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges. 43
V. Kapitel. Im Fahrwasser des Columbus 51
VI. Kapitel. Westindische Rassenprobleme. 59
VII. Kapitel. Die Tierwelt der kleinen Antillen 71
a) Allgemeines 71
b) Eigene Erfahrungen und Eindrücke 77
c) Die Küsten von Martinique und ihre Tierwelt. . . 80

II. Teil. Vom nordamerikanischen Festland.

VIII. Kapitel. Momentbilder aus Mexiko. Ein amerikanisches Pompeji 91
IX. Kapitel. Amerikanische Wüstenfahrten 103
X. Kapitel. Kalifornische Sommertage 110
XI. Kapitel. Ein Chinesendorf in Kalifornien 119
XII. Kapitel. Die Meeresfauna von Kalifornien 129
XIII. Kapitel. Bei den Holzfällern im kalifornischen Urwald . . . 137
XIV. Kapitel. Das Sta. Clara-Thal. — Die Leland Stanford Jr. Universität in Palo Alto 147
XV. Kapitel. Der Columbia-Fluss und seine Fischereien 155
XVI. Kapitel. Der Yellowstone-Park und seine Tierwelt. 167

I. TEIL

WESTINDIEN

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/vondenantillenzu00dofl

I. Kapitel

Martinique

Meine Fahrt hatte mich über einen glücklichen Ozean in rascher Fahrt zur Inselpracht der kleinen Antillen geführt. Die neuen Länder, welche vor mir auftauchten, waren für mich von demselben Zauber der Schönheit und Schimmer der Hoffnung umgeben, wie für die Entdecker, welche in ihnen ein neues Indien, märchenhafte Schätze, ein irdisches Paradies zu finden glaubten. Sie boten mir mit einem Male vereinigt das dar, was in unserer Zeit dem Naturforscher eine Welt der größten und fruchtbarsten Eindrücke ist: den tropischen Urwald, Korallenriffe, fremdartiges Tier- und Pflanzenleben auf dem Lande und im Meere, vulkanische Bildungen, und in den neuen Formen der Landschaft neue Menschen und Sitten.

Vor allen vereinigte alle diese Vorzüge die französische Insel Martinique auf ihrem Areal und dies bestimmte mich, dort einen längeren Aufenthalt zu machen. Sie ist in der Mitte zwischen den beiden Gruppen der kleinen Antillen gelegen, welche wir als die Inseln vor dem Winde und die Inseln unter dem Winde unterscheiden. Die verschiedene Lage beider Inselgruppen zu den Passatwinden ist nicht ohne Einfluss auf ihr Klima. Von allergrößter Bedeutung für die Natur des Landes ist aber die Bodenbeschaffenheit und die Erhebung der Gebirge.

Wir können die kleinen Antillen auch ihrer Entstehung nach in zwei Gruppen scheiden: in Inseln von vulkanischem Ursprung und solche, welche Korallenriffen, der Bauthätigkeit der Korallenpolypen, ihr Dasein verdanken. Während letztere durch geologische Ereignisse meist nur wenig gehoben worden sind, erreichen die vulkanischen Antillen in

ihren höchsten Gipfeln beträchtliche Höhen. Auf den Inseln unter dem Winde sind Gipfel von ungefähr 1500 Meter Höhe nicht selten. Da man die Berge sich unmittelbar über dem Meere zu dieser Mächtigkeit erheben sieht, so bieten sie dem Auge einen stattlichen, durch ihre vulkanischen Formen zugleich höchst malerischen Anblick dar.

Aber diese Berge sind zugleich dem Lande eine unversiegbare Quelle des Reichtums: sie sind seine Wolkensammler, auf ihren Höhen träuft fast unablässig Regen hernieder, der nicht selten sich über die ganze Insel ausdehnt, ihr sprudelnde Bäche und Flüsse in den Waldschluchten niedersendet. Denn die Luftmassen, welche, vom Passatwinde gejagt, über den heißen Ozean herübergewandert sind, langen im karibischen Meer beladen mit Feuchtigkeit an: während sie über das glühende Flachland der Inseln unbehindert hinüberwehen, entreißen ihnen die kühleren Hänge der hohen Berge ihre Vorräte an Wasserdampf, den sie in Form von Wolken und Regengüssen als segensreiches Geschenk ihren Inseln spenden.

Wie Martinique für mich alle Vorzüge der westindischen Inseln in sich vereinigte, so mag es hier in meiner Schilderung den Platz eines Vertreters der kleinen Antillen einnehmen.

Die französische Kolonie Martinique ist ein typisches, prachtvolles Tropeneiland. Nähert man sich von St. Lucia herkommend, über das dunkelblaue karibische Meer segelnd, der Insel, so stellen sich ihre wolkenumhüllten Berggipfel dem Auge in solcher Verteilung dar, dass man glaubt, sie gehörten zwei Inseln an, von denen die eine, von der anderen durch einen schmalen Kanal getrennt, etwas nördlich gelegen erscheint. Diese Vorstellung wird durch die tiefe Einschnürung erweckt, welche die Bai von Fort de France bildet. Im Hintergrund der Bucht befindet sich jedoch eine weite Ebene und an diese anschließend ein Höhenzug, welcher die Bergkomplexe des Nordteils der Insel mit denjenigen des Südteils verbindet. Schon von ferne erkennt man, dass die Berge bis zum Gipfel bewaldet sind; über des Waldes grüne Fläche sieht man einzelne Bäume riesenhaft emporragen und breite Schatten werfen, ein sehr auffallendes Kennzeichen des tropischen Urwaldes.

Das englische Schiff, mit welchem ich meine Reise machte, trat nicht in den Hafen von Fort de France, der nominellen Hauptstadt der Insel, ein, sondern setzte seinen Kurs nordwärts fort, um in dem weit betriebsameren und größeren St. Pierre anzulaufen. Als ich mein Gepäck in Ordnung gebracht hatte und auf das Verdeck hinaufstieg, dampften wir bereits in den Hafen ein. Meinem überraschten Auge bot sich ein wundervolles Landschaftsbild dar. Über einer weiten

Bucht mit flachgeschweifter Küstenlinie erhoben sich in reicher Gestaltung Hügel und hohe Berge. Unter diesen ragten besonders im Norden und im Süden je ein prächtiger vulkanischer Kegel hervor, um deren kühle Gipfel die Passatwinde einen leuchtenden Wolkenkranz niedergesenkt hatten. Die Landschaftsbildung ist überaus reich in den Formen, gleich derjenigen des Golfes von Neapel, Capri's, der Sorrentinischen Halbinsel. Aber nur unten am Strande, wo die Brandung arbeitet, ist hier und da ein kahler Absturz zu sehen. Sonst sind selbst die steilsten Hänge über und über mit der reichsten Vegetation bekleidet. Trotzdem bleiben die großen Linien der Landschaft schroff und mächtig; nur in den kleinen Zügen ist überall Milde und Weichheit ausgebreitet, wie ein sanftes grünes Polster, aus dem nur da und dort ein zackiger Trachytblock sich heraushebt. Der grüne Schimmer über der Landschaft hatte einen ganz eigenartigen Ton: die Gesamtheit der Vegetation wirkte nicht so frisch grün wie unsere nordischen Fluren. Vielmehr schien der Farbe mehr Blau beigemischt und ich habe den Eindruck mitgenommen, dass die Vegetation der Antillen in ihrer Gesamtwirkung aus der Ferne spangrün erscheint; ich weiß allerdings nicht bis zu welchem Grade dabei die Luftverhältnisse von Einfluss sind.

Nur allmählich senkten sich meine Augen nieder zu den Hügeln, auf welchen die Stadt errichtet ist. Dieselbe war blank und stattlich, und die schönen Häuser, die Kathedrale mit ihren weißen Türmen und vor allem die zahlreichen hohen Schornsteine schienen von Wohlstand und Betriebsamkeit zu zeugen. Palmen und Bananen, welche zahlreich zwischen den Gebäuden emporstrebten, gaben dem Bilde einen fremdartigen Reiz. — Der Hafen war von Segelschiffen der verschiedensten Nationen erfüllt, und als ich in die Tiefe blickte zu der unser Schiff umgebenden Meeresfläche, sah ich dasselbe umkreist von hundert kleinen Booten, in welchen nackte Neger in allen Abstufungen der Hautfarbe saßen, unter fürchterlichem Schreien ihre Dienste anboten, allerhand Produkte verkaufen oder nach Geldstücken tauchen wollten. Es fiel mir auf, dass hier in Martinique viel mehr reine Neger und Mischlinge mit dunkler Hautfarbe vorkommen, als etwa in Barbados oder St. Thomas. Die Mehrzahl ist wohlgenährt, kräftig und proportioniert gebaut, gewandt in den Bewegungen und von einer großen Lebhaftigkeit und Lustigkeit.

Wie ich durch diese Bande hindurch mit meinem Gepäck heil an Land kam, den Kampf mit all' diesen unablässig schwätzenden Kerlen und das Lachen und Schimpfen und Fluchen und Schreien zu beschreiben, das ist unmöglich. Im Zollamte aber fand ich all' mein Hab und Gut vollständig bei einander. Mein Begleitschreiben von

der deutschen Botschaft in Paris verschaffte mir schnelle Geschäftserledigung; die zum Teil farbigen Zollbeamten waren sehr höfliche und wohlanständige Leute.

Nun war ich angelangt am Ziel einer lang gehegten Sehnsucht: zum erstenmal in den Tropen. Und wie mich die Folge lehrte, hatte ich mit Martinique die glücklichste Wahl getroffen; denn ich blieb vor all' den Enttäuschungen verschont, welche andere Tropenreisende in ihren Reiseberichten so häufig erwähnen.

In den nächsten Wochen durchstreifte ich viele Teile der Insel, besuchte verschiedene Städte und Plantagen, bestieg die Berge im Innern, immer von neuem entzückt und angeregt durch die Pracht der Natur, gastlich aufgenommen von einfachen, vortrefflichen Menschen, forschend und genießend, so dass in meiner Erinnerung der Aufenthalt in Martinique den schönsten und harmonischsten Teil meiner Reise darstellt. Das Klima war zur Zeit meiner Anwesenheit, im März und April, sehr angenehm. Täglich gab es am Nachmittag einen Regenschauer, oft von Gewittererscheinungen begleitet. Die Temperatur blieb meist um 35—40° C.; da die Nächte kühl waren, so empfand ich die Hitze nie sehr lästig.

Die Insel besteht zum größten Teile aus vulkanischen Gesteinen, und die pittoresken Formen der Berge sind meistens auf Ausbrüche und Erhebungen von nicht sehr hohem Alter zurückzuführen. Vor allem charakteristisch für die Insel, mit Ausnahme ihres südöstlichsten Zipfels, ist ihr Wasserreichtum. Von den mit reichstem Urwald bedeckten Bergen rinnen Hunderte von kleinen Bergströmen und Bächen herunter; an einzelnen Orten sammeln dieselben sich in der Tiefe zu ganz ansehnlichen Flüsschen, von denen einer sogar in seinem Unterlaufe von kleinen Dampfschaluppen befahren wird. Die Bäche haben in die weichen Tuffe und Bimsteine der Berge sich tief eingegraben und an vielen Orten schauerliche Schluchten und wilde Abstürze geschaffen. Auf den Abbildungen, welche die alten Reisewerke von den westindischen Inseln geben, waren mir immer jene naiven Zeichnungen der Küsten aufgefallen, auf denen das Land von einer großen Anzahl kleiner kegelförmiger Berge bestanden erscheint. Oft stellten auch die Bilder einen hohen Berg dar, dessen Abhänge nach allen Seiten von kleineren Bergen, wie von riesigen Termitenhaufen bedeckt waren. Ich hielt die Bilder für unrichtig; sie sind aber thatsächlich eine ganz gute, wenn auch oft etwas unbeholfene Wiedergabe der Wirklichkeit.

Auch die Entstehung dieser Bildungen ist mir jetzt verständlich geworden. Von den vulkanischen Kegelbergen ziehen meist schroffe Grate bis zur Meeresküste hinunter; zwischen ihnen eilen in Schluchten

die Bergwasser zur See. Wo das Gestein dieser Grate, aus Tuff, Bimstein oder Trachyt gebildet, der Verwitterung hinreichend ausgesetzt war, wurde es durch die Atmosphärilien allmählich in eine Reihe kleinerer Kegel zerlegt, in derselben Weise, wie in Tirol die bekannten Erdpyramiden gebildet wurden. Die Schluchten wie die Berge sind mit den schönsten Tropengewächsen bestanden; in ihren feuchten Gründen sind sie mit eleganten Baumfarnen geschmückt. Auch die angebauten Gegenden sind reich an abgeschlossenen, schön geformten Baumgruppen, unter welchen die Mangobäume vorherrschen; doch giebt es auch viele, sehr hohe und schlanke Palmen und Cycadeen; vielfach ragten die zur Zeit meines Aufenthaltes blattlosen Affenbrotbäume empor.

Flussthal, Nordmartinique.

Vor allem konnte ich auf kurzem Spaziergange jeden Tag die Vegetationspracht in dem sogenannten botanischen Garten genießen. Es ist dies ein wundervolles Stück Natur, in welchem die Gartenkunst sich nur am äußersten Rande durch wenige Anpflanzungen und ferner durch Anlegen von einigen Pfaden bethätigt hat. Die Zeit meines Aufenthaltes war die günstigste, um mir die von vielen Reisenden vermisste Blütenpracht der Tropen zu zeigen. Die ersten Frühlingsregen waren schon gefallen, und so begannen viele Kräuter und Sträucher und die großen Papilionaceen zu blühen. Dazu ist Martinique sehr lianenreich; in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit schlingen sich die Kränze und Guirlanden um die Stämme und von Baum zu Baum. Dort erschien ein alter Urwaldriese, von dem blütenreichen Tand nur leicht geziert, während hier ein junges Bäumchen von dem allzu üppigen Schmucke erdrückt wurde. Dabei alles erfüllt mit roten, blauen, gelben Blütenbüscheln und Glocken, umschwirrt von Kolibris, umschwebt von Schmetterlingen. Auch über dem Bache, den man weithin bis zu einer Kaskade verfolgen kann, flogen zahllose bunte Schmetterlinge und ließen sich auf die feuchten Steine nieder, um zu trinken. Jagd auf die schnellen Tiere zu machen, war fast unmöglich: wenn man den Falter nicht auf dem Pfade erhaschte, war er davon. Denn über den Pfad hinaus in den Wald zu dringen, ist nicht sehr ratsam. Einmal sind Gestrüpp und Unterholz so dicht, dass man nicht durchdringen kann, auch sinkt man in dem faulenden Mulm bis zu den Knieen ein; und dann muss man in Martinique stets sehr vorsichtig sein, da man überall auf die schreckliche Lanzettschlange, le fer de lance (Lachesis lanceolatus) stoßen kann.

Vor diesem Ungeheuer herrscht unter den Kreolen Martiniques eine geradezu panikartige Furcht. Die Neger, welche draußen am Rande der Wälder wohnen, sind mit dem Tiere zwar schon eher vertraut, aber auch oft vor Angst gänzlich ratlos, wenn sie dem gefährlichen Feinde gegenüberstehen. Dies Entsetzen ist sehr berechtigt; denn wir kennen unter sämtlichen Giftschlangen keine schlimmere, als diese für die Antillen auf St. Lucia und Martinique beschränkte Form. Ist schon ihre Größe und Gewandtheit entsetzenerregend, so sind es noch vielmehr die Folgen ihres Bisses. Ich habe verschiedene Neger untersucht, welche von ihr gebissen worden waren; obwohl die Wunden mit sehr kleiner Narbe geheilt waren, hatte das Gift dennoch im Gesamtorganismus die auffälligsten Folgen hinterlassen. Ich fand Leute vor, welche einseitig oder an einzelnen Gliedmaßen dauernd gelähmt waren; andere waren durch den Biss und seine Folgen in ihren geistigen Fähigkeiten erheblich geschädigt worden, einige sogar gänzlich blödsinnig geworden. Weitaus die

meisten waren aber innerhalb weniger Stunden dem Gifte erlegen, und fast jede Familie hat einen traurigen Fall aus ihrer Mitte zu berichten. Denn die Schlange ist in dem größten Teile der Insel sehr häufig und war es vor wenigen Jahren noch viel mehr. Seither hat man dort die Mangous, Verwandte des ägyptischen Ichneumon, eingeführt, welche bereits unter den Schlangen gehörig aufräumen; auf St. Lucia, wo sie viel früher eingeführt wurden, haben sie die Schlangen in der Umgegend der Ansiedelungen wirklich selten gemacht. Auf beiden Inseln stellen sich jedoch bereits Klagen ein, denn erstens wüten die Mangous wie unter den Schlangen, so auch unter dem Hausgeflügel und den Singvögeln, und zweitens vermehren sich auch die Ratten überall, wo die Lanzettschlange, ihre Hauptvertilgerin, ausgerottet wird, in ungeheuerlicher Weise. Wieder ein Beispiel für die wichtige Rolle, welche jede einzelne Art — mag sie uns auch noch so schädlich erscheinen — im Gleichgewichtssystem der Naturmächte spielt.

Besonders gefürchtet ist die Schlange in den Zuckerplantagen; gerade bei der Zuckerrohrernte kommen die meisten Unglücksfälle vor. Fast die ganze Insel ist in ihrem bebauten Teile mit Zuckerfeldern bedeckt; nur geringere Strecken sind mit Kaffee, Tabak und Kakao angepflanzt. Versuche, Indigo zu pflanzen, sind gänzlich missglückt. In Gärten und Feldern gedeihen aber alle Tropenprodukte, und die französischen Pflanzer haben auch viele Gewächse ihrer Heimat importiert.

Zuckerrohrfelder.

Wie für ganz Westindien, so ist auch für Martinique die Blütezeit nach dem Emporkommen der Rübenzuckerindustrie in Europa vorüber gewesen. Speziell in Martinique wird ja wohl noch Zucker erzeugt; fast die ganze Ernte wird jedoch zu Rum verarbeitet. Diese

Industrie ist es vorwiegend, welche die Insel vor dem Ruin bewahrt. Die Fabriken sind sehr sauber und reinlich, ganz nach dem Muster europäischer Anstalten gebaut, mit den neuesten Maschinen und Apparaten versehen.

Man hat zunächst den Eindruck einer blühenden Industrie, wenn man alle die Einrichtungen durchmustert, welche der Zucker- und Rumerzeugung dienen. Weithin bedecken Zuckerrohrfelder die Hügel und Thäler. Während der Ernte entwickelt sich ein fröhliches Leben im ganzen Gebiete. Meist liegen die jetzt noch bebauten Felder so, dass die Ernte leicht nach einem Sammelpunkte geschafft werden kann. Die besten Plantagen liegen in der Nähe des Meeres; mit diesem sind sie dann durch eine Rollbahn verbunden; die sehr schmalspurigen Geleise werden von leichten Sturzwagen befahren, welche beladen mit Hilfe des Gefälles zum Meere hinunterrollen; dort ist meist ein Pfahldamm errichtet, an welchem die Zuckerbarken anlegen; sind mehrere gefüllt, so werden sie von kleinen Dampfbarkassen zu den Fabriken geschleppt; die leeren Rollwagen werden von Maultieren wieder den Berg hinaufgezogen. Solche Rollbahnen giebt es in Martinique eine ganze Menge, und sie sind auch gemeint, wenn in Sievers' Buch über Amerika eine ganze Menge Kilometer Eisenbahn für Martinique verzeichnet sind. Denn Lokomotiven giebt es auf der Insel nicht.

Die Zuckerfabriken sind zum Teil auch direkt durch Rollbahnen mit ihrem eigenen Grundbesitze verbunden, während das Material, welches ihnen über das Wasser zugeführt wird, meist aus den Plantagen anderer Besitzer stammt. Heutzutage wird das Auspressen des Zuckerrohrs nur mit Dampf vorgenommen; früher arbeiteten Wasserkraft, Wind oder im Kreise laufende Zugtiere zu diesem Zwecke. Jetzt giebt es saubere Maschinen, welche das Rohr schneiden und zurechtlegen, ja selbst solche, welche das ausgepresste Zuckerrohr direkt dem ungeheuren Glutofen zuführen, welcher unter dem Aussiedekessel brennt.

Noch eleganter und sauberer sehen die Destillationen aus, in welchen die Melasse zu Rum und Spiritus verarbeitet wird. Da blinkt alles von Kupferkesseln und Röhren und Messingteilen, und den Rum, welcher dort gewonnen wird, ziehen die »Kenner« bei weitem dem Jamaica-Rum vor.

Trotz alledem giebt es überall Ruinen; auf Schritt und Tritt sieht man, dass die Kolonie im Verfall begriffen ist. Niemand kann allerdings sagen, ob die neuesten Veränderungen in Westindien nicht auch für die kleinen Antillen wesentliche Folgen haben werden.

Zuckerrohr.

Der Rückgang ist am auffälligsten in den Städten der Insel. Fort de France, die nominelle Hauptstadt, ist viel großartiger angelegt, als seinem jetzigen Zustande entspricht. Schöne öffentliche Plätze, große Hotels, Kaufhäuser, eine Kathedrale zeugen von ehemaliger Blüte. Hafenanlagen und alte Befestigungen erinnern an frühere Hoffnungen, und der große Exerzierplatz, in dessen Mitte von Palmen umgeben sich das marmorne Denkmal der Kaiserin Josefine erhebt, enthält in diesem Monument die stolzeste Tradition der Insel. Die vornehmsten Familien Frankreichs waren mit den Schicksalen der Insel aufs engste verknüpft, und selbst dem großen Napoleon durfte diese auserwählte Kolonie seine erste Gattin schenken.

Das Fort ist heute im Verfallen, der Hafen versandet, und statt der Flotten, welche ihn einst erfüllten, verkehren nur wenige Schiffe, kaum ein Dutzend in der Woche in seinem prachtvollen Becken.

Nach dem Brande von 1893 wurde die Stadt wieder aufgebaut und ihr jetziger Zustand soll den Anforderungen der Hygiene so ziemlich entsprechen. Doch hat dies keine neue Blüte der Stadt herbeigeführt und neben blanken neuen Häusern giebt es noch zahlreiche verkohlte Ruinen. Ein Schmuck der Stadt sind die zahlreichen Alleen; vor allen Dingen habe ich aber das romantische moosüberzogene Fort bewundert, welches düster in das blaue heitere Meer auf einer kleinen Halbinsel hinausragt.

Hafen von Fort de France.

Reicheres Leben blüht noch in St. Pierre. Dort liegen zu jeder Zeit Schiffe im Hafen, oft mehrere Dampfer, stets viele Segler. Da weht die italienische, norwegische, englische, amerikanische Flagge, selten die holländische oder spanische, noch seltener die deutsche neben der Trikolore Frankreichs. Diese Schiffe bringen Kohlen, Eis, Industrieprodukte und verladen Zucker, Melasse und Rum. Aber was bedeuten sie für eine Insel von 180000 Einwohnern! Es ist ein kläglicher Verkehr; die Farbigen der Kolonie haben eben keine Kulturbedürfnisse; und so ist für sie kaum mehr Einfuhr notwendig, als für eine gleiche Zahl ihrer Verwandten in der afrikanischen Heimat. Außer Negern und Mischlingen wird die Insel bewohnt von französischen Kreolen, wenigen Franzosen und einer geringen Anzahl indischer Kulis. Diese letzteren sind nur auf einigen Pflanzungen verwendet.

Hafen von St. Pierre, Martinique.

Blick vom Hügel über St. Pierre nach Norden.

Die Mehrzahl der Kreolen und Franzosen findet man in den größeren Städten, in deren Nähe auch die größeren Fabriken und Mühlen meist gelegen sind. Da keine Eisenbahn existiert, können die im Innern gelegenen Pflanzungen gar nicht mehr aufkommen.

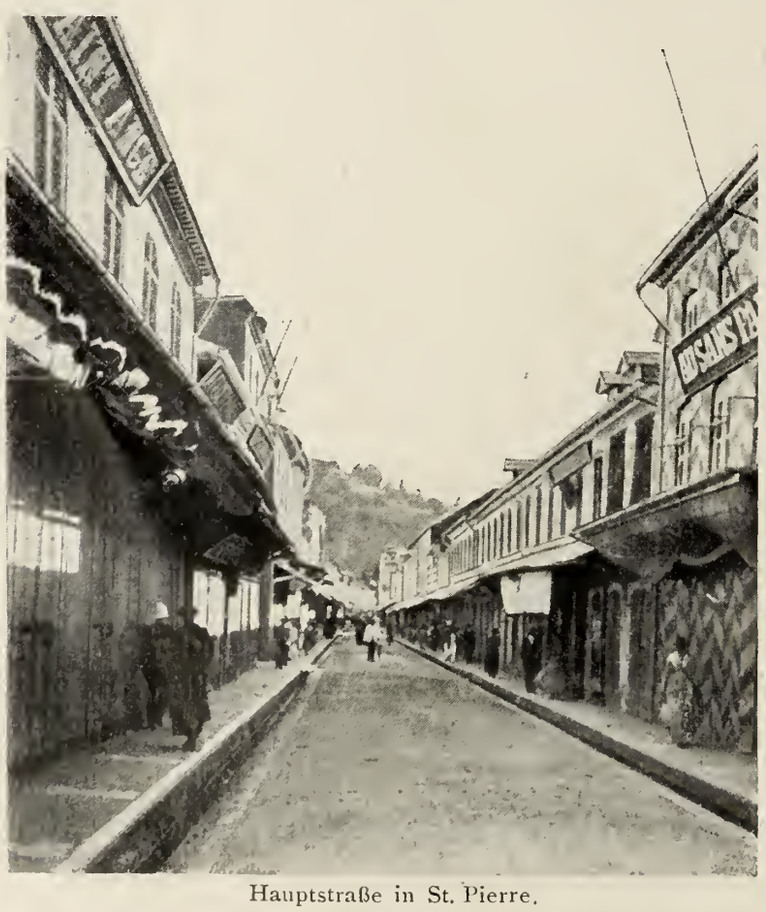
Im Norden der Insel suchte ich eine »Habitation« auf, welche einer Familie des alten französischen Adels angehört. Die Familie besitzt große Vermögen, betreibt also ihre Plantage und die Rumfabrikation hier ruhig weiter, wenn auch in manchem Jahre zugesetzt werden muss. Hier erhält man aber einen Eindruck, wie stolz früher solche Herrensitze gewesen sein müssen. Eine Allee führt zu einem hohen Thor, ein kleiner Garten wird durchschritten, und ich stehe vor dem weißen, dreiflügeligen Herrenhause. Eingang, Korridors, Säle, alles wirkt sehr vornehm, doch hat die Familie alle kostbareren Einrichtungsgegenstände nach Frankreich geschafft. Der Leiter der Plantage, ein Verwandter des Besitzers, empfängt mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit und führt mich in den Garten, wo er mich seiner Familie vorstellt: schöne Kreolinnen in neuesten Pariser Toiletten, junge Männer in tadellosem Anzug. Der Garten verdankt seinen Schmuck noch dem Anfang des vorigen Jahrhunderts: einige barocke Statuen, Hecken, Rosengewinde und Teppichbeete. Dahinter ein kleiner »Jardin d'acclimatation«. Hier werden Spargel, Artischoken, Trauben gezogen. Man bringt auf silbernen Platten in silbernen und krystallenen Gefäßen von wunderschöner Arbeit einen »petit punch colonial«, und dann begleiten mich die Herren durch die Wirtschaftsgebäude.

Es giebt da eine ziemlich bedeutende Viehzucht, besonders Pferdezucht. Dort ist die Zuckerfabrik, da die Brennerei, dort die Arbeiterwohnungen; man zeigt mir die unterirdischen Gewölbe, in denen früher ungehorsame Sklaven gequält wurden u. s. w. Aber auch hier sieht man Ruinen; ein großes Lagerhaus, welches von dem Cyklon zerstört wurde, ist nicht wieder aufgebaut worden.

Erdbeben und Cyklone sind ja eine Quelle fortgesetzter Schäden auf den Antillen. Jedes Jahr lesen wir in den Zeitungen von den Katastrophen, welche die Hurrikane oder Tornados anrichten. Über der heißen Fläche des Ozeans bildet die aufsteigende Luft Wirbel, die zu jenen entsetzlichen Wirbelstürmen anwachsen und oft über die Antillen hin die ostamerikanische Küste entlang weit nach Norden ziehen; auf der See wie auf dem Lande bezeichnen ungeheure Verwüstungen ihren Weg.

Ein Cyklon hatte auf derselben Habitation eine marmorne Tischplatte durch die zerstörte Decke eines Zimmers gehoben; beim Nachlassen des Windstoßes war sie wieder heruntergesunken und hatte sich auf den letzten Balken der Decke niedergelassen, wo sie beim Neubau belassen wurde, zum Staunen der späteren Geschlechter.

In früherer Zeit war es Sitte, dass die reichen Plantagenbesitzer in den Städten auch ein Stadthaus besaßen. Die steinernen Häuser und die langen Straßen mit den vielen Läden und Warenhäusern kleinen Umfangs geben den Städten, besonders St. Pierre ein charakteristisches Gepräge. Diese letztere ist durch ihre Lage und Bauart für das Auge sehr reizvoll; und wenn man sich nicht gerade in die Häuser und Höfe der armen Negerbevölkerung begiebt, so hat man auch den Eindruck einer sauberen Stadt. Alle Straßen werden in tiefen Rinnsteinen zu beiden Seiten von kräftigen Wasserbächlein durchflossen. In diesen Rinnen wird Schmutz und Unrat entleert, aber das rasche Gefälle führt alles schnell von dannen. Die Stadt besteht hauptsächlich aus einer langen Straße unten am Meere, von ihr ziehen sich Gassen die Hügel hinauf und in das Thal hinein. Mit seinen Vorstädten umgreift St. Pierre eine weite Bucht, welche im Charakter ein wenig an den Golf von Neapel erinnert. Den Norden beherrscht der Mt. Pelée, ein



Hauptstraße in St. Pierre.

Blick von Trois Ponts gegen den Mt. Pelée.

schöngeformter Vulkan, welcher bis zum Gipfel in grüne Vegetation gehüllt ist, im Südosten erhebt sich ein anderer ebenfalls längst erloschener Vulkan, der Piton du Carbet.

Die Stadt ist von zahlreichen Gärten umgeben, in denen alle Produkte der Tropen üppig gedeihen: auf meinem Tisch gab es stets in reicher Fülle Bananen, Ananas, Sapotillen, Mangos, Aleghetta-Pears u. s. w.

Dieser Tisch wurde mir gedeckt im »Hotel des bains«. Es ist dies ein verwahrlostes Haus, welches in der alten guten Zeit der Sklaverei mit großer Pracht ausgestattet worden war. Spiegel, Marmor und Vergoldung schonte man in jenen Tagen nicht; damals hauste ein großer Herr in den Räumen, jetzt ist ein Neger Besitzer, welcher ein Hotel daraus gemacht hat und alles verkommen lässt, während er seine Gäste, wenn auch nicht gerade prellt, so doch nach Möglichkeit ausbeutet. Am Gebäude wird kein Schaden ausgebessert, es fehlen Schlüssel, es giebt keinerlei Bequemlichkeit und die Bedienung ist von einer grenzenlosen Unverschämtheit. Zerbrochene Spiegel bleiben an ihrem Ort, und fehlende Bodenplatten werden nicht ersetzt: das sind echte westindische Zustände!

Wie für dies Haus, so ist für die ganze Insel, ja für ganz Westindien, der Ruin zum großen Teil durch die Negerwirtschaft verschuldet. Nachdem die Aufhebung der Sklaverei dem Plantagenbau den ersten großen Schlag versetzt hatte, blühte er allmählich wieder auf, indem Westindien mit seinen Zuckerrohrpflanzungen fast den ganzen immer mehr zunehmenden Bedarf der Erde zu befriedigen hatte. Dann aber kam das zweite schwerere Unheil: die Rübenzuckererzeugung in Europa, besonders in Deutschland, und die damit verbundene Schutzzoll- und Prämienpolitik. Wie oft kann man in Westindien hören: Ihr Deutsche habt uns zu Grunde gerichtet! Für die westindische Zuckerproduktion blieb als einziger Markt Nordamerika übrig, aber auch da wurde der Rohrzucker durch die Konkurrenz des Rübenzuckers immer mehr verdrängt und neuerdings droht durch die Anlage von Rübenzuckerfabriken in den Vereinigten Staaten neue Gefahr. Für die kleinen Antillen ist die Lage vollends schlimm geworden durch die Erwerbung Cubas und Portorikos durch die Amerikaner.

In Martinique glaubte man den Niedergang des Handels durch Hebung der Rumfabrikation aufhalten zu können. Da aber die Rumfabriken sehr kostspielige Anlagen sind, so half das nur wenigen und führte zur Vereinigung großer Besitztümer in einigen Händen; Plantagen, welche nicht selbst destillieren, stehen meist im Vertragsverhältnisse zu den Fabriken, aber sie produzieren meist mehr, als man

ihnen abnehmen kann, und außerdem sind ja die Verkehrsverhältnisse so schlecht, dass nur die am Meere gelegenen Plantagen von diesem Vorteil Gebrauch machen können.

Es fehlt eben in Martinique an Kapital, um nutzbringende Unternehmungen einzuleiten. Große Besitzungen liegen gänzlich unbenutzt da, und auch von den besten sind nur geringe Bruchteile zur Zeit bebaut. Es kam zur Zuckerkrisis ein weiteres Moment hinzu, welches auch für die nichtfranzösischen Kolonien in den Antillen unheilvoll wirksam war. Zu derselben Zeit, wo die Inseln die Krise durchmachten, absorbierten große koloniale Neuerwerbungen und vor allen Dingen die wirtschaftliche Ausnützung der Festlandkolonien das ganze Interesse und die Kapitalien der Mutterländer. Große Summen wurden aus westindischen Unternehmungen herausgezogen und in anderen Kolonien, denen sich auch die Fürsorge der Regierungen viel mehr zuwandte, angelegt.

Und doch ist in Westindien noch viel zu gewinnen; wie oft kann man in den westindischen Kolonien, einerlei welcher Nation sie gehören, gesagt bekommen: Ja, wenn wir deutsch wären, was würdet ihr aus unseren Inseln nicht alles machen! Dem oft ausgesprochenen Wunsche der wenig patriotischen Kreolen »deutsch zu sein«, liegt die — allerdings wenig wahrscheinliche — Hoffnung zu Grunde, dass dann der Konkurrenzkampf mit dem Rübenzucker aufhören würde.

Aus den Schicksalen dieser ältesten tropischen Kolonialländer können wir für unsere Kolonien sicher viel lernen. Jedenfalls sind Inselkolonien im Gegensatze zu den festländischen vorwiegend für Plantagenwirtschaft geeignet. Aber man sollte niemals ihre Existenz von Massenprodukten abhängen lassen. Wenn der Boden geeignet ist, so sind sie das richtige Feld für Spezialitätenprodukte: in Martinique beginnt man mit viel Glück Kaffee, Tabak, Vanille zu bauen. Wenn eine Insel feine Sorten zu erzeugen vermag, so ist ihre Zukunft gesichert. Ein weiterer wesentlicher Umstand: eine Kolonie soll ihr Hauptabsatzgebiet im Mutterlande haben. Das wird in der Zukunft noch mehr Geltung haben als früher. Der rasche Ruin von Westindien war dadurch verschuldet, dass weitaus der größte Teil der Produkte ins Ausland ging, welches sich jeden Augenblick gegen die Einfuhr absperren konnte.

Straße bei St. Pierre, Martinique.

Wenn bisher meine Schilderungen der Natur des Landes und seiner Bewohner sich stets in wirtschaftlichen Betrachtungen verloren, so hat das seinen guten Grund darin, dass die starke Bebauung und Bevölkerung von Martinique und die Spuren einer glänzenderen Vergangenheit dem Besucher überall auffallen. Das gilt aber nicht von allen Teilen der Insel. Wir werden in einem späteren Kapitel von den urwaldbedeckten Bergen des Landes hören, und auch die Ebene, sowohl im Süden, wie im Osten ist auf weite Strecken hin noch Wildnis. Die größeren Städte liegen an der Westküste, im Osten finden wir einige kleinere Gemeinden. Der Süden hat einen ganz besonderen Charakter; da streckt sich eine weite Bucht ziemlich tief gegen Norden in die Landmasse der Insel hinein. Von den zahlreichen Buchten, welche als Fortsetzung der von den Bergen niedersteigenden Schluchten erscheinen, ist sie ähnlich wie die Bucht von Fort de France durch ihre Breite und Seichtheit unterschieden; man nennt sie auf der Insel auch nicht eine anse wie jene anderen, sondern eine baie.

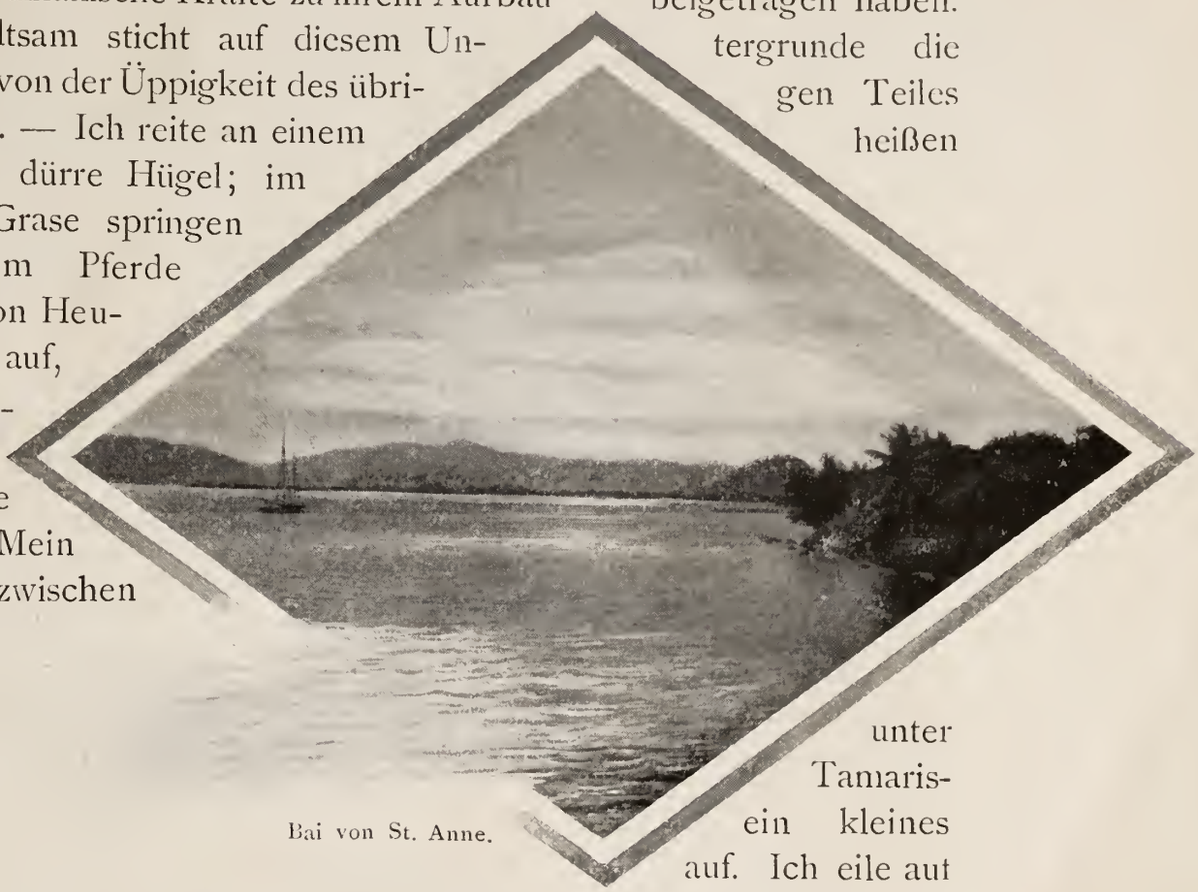
Ein kleiner Dampfer, welcher zweimal in der Woche den Küstenverkehr vermittelt, hatte mich nach Süden gebracht. Ich war an der Westküste entlang gefahren, an Fort de France vorbei und hatte zahlreiche jener romantischer anses, die Anse d'Arlet u. a. besucht. Während bei Fort de France die Berge niedrig gewesen waren, hoben sich ihre Gipfel weiter im Süden wieder schroffer empor; zahlreiche Kegelberge geben der Landschaft ein fremdartiges Aussehen. Im Gegensatze zu den Küstenstrecken im Norden sind hier die Berghänge trotz ihrer Steilheit bis hinunter zum Meere bewaldet; und der Wald ist ein richtiger üppiger Urwald, man sieht viele alte, dazwischen gestürzte Bäume; zahlreiche der riesigsten Exemplare sind blattlos, denn hier hat die Regenzeit noch kaum eingesetzt.

Während wir unter diesen steilen Bergen einherfuhren, hingen schwere Wolken am Himmel, ein heftiger Regen- und Sturmwind legte unser Schifflein auf die Seite, so dass ich es mit Behagen empfand, als ich in die weite Bai von le Marin einfuhr, deren blauer Spiegel kaum gekräuselt war und über welcher ein blauer Himmel strahlte. Die Bai wird durch eine schmale, mit Palmen bewachsene Landzunge in zwei Teile geschnitten; an der seewärts gelegenen Hälfte liegt das Dörflein St. Anne, in welchem ich mehrere Tage verweilte. Von hier aus machte ich zahlreiche Bootfahrten, welche mir eine reiche Ausbeute an Meerestieren brachten und von welcher im VII. Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird.

Aber vor allem ist es das Land, welches durch seinen eigentümlichen Charakter auffällt. Während der westliche Abhang der Hügel,

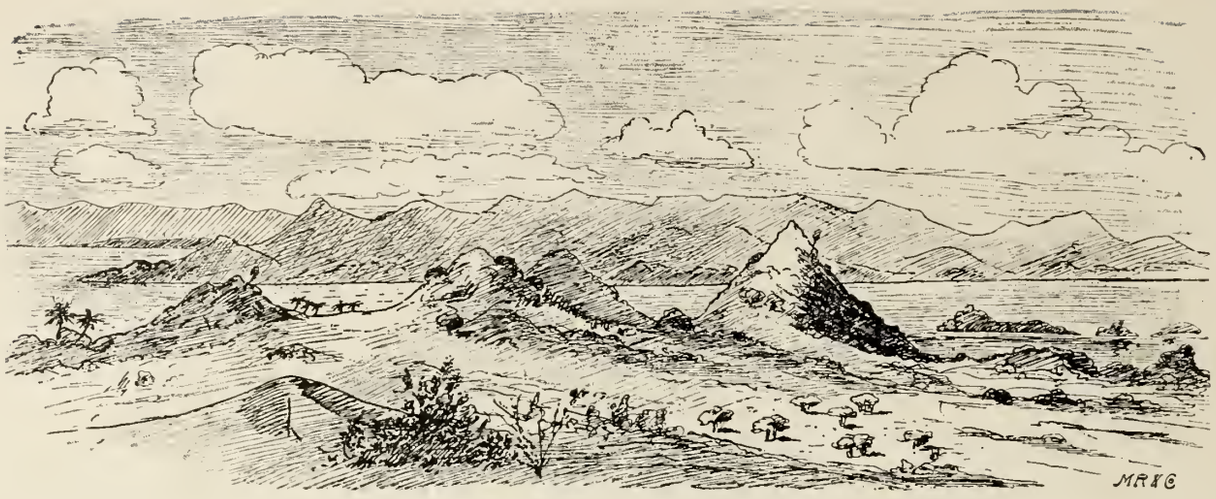
also die Seite von St. Anne unter Palmen und üppiger Vegetation eine Menge von Negerhütten beherbergt, ist der Osten zum großen Teil kahl und verlassen. Hier befindet sich ein kleiner Teil der Insel, welcher aus Sedimentgesteinen gebildet wird, während sonst ausschließlich vulkanische Kräfte zu ihrem Aufbau beigetragen haben.

Wie seltsam sticht auf diesem Untergrunde die Landschaft von der Üppigkeit des übrigen Teiles der Insel ab. — Ich reite an einem heißen Tage über dürre Hügel; im trockenen Grase springen vor meinem Pferde Hunderte von Heuschrecken auf, um mich blühen und duften die Mimosen. Mein Pfad lenkt zwischen Zuckerrohrfeldern unter ein, und ein kleines hohen Tamarisken taucht Herrenhaus auf. Ich eile auf dasselbe zu und halte überrascht inne: auf einer Plattform, die über den Abhang des Berges zum Meere in die Tiefe schaut, steht lebend ein nackter schwarzer Triton und bläst lustig mit dem Muschelhorn in die Weite. Auf den Klang hin eilen Arbeiter aus den Feldern und Gebäuden herbei und versammeln sich unter den Bäumen vor dem Hause. Es ist Zahltag, und die Besitzer, zwei junge, unternehmende, thatkräftige Männer, lohnen die Arbeiter und Arbeiterinnen unter freundlichen Scherzen und im schönsten Einvernehmen ab.



Bai von St. Anne.

Aber ich habe kaum Zeit auf all' dies zu achten, so sehr ist mein Blick von dem Landschaftsbilde gefesselt, welches sich vor mir eröffnet. Das Land fällt nach Osten steil zu einer flachen Ebene ab, welche gelb und dürr von dem dunkelblauen Meere absticht; nahe dem Lande hat die Brandung die Wogen mit weißem Schaum bedeckt. In der trocknen Ebene liegt dumpf und stahlgrau der Spiegel einer Lagune. Daneben eine altbraune, verfallene Mühle wie von einem alten Niederländer gemalt! Und ringsherum breitet sich dürres Grasland, mit einzelnen stachlichten Büschen, Mimosen, Akazien und dergleichen. Ringsumher erheben sich zahlreiche kleine Kegelberge, auf denen hier



Formation nördlich von St. Anne. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

und da die mächtigen gelben Blütenrispen der Agaven in die Luft ragen. Von dem Gipfel eines solchen, zum größten Teil mit Rasen bewachsenen, Kegels ist die Aussicht fast noch merkwürdiger und reizvoller, besonders in der Richtung gegen die Bai von St. Anne hin.

Die Mimosen blühten und waren von zahllosen Insekten umschwärmt, die Lagune war von Wasservögeln belebt, und in allen Büschen ließ ein amselartiger Vogel sein Lied ertönen.

Von den Besitzern des Herrenhauses und des umliegenden Landes, der Salines, wie es nach der Lagune genannt wird, wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Die beiden jungen Männer, die Söhne meiner liebenswürdigen Wirtin in St. Anne, Madame Dejean, zeigten und erklärten mir alles in der entgegenkommendsten Weise. Auch hier überall Ruinen! Aber »neues Leben blüht aus den Ruinen!«

Palmenallee bei St. Anne.

Das große Herrenhaus liegt in Trümmern, ebenso die Zuckermühle; aber: »Wir werden sie schon wieder in Gang bringen«, heißt es, und: »im nächsten Jahre wird das angebaut und im übernächsten jenes!« Ein tröstendes Bild zielbewusster Arbeit in diesem Lande, wo sonst alles rückwärts geht.

Mit den jungen Männern unternahm ich gegen Abend noch einen Ritt zu der ehemaligen Besitzung des Marschalls Bertrand. Wir ritten durch Mangrovedickicht und zwischen solchem hindurch; dann wieder auf dem gelben Sandstrande, wo unsere Pferde scheuten, wenn ihnen die Flutwoge zwischen den Beinen emporspritzte und wo die weißen Sandkrabben vor uns flüchteten. Wir kamen zu einer steilen Küste und ritten dicht an dem Abhange hin, wo tief unter uns die Klippen lagen, auf denen zahllose Wasservögel nisteten. Auf halbverwachsenen Pfaden kamen wir schließlich der Plantage nahe, deren großer Hafen jetzt öde dalag. Noch schlimmer sahen die Bauten und die Gärten aus. Da ist alles verlassen und zerstört. Die Schlinggewächse der Tropen haben die Statuen verhüllt, der Teich ist von Kräutern ausgefüllt, und Flamingos haben von ihm Besitz ergriffen. Die Zuckermühlen sind verfallen, ehemals der Stolz der Besitzer: eine Windmühle, eine Wassermühle und eine Dampfmühle! Halbwilde Schweine wühlen an den Wurzeln der alten Bäume, und auf der Schwelle des Wohnhauses ringelt sich eine Schlange.

Meine Freunde wurden durch diesen Anblick traurig gestimmt: wir ritten schweigend eine Weile zusammen, um dann Abschied zu nehmen. Ich ritt nach St. Anne zurück, während sie nach Hause zurückkehrten. Die Dunkelheit brach rasch herein; in den Kronen einer langen Palmenallee suchten Hunderte von schwarzen amselartigen Vögeln ihren Schlupfwinkel für die Nacht. Die Stimmen der Frösche erhoben sich im Sumpfe, die Cikaden schnarrten und die Grillen zirpten. Aus allen Büschen brachen wie ein Feuerregen die leuchtenden Käfer hervor, und ein weicher linder Lufthauch vom Meere herüber brachte den ganzen schwermütigen Zauber einer Tropennacht über mich.

II. Kapitel

Die kleinen Antillen

Man hat oft das Antillenmeer das Mittelmeer Amerikas genannt; es verdient diese Bezeichnung aus mancherlei Gründen. Wie dem gelehrten Geographen, so drängen sich auch dem unbefangenen Laien eine Menge von Vergleichspunkten auf. Die bunte Schönheit der Landschaft, welche sich mit einem milden, im Winter meist nicht ungesunden Klima verbindet; die Sorglosigkeit des Lebens, welche grell mit der heftigen Lebensverzehrung des amerikanischen Nordens kontrastiert; die auffallenden Typen der Bevölkerung und dazu die Reste einer reicheren Kultur der Vergangenheit, welche hauptsächlich unsern Mittelmeerländern entstammte: alles dies sind leicht zu beobachtende Dinge, an welche unser Geist sich klammert, um durch Vergleichung mit dem Bekannten das Fremdartige und Ungewohnte vertrauter zu machen. Denn sobald wir uns von den größeren Allgemeinheiten zur Betrachtung der Einzeldinge wenden, erschließen sich unserm Auge im Glanze der Tropensonne ungeahnte Erscheinungen; wir finden als Wirklichkeiten viele jener Seltsamkeiten wieder, mit denen unsre Phantasie ruhmredig die Landschaften ihrer Märchen auszuschmücken pflegte.

In Barbados, dem Handelsmittelpunkte der südlichen Antillen, sollten wir den großen Ozeandampfer verlassen, um den »intercolonial steamer«, einen kleineren Dampfer von schmuckem Aussehen, zu besteigen. Dieser war bestimmt, die Fahrt durch die Kette der »Inseln unter dem Winde« bis nach St. Thomas zu machen. Ehe wir aber weiterfuhren, war uns ein Tag Aufenthalt auf Barbados gegönnt. Nach der mehr als zweiwöchigen Seefahrt war es ein freudiges Ereignis, wieder das feste Land zu betreten. Unser Schiff ankerte in einer ziemlich offenen Rhede; gerade uns gegenüber lagen die weißen Gebäude der Stadt Bridgetown, zu beiden Seiten erstreckten sich lange Landstreifen ins Meer hinaus, von Vegetation bedeckt und durch weißleuchtende Riffe fortgesetzt. Die Insel ist niedrig und ihr Gelände zum großen Teil von den riffbildenden Korallen erbaut.

Ich ließ mich ans Land rudern und wurde am Quai von einer lärmenden Menschenmenge empfangen. Es wimmelte von Negern in

allen Schattierungen der Hautfarbe, vom rein erhaltenen Afrikaner bis zum fast weißen Mischling. Hier in der englischen Kolonie fällt wohlthuend die Reinlichkeit der Bevölkerung auf; man kann von dem westindischen Neger im allgemeinen sagen, dass er weit reinlicher ist als der Süditaliener. Ebenso waren Straßen und Häuser sauber und machten zum Teil einen recht wohnlichen Eindruck.

Straße in Bridgetown, Barbados.

Die Sonnenglut war zwischen den rückstrahlenden Mauern der Gebäude fast unerträglich, und ich strebte, nachdem ich meinem Haupte den Schutz eines Tropenhelms verschafft hatte, eifrig danach, ins Freie zu gelangen. Eine primitive, maultierbespannte Trambahn brachte mich nach Hastings, einem kleinen Erholungsort mit Bädern an der Küste. Es war eine Zeit großer Trockenheit, das Land sehr dürr; doch waren zahlreiche blattlose Bäume mit großen bunten Blumen bedeckt. Auf dem Wege passierte ich eine Kaserne, in welcher ein englisch-westindisches Regiment liegt; die Truppen sahen recht gut und schmuck aus. Heutzutage haben sich die hygienischen Verhältnisse bedeutend gebessert gegenüber der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts; man kann aus jener Zeit doch kaum einen englischen Roman lesen, in dem es nicht mindestens einmal hieße: »er war in Westindien am gelben Fieber gestorben«. Die Kasernen sind von weiten Spielplätzen für Fußball- und Tennisspiel umgeben; ausreichende Körperbewegung gehört zu den wichtigsten Vorsichtsmaßregeln gegen Tropenkrankheiten.

Abgesehen von schönen Partien am Meeresstrand und einigen wenigen Felsen, bietet die Insel Barbados in landschaftlicher Beziehung wenig Bemerkenswertes. Sie ist flach und durch den Anbau fast jeglicher Urvegetation beraubt. Weithin ist das gesamte Land mit Zuckerrohrfeldern bedeckt; hier und da zeigt sich ein Landhaus von einem schattigen Garten umgeben.

Die so weit getriebene Urbarmachung hat auch die einheimische Tierwelt sehr reduziert, und wie auf den übrigen Antillen, so ist ganz besonders hier manche Tierart von den Kolonisten gänzlich ausgerottet worden. Immerhin fallen dem Neuling in den Tropen merkwürdige Vögel, Schmetterlinge, Käfer in die Augen. Um die blühenden Bäume bei Hastings schwirrten wie Bienenschwärme Hunderte von dunkelgefärbten Kolibris.

Bei Spaziergängen konnte ich weitab von der Küste Korallen und Muscheln finden, Denkmäler der Entstehungsgeschichte der Insel. Sie gehören zum Teil zu denselben Arten, welche jetzt noch im umgebenden Meer an der Vergrößerung der Insel weiterbauen; doch finden sich in den festeren Gesteinen des Innern auch Korallenarten aus früheren Erdperioden.

Von den übrigen Inseln der Kette ist Barbados durch eine sehr bedeutend abfallende Meerestiefe getrennt. Während wir in der nächsten Nacht diesen Kanal durchquerten, um St. Lucia zu erreichen, wurden wir von einem Wirbelsturm überfallen, welcher uns eine schlimme Nacht verschaffte. Barbados und das umgebende Meer gehören zu den Teilen der Erde, welche am häufigsten und in der schrecklichsten Weise von Wirbelstürmen heimgesucht werden. Leitet sich doch auch das Wort Orkan oder Hurrikan von der Sprache der vorkolumbischen Bewohner Westindiens her. Kurz nach meiner Rückkehr nach Europa wurde Barbados, dann St. Thomas und Portoriko von einem so schrecklichen Sturm heimgesucht, dass die Kolonien dadurch beinahe zu Grunde gerichtet erschienen. Die meisten der übrigen Inseln haben ähnliche Katastrophen durchgemacht, sich aber infolge der üppigen Kraft der Tropennatur meist bald wieder erholt. Wenn aber ein solches Naturereignis mit einer wirtschaftlichen Krisis, wie gegenwärtig der Zuckerkrisis, zusammenfällt, so sind die Aussichten weit weniger günstig.

Wir wurden in jener Nacht so jämmerlich herumgeschüttelt, dass trotz der langen vorausgegangenen Seefahrt fast alle Passagiere seekrank wurden. So war es denn allen eine Erlösung, als wir am Morgen in den herrlichen Hafen von Castries auf St. Lucia einfuhren.

Wie ein stiller Waldsee, von grünen Hügeln umrahmt, breitete sich der Hafen vor uns aus; der enge Eingang, durch welchen wir hereingekommen waren, schloss sich vor unsern Augen scheinbar, und über dem grünen Wasserspiegel fächelte ein linder Morgenwind. Trotz seiner Enge besitzt der Hafen eine Tiefe, dass unser Dampfer dicht am Ufer am Quai anlegen konnte. Wir eilten rasch ans Land und wandten uns erst durch mächtige Kohlenlager hindurch, ehe wir zu den Ansiedelungen kamen.

Im Gegensatze zu Barbados dominiert hier noch die freie Natur; sie stößt unmittelbar an die Stadt oder vielmehr es verwischen sich die Grenzen beider vollständig. St. Lucia ist vielleicht eine der schönsten unter den kleinen Antillen. Die merkwürdig geformten vulkanischen Gipfel, der schöne Hafen und dazu eine Vegetation, wie ich sie üppiger nur auf Dominika fand, vereinigen sich zu einem prächtigen Tropengemälde. Auch hier wird der Frieden der Natur durch die furchtbare Lanzettschlange gestört. Doch hat man schon seit geraumer Zeit die Mangous eingeführt, und es ist schon festgestellt, dass die Schlange in den Umgebungen der menschlichen Ansiedelungen selten zu werden beginnt.

Unter Palmen und Bananen breitet sich das Städtchen Castries aus; die Einwohner der Insel sind englische Unterthanen, aber sie sind »französische Kreolen« geblieben, nicht alle sprechen englisch, die Umgangssprache ist die »langue creole«. Es macht sich auch in vielen anderen Beziehungen der Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten geltend. In allen englischen Kolonien, welche ehemals französisch waren, finden sich Kirchen beider Konfessionen; meist zeigt die evangelische nüchterne Formen, ist gesund und luftig gebaut, während die katholische sich mehr in der Freude an schönen Formen ergeht. Auf den englischen Inseln fallen vor allem die wundervollen sauberen Markthallen auf. Sie sind häufig in Eisenkonstruktion gebaut, mit Steinen gepflastert, haben fließendes Wasser und werden rein und ordentlich gehalten; dem mitteleuropäischen Auge ein höchst beruhigender Anblick.

Als wir in die Markthalle in Castries traten, verblüffte uns sogleich die saubere Einteilung und Anordnung. Auf einem Flügel befanden sich die Fleischhändler, auf dem anderen die Fischhändler, dazwischen in bunter Fülle die Verkäuferinnen der Gemüse und Früchte. Der frische Wind, welcher durch die Halle strich, nahm jeglichen Geruch mit sich weg, so dass man mit einem wahren Vergnügen die appetitlichen Reihen durchwandelte. Der Fischmarkt bot eine Menge von seltsam geformten und farbenprächtigen Fischen; vor allen Dingen gab es riesengroße, wunderschöne Thunfische. Krabben und Tintenfische werden selten gegessen; überhaupt sind die Neger wählerischer in Bezug auf die »Meeresfrüchte« als es z. B. die Italiener sind. Als eine Delikatesse gelten mit Recht die fliegenden Fische.

Viel reichlicher und köstlicher war aber hier für den Vegetarier der Tisch gedeckt. Um eine Probe zu machen, kauften wir uns einen ganzen Korb voll der verschiedenartigsten Dinge: Kokosnüsse und Bananen, Mangos, Sapotillen, Aleghetta Pears, Sower Soup (die unreife Frucht des Affenbrotbaumes), sogenannte Apricots, und vor allem

schöne große Ananas. Fast alle diese Früchte haben zunächst einen für uns fremdartigen Geschmack; an diesen gewöhnt man sich bald und lernt vor allem die Mangofrüchte sehr schätzen. Vorläufig hielten wir uns mehr an die Ananas und Orangen.

In ganz Westindien ziehen die Verkäuferinnen von Obst und Gemüse durch ihr bizarres Aussehen das Auge des Fremden auf sich. Es sind meist alte Negerweiber, und man könnte meinen, der Eintritt in die Zunft der Obstverkäuferinnen werde von einem gewissen Grade von Hässlichkeit abhängig gemacht. Sind schon bei uns schöne alte Frauen nur in edlen Geschlechtern häufig zu finden, so ist eine alte Negerin, wenn nicht ein Schimmer von Gutmütigkeit ihre Züge mildert, das äußerste von menschlicher Hässlichkeit. Ein zahnloser Mund, krauses, verwirrtes, ungezieferreiches Haar, ein schmutziges, von Fältchen bedecktes Gesicht, dazu eine welke Gestalt, die halb mit bunten Fetzen oder nur einem langen Hemde bedeckt ist: das ist der Gesamteindruck einer solchen Person, welcher noch durch eine kurze Tabakspfeife vervollständigt wird. Und das schreit, schimpft und keift und ist oft den ganzen Tag betrunken!

Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so sahen wir schon in der Ferne die blauen Berge von Martinique auftauchen. Dort verließ ich den Dampfer und verbrachte auf der Insel mehrere schöne Wochen, worüber ich im vorigen Kapitel berichtete.

Als ich von Martinique wieder Abschied nahm, schiffte ich mich an Bord eines amerikanischen Dampfers ein, welcher, von Insel zu Insel fahrend, Zucker einlud; so hatte ich Gelegenheit, eine Anzahl der kleinen Antillen kennen zu lernen.

Die Fahrt in dem Inselmeere ist äußerst genussreich, wenn man so sehr vom Wetter begünstigt ist, wie ich es war. Meist sieht man beim Verlassen der einen Insel schon die Umrisse der nächsten in der Ferne auftauchen. Man liegt unter dem weißen Sonnensegel des Verdecks in einem bequemen Stuhle, während die See leise und gleichmäßig rauscht, die Maschine in unermüdlichem Takte arbeitet. Über das blinkende und glitzernde Wasser, dessen steter Anblick das Auge reizt und ermüdet, erhebt sich dieses zu den auftauchenden Formen der neuen Insel, erfreut sich an jedem Baume und jeder Hütte, die auf den Hängen der Berge sichtbar werden. Das Schiff läuft in den Hafen ein, bald bei einer kleinen Stadt, bald in einer stillen Bucht, an welcher sich eine große Plantage angesiedelt hat. Ein Kanonenschuss verkündet denen am Lande unsere Ankunft, Boote kommen von dort zum Dampfer; dann nahen große Kähne, angefüllt mit Säcken oder Fässern voll Zucker; ein großer Haufen schreiender Neger wird zum Verladen des Zuckers an Bord genommen

und unter deren gleichmäßigem, bald dumpfem, bald grellem Gesange der ungeheure Bauch des Schiffes angefüllt und vollgestaut.

Ist der Aufenthalt lang genug, so geht man ans Land, unternimmt einen Ausflug ins Innere der Insel oder besucht die Plantagen und Fabrikanlagen. Wenn jedoch die Frist zu kurz bemessen ist, so treibt man sich an Bord des Schiffes umher, schaut den kräftigen, muskulösen Negern bei ihrem Werke zu oder versucht mit der Angel der Tafel einen Beitrag zuzuführen. Meist ist das Schiff von Rudeln großer Haifische umschwärmt; diese furchtbaren Feinde lauern auf jeden Gegenstand, welcher aus dem Schiffe ins Wasser fällt, sind jedoch so schlau und vorsichtig, dass man sie nur mit Mühe erlangen kann. Solange sie das Schiff umschwimmen, kann man sich von einem ängstlichen Gefühl kaum befreien. Aber ihre Bewegungen sind so elegant und graziös, dass man doch manchmal die Angst vergisst und sich des schönen Eindruckes erfreut.

Selbst für einen Menschen, der ganz von materiellen Gesichtspunkten ausgeht, ist die Fahrt zwischen den Inseln genussbringend; man denke sich eine lange Seefahrt, während deren es täglich frisches Fleisch, frische Gemüse und Früchte giebt. Mein Nachbar bei Tische machte jene Fahrt nur aus dem Grunde, wie er selbst sagte: weil nirgends auf der Welt für einen so vollkommenen Appetit und zugleich für eine so vollkommene Befriedigung desselben gesorgt sei!

In mehr oder minder flüchtigen Besuchen lernte ich die Inseln Dominika, Guadeloupe, Antigua, Nevis, St. Kitts, St. Croix kennen, um schließlich in St. Thomas anzulangen.

Dominika stellte sich unseren Augen als ein gebirgiges, urwaldbedecktes Eiland dar. Hier steigt der wilde Wald bis tief in die Thäler und überzieht alle Flächen. Das Städtchen Roseau, in welchem wir bei heftigem Wogengange landeten, ist reizend in seiner Einfachheit und Sauberkeit. Mit Ausnahme der drei stattlichen Kirchen und weniger steinerner amtlicher Gebäude bestehen alle Häuser aus Holz; sie sind sauber und nett gebaut. Viele Anlagen mit schönen Palmen und blühenden Bäumen lassen den Ort noch lieblicher

Roseau (Dominika).

erscheinen. Ich unternahm einen kleinen Ausflug in ein Thal, welches sich hinter der Stadt an den Berglehnen hinaufzieht. Zuerst passierte ich einen kleinen Fluss, welcher rauschend von den Bergen kam; das Wasser war klar und kühl, dazu trotz der Trockenzeit sehr reichlich; denn Dominika mit seinen Bergen und Urwäldern ist stets feucht und sehr regenreich. In den Wäldern herrscht jene echte Tropennässe, bei welcher einem die Stiefel über Nacht verschimmeln. In dem Flusse standen, schreiend und lachend, eine Menge nackter Negerweiber, welche dort Wäsche in der in Westindien üblichen Weise misshandelten. Man klopft sie nämlich zwischen Kieselsteinen, bis sie entweder sauber oder überhaupt nicht mehr vorhanden ist!

Auf dem anderen Ufer des Flusses dehnen sich weithin bis zum Rande des Urwaldes Zitronenplantagen aus. Zitronen, aus denen Saft zu Limonaden gewonnen wird, sind eines der Hauptprodukte von Dominika. Zwischen diesen Anpflanzungen und besonders am Rande des Urwaldes tummelte sich eine artenreiche Tierwelt. Zahlreiche Vögel der verschiedensten Formen, besonders schöne Kolibris und ein großer bunter Papagei, fielen in die Augen. Die Insekten sind zahlreich und es giebt viele prächtige Vertreter darunter; von Negerknaben werden den Schiffspassagieren hier regelmäßig große Goliathkäfer angeboten. Dominika ist ferner durch den Mangel an Giftschlangen gesegnet; statt deren ist eine Art der Gattung Boa nicht selten; diese ist ein harmloses Tier und wird von den Pflanzern im Lande geradezu als Haustier gehalten.

Ich riss mich schwer von der schönen Insel los; das Schiff führte uns weiter zu kurzem Aufenthalte nach Guadeloupe und Antigua; von da weiter nach Nevis und St. Kitts. Wieder tauchten aus dem Meere spitze Bergkegel, von Wolken umhüllt, auf. Doch hier liegt gleich eine ganze Gruppe von Inseln vereinigt: Nevis und St. Kitts nur durch einen schmalen Kanal getrennt, nicht weit davon St. Eustatius und Saba. Wir nähern uns zunächst der Insel Nevis: vor uns wieder eine glatte Bucht, überragt von einem Kegelberge; dieser ist auf seinem Gipfel bewaldet, seine Hänge und alle Flächen der Insel sind mit Zuckerrohrfeldern bedeckt. An seinem Fuße liegt das Städtchen mit weißen und braunen Häusern, fast gänzlich in Kokoshainen verborgen. Der Hafen ist offen und schlecht, aber gerade deswegen um so schöner. Der Blick schweift weithin über das dunkle Meer bis zu den violetten Bergen von St. Kitts.

Ein Ausflug an Land zeigte die Insel sehr dürr, es war gerade die trockenste Zeit des Jahres. Das Städtchen ist auch in seinem Inneren sauber und nett. Zwischen den Palmen ragen Windmühlen

empor; sie dienen dazu, um Wasserpumpen in Bewegung zu setzen. Die Negerhäuser, meist aus Fachwerk und Holzschindeln gebaut, haben den nämlichen Typus, wie auf Dominika. Zum Teil sind sie auf Pfählen oder kleinen Steinsäulen errichtet; manche mit freundlichen Galerien und Veranden geziert.

Außerhalb der Kokoshaine der Stadt ist die Umgebung dürr und schattenlos. Man schreitet häufig über trockene, harte Rasenplätze. Der Felsen bricht vielfach durch das Humusland und die anbaufähige Schicht scheint nicht dick zu sein. Tiefe Runsen und Schluchten, jetzt auf ihrem Grunde trocken und teilweise mit Kräutern bewachsen, zeigen den Weg an, auf welchem während der Regenzeit die Ackerkrume dem Meere zugeschwemmt wird. Es ist dies eine traurige Folge der Waldausrottung; diese hat allerdings jetzt hier wie auf den übrigen Antillen ein unerwartet rasches Ende durch den wirtschaftlichen Niedergang gefunden. Sonst würden manche der Inseln bald im Charakter unseren Mittelmeerlandschaften in bedauernswerter Weise gleichsehen. Von St. Thomas kann man thatsächlich sagen, dass wenigstens in der trockenen Zeit dieser Eindruck vollkommen erzielt ist.

Der Ruin des Landes tritt einem gerade auf Nevis in der drastischsten Form entgegen. Einst gab es hier viel Pracht und Herrlichkeit. Jedermann auf der Insel rühmt sich damit, dass hier Lord Nelson mit einer Westindierin getraut wurde, hier Hamilton, der Freund und Gehilfe Washingtons, zur Welt kam. Die von Schlinggewächsen umrankten Ruinen eines mächtigen Hotels zeugen noch von den großen Tagen der Vergangenheit. Viele Stockwerke hoch, ragt es wie ein verfallenes Schloss weit über die emporgeschossenen Bäume der einstigen Anlagen. Die festen und dicken Mauern, welche bisher allen Erdbeben widerstanden haben, beginnen jetzt unter dem Einfluss der Pflanzenwelt zu bröckeln. Noch wachsen ringsum fremdländische Gewächse als letzte Spuren des Parkes, der einst hier prangte: Tamarisken, Cypressen, Dattelpalmen. Neben dem Hotel befindet sich, ebenfalls von Ruinen eingefasst, eine Schwefelquelle, welche einst diese Luxusstation der kleinen Antillen auch zu einem Heilbade machte.

Nach all' diesen Ruinen machte Basse-Terre auf St. Kitts (St. Christoforo) einen freundlichen, ja wohlhabenden Eindruck. Als wir in den Hafen einfuhren, wurde unser Schiff von zahlreichen großen Pelikanen umflattert. Die großen Vögel mit ihren seltsamen Schnäbeln, ihrer bizarren Haltung im Fluge und dem schwarz-weißen Gefieder machten einen sehr phantastischen Eindruck.

Wir verweilten hier mehrere Tage und ich hatte Gelegenheit, ziemlich viel von der Insel zu sehen. Die Tierwelt war wie auf

St. Kitts. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Nevis reich, ihr Charakter in den Niederungen einigermaßen durch die Dürre der Jahreszeit bedingt. Es gab zahlreiche Heuschrecken, Bienen und Wespen; auf den feuchten Bergen eine Fülle prachtvoller Schmetterlinge. Auch hier hört man aber nur Klagen über den gegenwärtigen Zustand. Ich hatte Gelegenheit, mich mit dem Besitzer der größten Zuckerplantagen der Insel zu unterhalten. Dieser erzählte mir, dass in den letzten Jahren, wenn es sehr gute Ernten gab, deren Ertrag gerade ausreichte, um die Kosten des Betriebes zu decken. Da gerade hier aber die meisten Besitzer alten reichen Familien entstammen, so machen sich die traurigen Folgen nicht so fühlbar. Auf die deutsche Rübenzuckerproduktion hinweisend sagte mir ein Pflanzer: Ja, ihr Deutsche seid es eigentlich, die uns zu Grunde richten!

Wir fuhren einige Tage um die Insel herum, um an einigen Stellen unsre Ladung zu vervollständigen. Für St. Kitts kamen gerade die ersten Tage der regnerischen Zeit. Man sah zu allen Zeiten Wolken wie isolierte Heerhaufen in der Ferne dahinziehen, Regen über das Meer oder die Insel ergießen. Fast stets erschien in Begleitung der Wolkenmasse ein schöner Regenbogen. Das Meer zeigte immerfort wechselnde Farben. Meist zieht sich am Horizont ein prachtvoll violetter Streifen hin, von dem die übrige Fläche in allen möglichen Tönen, je nach der Beleuchtung sich abhebt: bald hellblau, bald

Bergpfad in St. Kitts

dunkel ultramarin, dann wieder köstlich glasblau; nahen Regen und Wolken, so wird das Wasser grün oder silbergrau, gegen Abend oft

sogar dunkel blauschwarz. Die Wolken veranlassen violette Schatten, wogegen Untiefen sich durch ein milchiges Blaugrün bezeichnen. Wenn so schon die Farbenpracht des Tages eine unerschöpfliche ist, wie sind dann gar die Sonnenuntergangszeiten wundersam und märchenhaft!

Aus diesem farbigen Meere hob sich schaumumtost ein einsamer Kegel, der Vulkan der Insel St. Eustatius. Er erschien fast düster und unnahbar in der umgebenden Freudigkeit. Oft war der Gipfel von finsteren Wolken umhüllt, aus denen lange Regenstreifen niederzogen; doch um alles Harte auszugleichen, spannte die Natur auch über dieses kleine Flecklein Düsterkeit einen sanften Regenbogen.

III. Kapitel

Westindische Bergfahrten

Die wolkenumzogenen Gipfel der Berge von Martinique hatten in mir die Sehnsucht geweckt, sie zu ersteigen, ihre geheimnisvollen Wälder und Schluchten kennen zu lernen. Ich suchte die Zugänge und Möglichkeiten für eine Besteigung insbesondere des Mt. Pelée

Abhänge des Mt. Pelée vom Meere (von Westen) aus gesehen.
Gipfel von einer Passatwolke bedeckt.

zu erfahren. Bei meinen Erkundigungen erhielt ich von den Franzosen und Kreolen der Kolonie meist ganz unzureichende, zum Teil fabelhafte Auskünfte; fast alle waren durch die Angst vor der Lanzettschlange am Vordringen in die Urwälder während ihres ganzen Lebens verhindert worden, sofern ihre Indolenz überhaupt einen derartigen Wunsch hatte aufkommen lassen. Sie erzählten mir phantastische Märchen über die Gefahren der Besteigung und rieten mir alle von meinem leichtsinnigen Unterfangen ab. Weit anders lauteten die Antworten einiger Engländer. Dieselben hatten zum Teil jene Berge selbst bestiegen, zum Teil wussten sie mir von englischen und amerikanischen Reisenden zu erzählen, welche die Besteigung ausgeführt hatten. Einer von ihnen, Mr. Cumberland, ein sehr liebenswürdiger Vertreter seiner Rasse, welcher mir durch vielerlei Ratschläge auch sonst

gefällig gewesen war, verschaffte mir auch einen zuverlässigen Führer. So habe ich denn zum Teil mit Führer, zum Teil allein mehrere Berge und Hügel in Nord- und Südmartinique bestiegen; unter denselben mit besonderem Interesse den Mt. Pelée, den Vulkan, welcher sich im Nordosten von St. Pierre erhebt.

Die Besteigung desselben hatte ich auf den Ostermontag verschoben, da an diesem Tage, einer alten Sitte gemäß, Neger von den verschiedenen Ansiedelungen am Fuße des Berges sich zum Kratersee hinaufbegeben, um daselbst unter Trinken und Singen und Tanzen einige fröhliche Stunden zu feiern. Mein Führer war ein stämmiger Neger von ziemlich dunkler Hautfarbe, der barfuß lief und meinen schwerbeladenen Rucksack samt dem photographischen Apparat mit Leichtigkeit trug. Ich selbst hatte mich mit festen Bergschuhen und mit Segeltuchgamaschen bekleidet, um meine Beine vor den Gefahren einer etwaigen Schlangenbegegnung zu sichern. Außerdem hatte ich einen Lodenmantel mitgenommen, während ich im übrigen leichten Tropenanzug und Tropenhelm trug.

Um der großen Tageshitze möglichst zu entgehen, brachen wir schon in der Frühe nach drei Uhr auf. Noch in vollständiger Dunkelheit marschierten wir durch die Umgebungen von St. Pierre und stiegen an den hügeligen Abhängen der Westseite des Vulkans aufwärts. Es war ziemlich kühl in der nächtlichen Frühe, doch fast ganz windstill. Nur dann und wann bewegten sich die Blätter der Kokospalmen, von denen wir eine lange Allee durchschritten, mit eigentümlich rasselndem Geräusch. Die Sterne standen in wunderbarer Klarheit am Himmel: einem glitzernden Himmel, welcher die Sternbilder vom Großen Bären bis zum Kreuze des Südens umspannte. Zur Seite des Weges waren die Gehänge weithin mit Zuckerfeldern bedeckt, und das Rohr mischte sein leises Säuseln mit dem kräftigeren Rauschen der Palmblätter.

Bei einer kleinen Negerhütte in wenigen hundert Fuß Höhe machten wir eine kurze Rast, um daselbst uns mit einigen »coutelards« oder »machete«, großen Buschmessern, zu versehen. Dieselben erwiesen sich im Verlaufe des Marsches als unbedingt notwendig zur Bahnung des Weges. Wir waren nüchtern abmarschiert und holten hier unser Frühstück nach, indem wir die Milch einer frischen Kokosnuss tranken und etwas Brot aßen. Nach wenigen Minuten waren wir wieder unterwegs und stiegen nun steiler aufwärts. Ein junger Neger hatte sich uns angeschlossen, welchen es auch gelüstete, den Ostermontag auf dem Bergesgipfel zu feiern.

Wir bewegten uns noch zwischen Zuckerfeldern, welche aber hier und da von Baumgruppen und Gebüschen unterbrochen wurden.

Mt. Pelée und Bucht von St. Pierre von Süden. (Nach einem Aquarell des Verfassers.)

Noch gab es einen schmalen Fußpfad, der aber wenig benutzt schien. Plötzlich blieben meine Neger stehen, beugten sich über eine Fährte und machten mich darauf aufmerksam, dass hier schon an diesem Morgen ein Mensch vorübergegangen sei. Man konnte neben Fährten vom vorigen Tage thatsächlich diejenige eines barfüßigen Menschen erkennen, welche sich erst nach dem Taufall in den Boden eingedrückt hatte. Wir fanden auch später oben im Walde unsern Vorgänger, einen Krautpalmsucher. Diese Leute, zu denen auch im gewöhnlichen Leben mein Führer gehörte, sind im allgemeinen, an anderen Tagen als Ostermontag, die einzigen Besucher der Bergeinsamkeit. In den Wäldern suchen sie die wohlschmeckenden jungen Schösslinge der Krautpalme, welche auf den Märkten der westindischen Städte stets einen wohlbezahlten Leckerbissen darstellen.

Es mehrten sich allmählich zwischen den Zuckerfeldern die Gebüsche und Waldparzellen; unser Weg wurde immer ungebahnter und verwandelte sich schließlich in eine bloße Fußspur. Der wirtschaftliche Verfall Westindiens ließ sich auch hier erkennen, indem größere Strecken buschbewachsenen Landes deutlich die Spuren ehemaligen Anbaues zeigten. Hier war die siegreiche Natur wieder in verlassene Positionen der Kultur vorgedrungen.

Aus dem alles überwuchernden Grün der tropischen Vegetation erhoben sich Trachytfelsen, umgeben von Tuffen und Bimsteinschutt.

Wir überquerten einen steilen Abhang und gelangten an eine Schlucht, durch welche ein Gebirgsbach brausend thalwärts stürzte. Trotzdem die Sonne noch nicht aufgegangen war, kostete der Aufstieg schon Ströme von Schweiß, und wir waren froh, Trinkwasser zu finden.

Die Schlucht war dunkel und bot mit ihren pittoresken Felswänden ein wundervolles Bild; der blasser werdende Nachthimmel war durch das duftige Blätterwerk prächtiger Baumfarne in zierlicher Weise verschleiert.

Nachdem wir die Schlucht passiert hatten, nahten wir uns dem Rande des Urwaldes; die erreichte Höhe betrug etwa 400—500 m. Vor dem Walde, welcher gerade und abgeschnitten wie eine Mauer vor uns aufstieg, dehnte sich eine kleine Wiese aus. Dieselbe war mit blühenden Kompositen bestanden und gegen die Schlucht hin durch ein Gatter begrenzt; dieses Gatter, durch welches die Wiese wohl einmal zu Zwecken der Tierzucht abgesperrt worden war, erregte eine ganz alpine Stimmung in mir. Dieselbe schwand jedoch bald wieder: das Gatter erwies sich beim Übersteigen als aus Bambusstäben gebildet, und die ersten Schritte in den Urwald hinein brachten mich wieder in die volle Tropenwelt zurück.

Gerade begannen sich hoch am Himmel kleine Wölkchen rosig zu färben, als wir, wie durch eine dunkle Pforte, den lichtlosen Pfad im Walde betraten. Es regte sich nun ein leiser Wind; einige große stahlblaue Dolchwespen begannen langsamen Fluges ihren Beschäftigungen nachzuschweben, hier und da ließ sich die zaghafte Stimme eines Vogels hören.

Wir hatten noch eine geraume Zeit im Dunkeln zu klettern, da wir auf der Westseite des Berges uns befanden und die Sonne erst hoch steigen musste, ehe ihre Strahlen uns erreichten. Die Dunkelheit war sehr lästig, denn von einem Pfade war bald keine Rede mehr; wir mussten gefallene Baumstämme übersteigen, in tiefe Gruben hinabklettern oder uns tief am Boden unter der Fülle herabhängender Lianen hindurchwinden. Und doch war es für mich eine köstliche Freude, endlich einen echten, rechten tropischen Urwald mit all' seinen Tücken und Schwierigkeiten kennen zu lernen.

Welches Entzücken, als schließlich die hellen Strahlen der Sonne durch die Baumkronen zu flirren begannen und sich vor meinen Augen die prachtvollen Schaustücke des Tropenwaldes aufthaten!

Ich war in einer günstigen Jahreszeit hierher geraten; denn, während die Mehrzahl der modernen Tropenreisenden über die Farblosigkeit und Blumenarmut des tropischen Urwaldes klagen, fand ich hier Farbenpracht und Blütenfülle. Überall leuchteten aus dem saftigen Grün rote, gelbe und violette Farbflecke. Allerdings stellten ein

Hauptkontingent in dem Heere kräftiger Farben, das mich umgab, die Pflanzen mit grell gefärbten Hüllblättern; dazu kamen nicht wenige mit bunten oder gefleckten Laubblättern. Mächtige Stämme und gewaltige Kronen wechselten mit kleineren schmächtigen Bäumchen; aus der Höhe hingen Luftwurzeln von Lianen herab, deren Ranken oft selbst die Dicke von mäßigen Stämmen erreichten. Der Raum, den an Stamm und Ästen die Fülle eigener Blätter und Blüten und das Gewirre der Lianen freiließ, war von Epiphyten bedeckt. Wie bei uns auf alten Bäumen Moos und Flechten, dann und wann auch wohl einmal Epheu oder vielleicht ein Himbeerstrauch und kleine Kräuter sich als unschädliche Gäste ansiedeln, so giebt es in den Tropen ganze Abteilungen des Pflanzenreiches, welche in dieser Weise als Epiphyten oder Halbschmarotzer raumausnützend alte wie junge Bäume bedecken. Ja es giebt sogar eine Menge von Pflanzen, welche dieser Lebensweise so sehr angepasst sind, dass sie nicht anders gedeihen, welche mit besonderen Vorrichtungen versehen sind, um unter diesen seltsamen Umständen zu existieren.

Dickicht auf dem Mt. Pelée (6—700 m).
(In der Mitte ein Farnbaum, dessen Stamm mit Epiphyten bedeckt ist.)

Von solchen Gewächsen zeigte sich im Bergwalde, wo die Wolkenhülle des Gipfels stets Feuchtigkeit spendet, eine üppige Menge. Vor allen Dingen fielen Orchideen und Bromeliaceen auf. — Während wir höher stiegen, that die Sonne das Gleiche und bald erreichten ihre Strahlen an lichteren Stellen den Boden des Waldes; dort wurden sie gespiegelt von den glänzenden dunkelgrünen Blättern großer Farne, welche hier gleich unsern einheimischen Farnen sich nicht über den Boden erhoben, obwohl sie in ihren Dimensionen die unsrigen bei weitem übertrafen. Seit wir weiter in den Wald eingedrungen waren, hatten sich hochstämmige Baumfarne immer seltener gezeigt, um schließlich gänzlich zu verschwinden. Sonst war der Waldboden bedeckt mit allerhand buntblühenden und großblätterigen Pflanzen. Kompositen mit farbigen Blütensträußen ragten schlank zwischen Aroideen, Nitidularieen, cannaartigen Kräutern hervor. Wie gute Bekannte

erschienen einem die vielgestaltigen Philodendren, welche, anders als ihre schwächlichen Brüder auf dem heimischen Blumentisch, hier zu den kräftigsten Formen unter den hochstrebenden Lianen zählen. Zwischen all' dem erblickte man hier und da kleine Krautpalmen und die sich aufrollenden Blätter der Cykadeen oder Sagopalmen.

Wir stiegen unter großer Mühsal immer weiter, die Luft war heiß und drückend, wirklich wie in einem Treibhaus. Man hörte nicht auf, in der entsetzlichsten Weise zu schwitzen, ohne dass ein Lufthauch auch nur momentane Erquickung gebracht hätte. Dabei mussten wir stets mit der größten Vorsicht unsern Pfad verfolgen; denn diese Regionen sollen die liebsten Schlupfwinkel der Lanzettschlange darstellen.

Da man in den wuchernden Kräutern den Ort kaum jemals sah, wohin man den Fuß setzte, so war allerdings einige Gefahr vorhanden; doch blieben wir zum Glück vor der gefährlichen Begegnung bewahrt.

In der Region, welche wir jetzt erreichten — es mochte die Höhe von 900—1000 m sein — häufte sich die Menge der gestürzten Bäume. Hier machten sich die Spuren des letzten großen Wirbelsturmes in schrecklicher Weise geltend. Bald lag ein ungeheurer Stamm quer über unsern Weg, bald ragte zur Seite haushoch ein Gewirr des herausgerissenen Wurzelwerkes eines solchen mit der anhängenden Erde zum Himmel empor, oder wir hatten durch Äste und Zweige einer gefallenen Baumkrone zu klettern, welche überwuchernde Schlinggewächse fast zu einer undurchdringlichen Barrikade machten.

Dann wieder kamen wir zu Stellen, wo der Sturm ganze Lichtungen in den Waldbestand gerissen hatte. Diese zu betreten war allerdings unmöglich; denn man würde in den Massen morschen Holzes, in dem Gewirre von Schlingpflanzen und Kräutern bis über den Kopf versunken sein.

Indem wir weiter kletterten, kamen wir allmählich in die Region des Nebels, die schöne Sonne entschwand uns wieder und damit auch das geringe Tierleben, welches wir bis dahin zu Gesicht bekommen hatten. Vorher hatten wir Schmetterlinge und Kolibris um die Blumen der Lichtungen flattern gesehen. Jetzt sahen wir nur noch hier und da eine Schnecke an einem Baumstamme kriechen oder eine Spinne über die nassen Blätter huschen. Der erhoffte Insektenreichtum schlummerte, vor der Feuchtigkeit fliehend, unter den großen Blättern.

Endlich lichtete sich der Urwald; wir kamen in jene Zone der tropischen Gebirge, welche mit einem mäßig hohen Gebüsche von Myrten und Lorbeergewächsen bedeckt ist. Das Gehen ist hier fast noch beschwerlicher als im Urwalde; denn selbst an den günstigsten

Stellen wandelt man bis zu den Hüften in den Büschen verborgen. Im ganzen war das farbige Bild eintöniger; doch gab es auch hier blühende Pflanzen, Kompositen u. s. w.

Immerhin war das Vorwärtskommen nun in einer Beziehung durch ein plötzliches Sinken der Temperatur erleichtert; wir befanden uns in einer Höhe von etwa 1300 m und steckten mitten in dichtem Nebel. Starker Wind wälzte mächtige Wolken vom Ozean heran und überschüttete uns mit einem kalten Regen. Meine Neger froren und klapperten entsetzlich, der eine lief sogar davon, um erst beim Abstieg wieder aufzutauchen. Mir kam nun mein Lodenmantel sehr zu statten.

Der Wind blies so heftig, dass er von Zeit zu Zeit die Nebelmassen etwas zerteilte, und durch den Spalt konnte man dann die schöne Insel im Glanz der Sonne erblicken: eine reichgestaltete Landschaft, voller Hügel und Thäler, Wälder und Plantagen; weit darum sich spannend das dunkelblaue Meer, nahe dem Lande erfüllt von dem weißen Schaume über den Korallenriffen. In der Ferne sah man duftig auf der See schwimmend die Gebirge von St. Lucia im Süden, Dominica im Norden.

Unser Weg erreichte eine Höhe, senkte sich sodann wieder eine Strecke und führte wieder in einen Wald; dieser war licht, die Bäume zum größten Teil abgestorben, vielfach von langen Flechten gänzlich überzogen. Wir durchwateten Moräste und Wasserpfützen; die Nähe des vulkanischen Gipfels kündigte sich durch starken Schwefelgeruch und seltsame Erdspalten an, welche sich oft auf weite Strecken hinzogen und deren Tiefe nicht zu erschauen war. Es war allmählich der Nebel so dicht geworden, dass wir mit Mühe den vorhandenen Spuren zu folgen vermochten. Und indem wir weiter stiegen, waren wir bald so gänzlich in den Nebel gehüllt, dass wir von der Umgebung überhaupt nichts mehr wahrnahmen. Man hörte nur in der allgemeinen Öde fast unheimlich das Pfeifen eines kleinen Vogels, den man hier den »sifflet de montagne« nennt. In der Bevölkerung gehen allerhand Erzählungen über diesen Vogel um, der sich soll unsichtbar machen können u. s. w. Hier oben ist er sehr häufig und leicht zu sehen; ja ich bekam sogar ein junges Exemplar mit der Hand zu fassen.

Die Bildung dieser Erzählungen vom sifflet de montagne sind sehr bezeichnend für die Art der Naturbetrachtung der französischen Kreolen. Über allerhand relativ leicht erreichbare Dinge ihrer eigenen Insel bilden sie eine Menge von Sagen, glauben dieselben und erzählen sie weiter, ohne dass einer das Bedürfnis hätte, sich von den thatsächlichen Grundlagen derselben selbst zu überzeugen.

Binnen kurzem langten wir bei dem Krater an, welcher von einem kleinen See erfüllt ist. Die höchste Spitze des Berges erhebt sich etwas höher als der Krater. Jedoch der Nebel war immer noch so dicht, dass wir weder diese, noch auch nur das andere Ufer des kleinen Sees erblicken konnten. Ich umschritt die Ufer, welche zum Teil schlammig waren, zum größten Teil aber aus trachytartigem, festem Gestein bestanden. An einer Stelle befand sich ein etwa 15 cm weites Loch, in welchem das Wasser unter lautem Gurgeln abfloss. Das Wasser des Sees ist kalt und sehr angenehm zu trinken. Organismen nahm ich in demselben nicht wahr.

An mehreren Stellen rieselten dem Kratersee kleine Zuflüsse zu, von denen man aber nicht sagen konnte ob sie regelmäßig waren oder dem gegenwärtigen Regen ihre Entstehung verdankten. Jedenfalls ist aber anzunehmen, dass der See sein Wasser aus den fast stets um ihn lagernden Wolken erhält. Die Bildung von Quellen erscheint mir in dieser Gipfelnähe bei der Porosität des Untergesteins nicht wahrscheinlich. Die ganze Umgebung des Sees war an jenem Tage so mit Feuchtigkeit erfüllt, dass wir bei unsrer Rast uns nicht niedersetzen konnten. Wenn auch die Bäume niedrig und meist abgestorben waren, so grünte doch ein überaus üppiges Niederholz und die wuchernden Kräuter hatten keinen Stein ohne ein weiches, mit Wasser vollgesogenes Pflanzenpolster gelassen.

Gipfelregion des Mt. Peleé. Im Nebel.

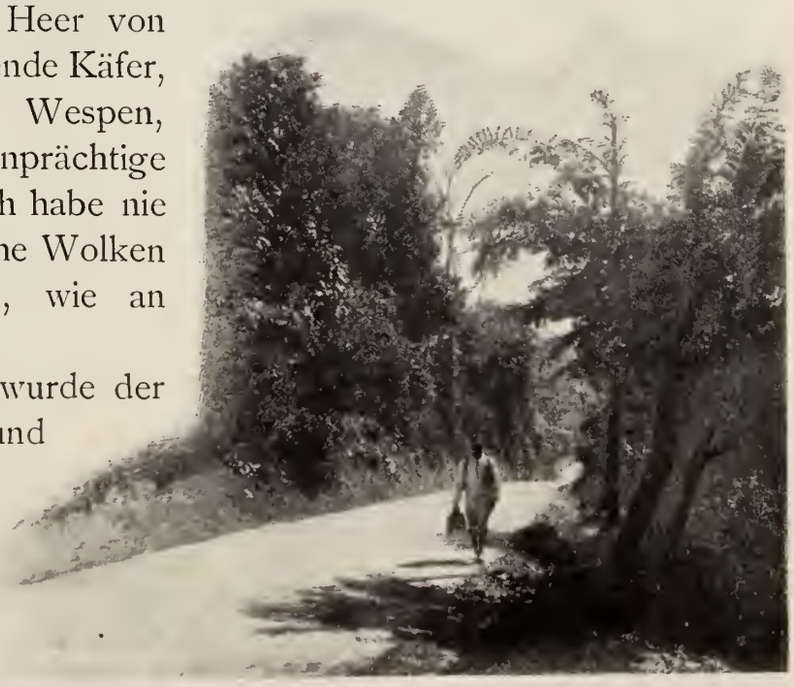
Da es zudem empfindlich kalt war, wurden wir bald zum Rückweg gezwungen. Der Abstieg erfolgte nach Südosten, dann nach Süden, während wir von Westen aufgestiegen waren. Außer sehr prächtigen Baumfarnen, und wundervollen Blicken in die östlichen Waldthäler bot der Weg nicht viel neues und bemerkenswertes. In mancher Beziehung erwies er sich geeigneter als der westliche Weg, wenn auch der letztere an ganz sonnigen Tagen dennoch vorzuziehen sein mag. Von einer oben noch nicht erwähnten Plage des Aufstiegs

blieben wir auf diesem Wege auch verschont, der »plante couteau«. Diese ist eine rotangartige Kletterpalme (?) mit zweischneidigen Blättern, welche so scharf sind, dass sie durch die Kleider hindurch schneidend empfindliche Verletzungen, ja selbst gefährliche Wunden beibringen können. Der Abstieg führte uns schließlich wieder in die bebaute Region und zur Sommerfrische der Bewohner von St. Pierre, dem Morne rouge. Nach elfstündigem Marsche langte ich sehr ermüdet in der Stadt wieder an.

Im allgemeinen verlaufen Besteigungen von Bergen mäßiger Höhe in dieser Weltgegend in der gleichen Weise. Ist man vom Glück begünstigt, so kann es sich treffen, dass man klare Aussicht, Sonnenschein auf den Höhen und damit ein reiches Tierleben vorfindet. Besonders hat sich meiner Erinnerung die glückliche Besteigung eines Berges auf der englischen Insel St. Kitts (S. Cristoforo), einer der nördlichen kleinen Antillen, eingeprägt. Dort waren die Berghänge weit hinauf von Wald frei; Pfade verrieten eine alte Kultur, indem sie sich sogar als schöne Spazierwege in den Wald hinein fortsetzten. Nach längerem, schattenlosem Steigen kamen wir an eine Fläche, welche von Stauden mit harten lederartigen glänzenden Blättern bewachsen war; diese trugen pflaumenartige säuerliche Früchte, welche die hier verwilderten Affen begierig fressen sollen. Der Weg führte in den Wald hinein an den Thonröhren einer Wasserleitung entlang; dann ging es am Hang einer Schlucht dahin.

Dort gab es lichten Wald, die gebahnten Pfade führten bis zu ziemlicher Höhe aufwärts. An den Hängen gab es weite Flächen, die mit blühendem Gesträuch bedeckt waren. Um die stark duftenden Blumen flog und summte im Glanze der Tropensonne ein Heer von Insekten: große glänzende Käfer, Libellen, Bienen und Wespen, vor allem aber farbenprächtige Tagschmetterlinge. Ich habe nie in meinem Leben solche Wolken von Faltern gesehen, wie an jenem Tage.

Noch weiter oben wurde der Wald immer schöner und dichter; in der Schlucht lagen große Felsblöcke, zwischen welchen sich riesige Bäume



Rückkehr vom Mt. Pelée.

erhoben. Aroïdeen, auf Palmen und anderen Bäumen kletternd, zum Teil auch auf dem Grunde wachsend, allerhand Luftwurzeln, Baumfarnen und andere große Farnen machen das Bild vielgestaltig. Hier kommen viel mehr Arten und viel schönere Palmen vor, als auf den Bergen Martiniques; dagegen sind hier innerhalb des Urwaldes blühende Pflanzen viel seltener. Dann folgte wieder eine Strecke ganz merkwürdig gleichartigen Waldes. Dünne hellgraue Stämmchen mit großen Laubblättern, zwischen denen das Sonnenlicht auf den farnkrautbedeckten Boden fiel: es war wie ein heimatlicher Maienwald. Auch dieser Bergfahrt brachte ein tropischer Regenguss ein vorzeitiges Ende.

In den Bergen von St. Kitts.

Trotz der ungewöhnlich großen Anstrengungen, welche eine Bergbesteigung im rein tropischen Gebiete kostet, ist sie vom Standpunkte der ästhetischen Naturbetrachtung einer der größten Genüsse. Wenn man in der bunten Inselwelt Westindiens von einem Berggipfel auf ein grünes Land mit malerischen Bergen und Buchten, auf ein blaues Meer mit weißen Schaumkränzen niederblickt, über welchem in der Ferne duftig die blassen Silhouetten der Nachbarinseln schweben, so glaubt man sich in ein Paradies, auf die wahren Inseln der Seligen versetzt.

Blick über den Hafen von Charlotte-Amelia (St. Thomas).

IV. Kapitel

St. Thomas. Der Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges

Ein frischer Wind wehte über das Meer, als wir nach kurzem Aufenthalt vor der dänischen Insel St. Croix die Meeresstraße zwischen diesem Eiland und St. Thomas durchschnitten. Von der berühmten Üppigkeit der Insel hatten wir nicht viel gesehen; denn hier in den nördlichen Antillen herrschte noch die strengste Trockenzeit. Die Brise hatte die Luft von jeglichem Dunst und Staub gereinigt, und so lag das Land in voller Klarheit und Deutlichkeit hinter uns: eigentümlich nüchtern und reizlos in der Farbe, fast im Tone einer bemalten Photographie vergleichbar.

Ähnlich tauchte nach kurzer Zeit St. Thomas vor uns auf; doch während wir uns näherten, begann eine abendliche Stimmung die schönen Formen dieser Insel zu verklären. — St. Thomas wird mit den umliegenden Inseln geographisch nicht zu den Kleinen Antillen gerechnet, sondern sie bilden die Gruppe der Jungfraueninseln, so benannt von Kolumbus nach den Elftausend Jungfrauen, an welche ihn der festliche Aufzug all' dieser kleinen, heiteren Inseln erinnerte.

Während unser Schiff sich dem engen Eingange der Bucht von Charlotte-Amelia, der einzigen Stadt auf St. Thomas, nähert, verlässt ein großer Dampfer den Hafen und mit freudigem Stolz sehe ich zum erstenmal seit meiner Abreise aus Europa die deutsche Flagge

im Winde flattern. Meine Freude sollte allerdings ein wenig beeinträchtigt werden, als ich nach der Landung erfuhr, dass dies das Schiff gewesen sei, mit welchem ich die Weiterreise nach den Großen Antillen hatte antreten wollen und welches mir nun vor der Nase weggefahren war. Kurz nach meiner Ankunft begannen die Nachrichten von den Kriegsaussichten sich zu mehren und die nahende Gefahr begann den Schiffsverkehr stark zu beeinflussen. Ich musste mich also entschließen, in St. Thomas zu warten!

Durch die Straßen der Stadt, welche einen netten und sauberen Eindruck machte, gelangte ich zu dem großen und stattlichen Hotel. Auch das Hotel machte zunächst einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, hielt aber späterhin nicht, was es versprochen hatte. Jedenfalls kam ich auf einmal aus dem Gebiete der weltfernen Kolonien in das geräuschvolle Treiben der Welt. Das Hotel war mit fremden Gästen fast überfüllt: Flüchtlinge aus Portorico, amerikanische Zeitungsreporter, welche auf den Ausbruch des Krieges lauerten, und die amerikanischen Konsuln aus den nächstliegenden spanischen Kolonien bildeten den größten Teil der Hausbewohner. Da herrschte denn den ganzen Tag ein lärmendes Wesen, und wo zwei Leute bei einander standen, da hörte man nur von Krieg und Gefahren reden. Giebt es Krieg, giebt es keinen? Diese Frage ging beständig aufregend durch die Gesellschaft. Man debattierte über Recht und Unrecht der beiden Nationen, sprach von den Interessen Deutschlands und Englands, welche bei den möglichen Besitzänderungen berührt werden könnten. Man hörte stets von neuen Greueln der Spanier auf Cuba, von der wachsenden Entrüstung der zivilisierten Welt, von der Möglichkeit eines vereinigten Vorgehens Amerikas und der europäischen Mächte. Mit jedem Schiffe langten neue Flüchtlinge aus Portorico an. Kreolen von dort kamen mit Weib und Kind an, um sich nach New York einzuschiffen. Sie klagten über die schlimmen Zustände auf ihren Inseln, riefen beständig, es müsse etwas geschehen, und gaben auf die Frage, was sie denn zu dem Zwecke zu thun gedächten, die stereotype Antwort, sie gingen nach den Vereinigten Staaten, um dort die öffentliche Meinung auch für ihr Land zu interessieren.

Dazwischen tauchten allerhand verdächtige Gestalten auf; Abenteurer erschienen auf der Bildfläche, welche offenbar die kriegerischen Verwickelungen benutzen wollten, um das Glück von neuem auf die Probe zu stellen. Die amerikanischen Konsuln, welche zum Teil sehr sympathische, kenntnisreiche Leute waren, hielten sich so weit wie möglich von dem lärmenden Haufen fern. Ihre Meinungen über die Schlichtung der schwebenden Streitfragen gingen weit auseinander;

doch waren sie meist einer kriegerischen Lösung abgeneigt, indem sie von dem Standpunkte ausgingen, dass Amerika in Wahrheit nichts dabei gewinnen könnte.

Unterdessen überlief man täglich die Kabelstation; alle Leute erwarteten mit fieberhafter Unruhe die Nachrichten aus Europa und Amerika. Die Telegramme, welche eintrafen, brachten aber auch die widersprechendsten Meldungen. Bald hieß es, der Krieg sei schon in vollem Gange, dann wieder, der Papst habe interveniert, dann der Deutsche Kaiser und ein andermal hatte Spanien freiwillig alle Forderungen Amerikas angenommen. Als der Krieg schon thatsächlich ausgebrochen war, las ich noch ein Telegramm, dass eine spanische Flottenabteilung abgesandt sei, um in amerikanischen Häfen friedliche Besuche abzustatten. Dann aber eines Tages kamen Nachrichten, welche keine Zweifel mehr zuließen: es war also Krieg. Die Aufregung war ungeheuer: die Amerikaner waren alle voll Begeisterung, voll Zuversicht, wenn auch die meisten an einem raschen Erfolge zweifelten. Nun wurden aber die eintreffenden Nachrichten noch verwirrter und seltsamer. Bald hatten die Spanier vor Portorico einen großen Seesieg errungen, bald die Amerikaner Havana in Händen. Unheimlich wirkte es, dass eines Tages das Leuchtfeuer auf der spanischen Insel Culebra, welche man von den Bergen von St. Thomas sehen kann, erlosch. Rätselhafterweise flammte es aber nach drei Tagen wieder auf.

Im Hafen herrschte unterdessen ein reger Verkehr von Schiffen, deren keines aber mir zum Weiterkommen dienen konnte. Französische Kriegsschiffe, welche bei meiner Ankunft im Hafen lagen, hatten denselben verlassen; verschiedene deutsche, englische, französische Dampfer, von Westen kommend, waren nach Europa durchpassiert. Nun erschienen einige spanische und amerikanische Handelsschiffe, welche sich wie gescheuchte Tauben in den neutralen Hafen flüchteten. Es erschienen große amerikanische Kohlenschiffe, ferner, unter Genfer Flagge segelnd, ein amerikanisches Reporterschiff. Einzelne Segelschiffe kamen noch von Portorico, mit Flüchtlingen beladen, an. Unter ihnen tauchten die seltsamsten Gesellen auf. Besonders wurde ein junger Engländer bemerkt, welcher in stets wechselnder Fassung erzählte, wie er bereits durch den ausbrechenden Krieg vollkommen ruiniert sei. Dem Einen erzählte er, das Schiff mit seinen Waren — ein spanisches — sei von den Amerikanern gekapert worden; dem Anderen er sei in Portorico als Spion von den Spaniern festgesetzt, seine Besitztümer konfisziert worden; er sei nur wie durch ein Wunder entkommen u. s. w. Nun bliebe ihm nichts übrig, als nach den Staaten zu gehen und sich in der Armee anwerben zu lassen.

Während so die Stadt in einer unaufhörlichen Aufregung war und das fliegenreiche Hotel, angefüllt mit den erregten Gästen, keinen sehr angenehmen Aufenthalt bot, hatte ich mich in die freie Natur hinausgeflüchtet und verbrachte vierzehn Tage in einer reizvollen Idylle. Auf einem der Vorgebirge, welche den Eingang zur Bai fast sperren, erhebt sich ein Leuchtturm und bei diesem die Quarantänestation. Eine Anzahl luftiger Bauten, umgeben von Anpflanzungen, lockten mich durch ihre Sauberkeit und Freundlichkeit schon aus der Ferne; und als ich dann gar den stets heiteren und gesprächigen Quarantäne-Inspektor Eggert kennen gelernt hatte, war der Kontrast zu dem Hotel

Blick von der Kammhöhe nach Norden (St. Thomas).

mit seinem grinsenden Negerpersonal zu groß, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, meine Wartezeit aus der Stadt in diese schöne Einsamkeit zu verlegen.

Um das hölzerne Haus, welches ich hier draußen bewohnte, führte eine breite Holzgalerie herum, welche nach allen Himmelsrichtungen einen weiten Ausblick über das Meer gewährte. Nach der einen Seite hin zog sich die Küste in vielen Buchten gegen Osten, schöne Vorgebirge wechselten mit weißen Sandgestaden. Nach Süden dehnte sich die weite offene karibische See, aus deren Fläche verschwindend kleine Felseninseln aufragten, Buck-Island in der Nähe, der hutförmige Vulkan von Sombrero in der Ferne. Gegen Westen blickten wir tief hinunter zur schmalen Hafeneinfahrt; jenseits ragte wieder ein Vorgebirge auf, dann die westliche Hälfte der Insel mit zahlreichen Berggipfeln, darüber hinaus erstreckte sich das blaue Meer gegen Portorico

hin. Fast in nördlicher Richtung zeigte sich der Kessel des Hafens rings von den Hügeln der Insel eingeschlossen: ein blauer Spiegel, von gelben Höhen umrahmt. Am Hang dieser Höhen liegt malerisch die Stadt Charlotte-Amelia, scharf in drei Quartiere zerteilt. Der Anblick der Stadt ist entzückend: blanke Häuser, von Gärten umgeben, fast jedes mit einem Fahnenmaste geschmückt, ziehen sich aneinander gedrängt die Hügel hinauf; drei Hügel tragen auf ihrem Gipfel alte Türme und Ruinen, von denen eine den romantischen Namen Blaubarts-Schloss führt. Hier draußen auf meiner Warte gab es nur Stille und Frieden. An Kriege vergangener Zeiten gemahnte nur der Überfluss alter Kanonenrohre, welche hier wie an vielen Orten Westindiens verwahrlost im Sande umherliegen. Unten am Strande sind die Rohre alter gewaltiger Donnerbüchsen verwendet, um als Säulen den Landungssteg zu tragen.

Auf der Veranda hatte ich meine Hängematte aufgehängt und lag hier manchen Tag, indem ich den Blick in die farbenprächtige Landschaft genoss. Um mich flogen Scharen weißer Tauben, bisweilen von einem Seeadler geschreckt, den Hof erfüllte eine Pfauenherde. Ich führte da ein bequemes Dasein, so eine Ruhepause in die strapazenreiche Reise einschiebend. Ein Boot stand mir jederzeit zur Verfügung, um zur Stadt oder ins Meer hinauszufahren, ein Pferd zu Ritten ins Land, ringsum ein reiches Jagdrevier für zoologische Exkursionen.

Ein schmaler Hügelzug verbindet den Leuchtturmfelsen mit den Bergen der inneren Insel, überzogen, wie alles nicht angebaute Gelände, mit einem dichten Busch. Es herrschte auf der Insel eine entsetzliche Dürre; zwischen den blattlosen Gesträuchen mit ihren gelben, grauen, weißen Stämmen und Ästen erblickte man hier und da das saftige Grün von Kakteen der verschiedensten Formen: hohe Säulen, kürbisartige Kugeln und schlingendes Gewächs, alle waren mit einem dichten Stachelkleide geschützt und oft mit den prachtvollen Blüten bedeckt. Von Insekten umschwärmt erhoben sich mitten im Gesträuche oder draußen auf den Felsen nahe dem Meere riesengroße Agaven, deren gelbe Blütenschöpfe bis zu 10 m hoch in die Luft ragten. Die meisten Gewächse waren reichlich mit Gastpflanzen bedeckt, so auch die Kakteen; die breiten glänzenden Blätter der Agaven, welche eine so günstige Fläche zur Ansiedelung zu bieten schienen, waren fast allein von den Schmarotzern verschont. Im Busche blühte hier und da eine einsame rätselhaft geformte Orchidee.

Der Einfluss der Trockenheit machte sich auch in der Tierwelt geltend. Während zahlreiche Heuschrecken im dürren Grase hausten, gab es wenig Schmetterlinge, Käfer und Libellen. Auf den Felsen huschten großäugige Eidechsen umher; vor allen Dingen zeigte sich

eine schwarze Art mit einem gezähnten Kamm auf dem Rücken, in Farbe und Form den Stämmen der Bäume sehr gut angepasst. Nur wenn man sie gegen die Sonne gerichtet ihren großen blutroten Kehlsack aufblasen sah, fiel sie in überraschender Weise auf*). — In den Schluchten, wo die Bäche hier und da als kleine Wassertümpel in Spuren übrig geblieben waren, versammelte sich in Menge die bunte und singende Vogelwelt der Insel.

Weithin bedeckt der gelbe Busch Hügel und Thäler; denn der Anbau ist auf der Insel sehr gering geworden. Zucker wird gar nicht mehr gebaut, auch die letzte Pflanzung ist aufgegeben worden, und so sieht man nur noch Gärten und einige Gemüse- und Obstpflanzungen, sowie weite Friedhöfe das wilde Gestrüpp unterbrechen.

Alle diese Verwilderung und selbst die schreckliche Trockenheit vermögen aber den landschaftlichen Reiz von St. Thomas nicht zu beeinträchtigen. Denn gerade wegen dieser Einflüsse verfügt es über einen ähnlichen Reichtum der Formen und Farben wie die Länder des Mittelmeergebietes. Ich genoss mein Idyll in dem Kreise vorzüglicher Menschen im vollsten Maße. Nachdem ich in den ersten Tagen eine Negerin, die alte Amme der Kinder meines Wirtes, vom Fieber geheilt hatte, wetteiferten alle Angehörigen seiner Familie, mir Liebenswürdiges und Freundliches zu erweisen. Die Kinder waren trotz der Tropensonne echte kleine Dänen; und wie seltsam mussten mich in dieser milden Welt die Namen Thyra, Thorwald und Ingeborg berühren, deren Nennung uns stets Gletscher und Fjorde vor die Erinnerung zaubert! Während der Tage der Erwartung durchwanderte ich die Insel nach allen Richtungen. Bald stieg ich auf den Kamm der Berge, von wo aus man die reizvollen Gestade der Nordküste überschaute, die seichten Buchten mit ihrem grünen Wasser und die kleinen Inseln, welche draußen auf der blauen Fläche schwammen. Hier gab es zahlreiche Landsitze der Kaufleute aus der Stadt. Kleine Haine von Mahagonibäumen und prächtigen Gewächsen beschatten diese Besitztümer. Manche davon waren geschlossen, denn ihre letzten Besitzer schlummerten unter den Mahagonibäumen der Friedhöfe, die zu allen Seiten der Stadt sich endlos ausdehnen.

Oft kletterte ich auch auf den Uferfelsen am Meere entlang, bis ich von der Flut verjagt oder mich in schwierige Situationen verstiegen hatte. Die Felsen sind vulkanischen Ursprunges, rot, braun oder gelb gefärbt und kontrastieren lebhaft mit dem Blau des Meeres; hier und da sind sie von kieseligen Adern durchzogen. An einigen Buchten treten Korallenriffe, an anderen Mangrovewälder auf.

*) Eine Art der Gattung Anolis.

Mahagonibäume (St. Thomas).

Klettert man die Felsen aufwärts, so gerät man in undurchdringlichen Busch: Dornsträucher, Akazien, Kakteen sperren einem den Weg; weißstämmige Bäumchen, die jetzt ohne Laub sind, dominieren. Alles ist so dürr, dass häufig lokale Brände entstehen. Eines Morgens, als wir aufwachten, brannte ringsum der Busch auf den Bergen. Gewaltige Rauchsäulen zogen zu uns hernieder, die Flammen lohten um die großen Stämme empor, prächtig sprühten die Funken, wenn ein solcher zu Falle kam. Nach einigen Stunden erlosch das Feuer, ohne uns in große Gefahr gebracht zu haben.

Trotz allen friedlichen Lebensgenusses wartete ich mit Ungeduld auf den Dampfer, der mich weiterführen sollte. Die Tage des Wartens waren fast qualvoll zu nennen.

Da jeden Moment ein Dampfer nur für wenige Stunden einlaufen konnte, so war ich außer stande, meine Koffer auszupacken und meine Instrumente zu irgend welchen Untersuchungen hervorzuholen. Tagelang war das Fernrohr auf der Veranda unablässig auf den Signalmast des Hafenamtes eingestellt, bis schließlich das ersehnte Zeichen kam: Deutscher Dampfer von Osten.

Unterdessen hatte die Dürre das Land immer mehr ausgetrocknet: Menschen und Tiere begannen schon zu leiden, als die ersten Regentropfen fielen. Es wuchs kein Futter mehr, und mein Wirt lud schon mit Thränen im Auge sein Gewehr, um einen Teil seines Viehes zu töten, damit es nicht vor Hunger unter Schmerzen umkomme. Die echten Strichregen der Tropen, welche die erste Feuchtigkeit brachten,

hüllten wohl die Stadt und das Innere der Insel in triefende Schauer; aber unser Vorgebirge weit draußen im Meere bekam lange keinen Tropfen ab. Ich empfand den ganzen Schmerz, die ganzen Qualen der Einwohner mit. Auch unser Trinkwasser wurde von Tag zu Tag schlechter und wimmelte von Infusionstierchen.

Endlich fiel ein genügender Regen; da war es ein rührender Anblick, meinen Wirt, den großen Mann mit dem grauen Barte, auf seiner Zisterne liegen zu sehen, wie er das Ohr an die Wand derselben drückte und vor Freude laut weinte, als er das Wasser in hellen Strahlen in die Tiefe schießen hörte. Mit schluchzender Stimme rief er seine Lieblingstiere, den großen Pfau, den Hund, das Pferd herbei: Matthis, Laps, Hans es giebt Wasser, Kinder, es giebt Wasser in Menge! Dann brachte er die halbe Nacht damit zu, alle Tiere zu tränken und die halbvertrockneten Pflanzen seines Gärtchens zu begießen.

Zum Abschiede sagte er mir: »Nun werde ich meine Flinten Ihnen zum Salut abschießen, wenn Sie auf dem deutschen Dampfer die Hafenausfahrt dort unten passieren!«

Und so that er auch. Als ich nach einem gerührten Abschiede mit meinen Kisten und Kasten glücklich an Bord gekommen war und unser Dampfer den Hafen verließ, sah ich ihn oben auf dem Hügel mit seiner ganzen Familie winkend und rufend. Er schoss seine Flinten ab und senkte den Danebrog an seinem Flaggenmaste dreimal, um mich zu grüßen.

Hinter mir lag aber die Insel, welche ich als dürres, hoffnungsloses Eiland betreten hatte, in paradiesisches Grün gehüllt. Wenige Regentage hatten das Wunder vollbracht. Um die volleren Formen der Berge legten sich sanfte, blaue Schatten und ihre Hänge prangten vom Gipfel bis hinab zum Meeresstrande bedeckt mit sprossenden Kräutern und blühenden Blumen.

V. Kapitel

Im Fahrwasser des Kolumbus

Man ist von einer seltsamen Stimmung beherrscht, wenn man ein Meer durchsegelt, welches sich im Kriegszustande befindet. Man schwankt gespannt zwischen Furcht und Hoffnung, ob wohl die Neugier, auf gefahrlose Weise etwas vom Krieg und seinen Schrecken und großartigen Schaustücken zu sehen, erfüllt wird. Sorgsamer als sonst wird vom Schiffsvolk der Horizont abgesucht, jedes auftauchende Schiff ruft eine Erörterung seiner Nationalität und des Grades seiner Gefährlichkeit hervor.

Als wir an der Nordküste von Portorico entlang dampften und uns S. Juan näherten, ließ mein Kapitän den Kurs so nehmen, dass wir nahe an den Hafen heranfahrend, die Hafendämme, die Forts mit ihren Kanonen, die großen Kasernen und schließlich auch die Stadt mit ihrer Kathedrale genau erkennen konnten. Doch wir fuhren noch näher heran, bis wir die Menschen umherwandeln sahen, die Soldaten, welche am Strande exerzierten, und schließlich an mehreren Stellen die spanische Fahne erblickten. Das war die Absicht meines Kapitäns, denn er sagte: »Die wollte ich noch einmal flattern sehen, denn ich bin sicher, bei meiner nächsten Fahrt weht dort eine andere Flagge!«

Auf den Hügeln gegen das Innere der Insel sah man allenthalben Rauchsäulen aufsteigen und wir glaubten, darin schon Zeichen des tobenden Krieges erblicken zu dürfen; als wir aber näher kamen, sahen wir, dass es nur brennender Busch war; auch hier brannte man vor Beginn der Regenzeit das dürre Gebüsch nieder, um Boden zu neuen Anpflanzungen zu gewinnen. In diesem Jahre sollte allerdings auch auf dieser Insel nicht viel gepflanzt und geerntet werden. Wie wir uns überzeugten, waren die Angaben aus amerikanischen Quellen, welche uns in St. Thomas berichtet hatten, Portorico sei schon blockiert, gänzlich aus der Luft gegriffen. Lange sollte es allerdings nicht mehr unbelästigt bleiben, denn nachdem wir die Küste von Portorico aus den Augen verloren hatten, und uns Hayti näherten, sahen wir abends am gelbleuchtenden Horizont die Silhouetten von mehreren Kriegsschiffen

vorbeigleiten: es war die Flotille Sampsons, welche ostwärts dampfte und am Tage darauf S. Juan auf Portorico bombardierte. Jedoch der von mir erhoffte Besuch der amerikanischen Seeleute bei uns an Bord unterblieb; sie hatten wohl unser Fahrzeug als neutrales erkannt.

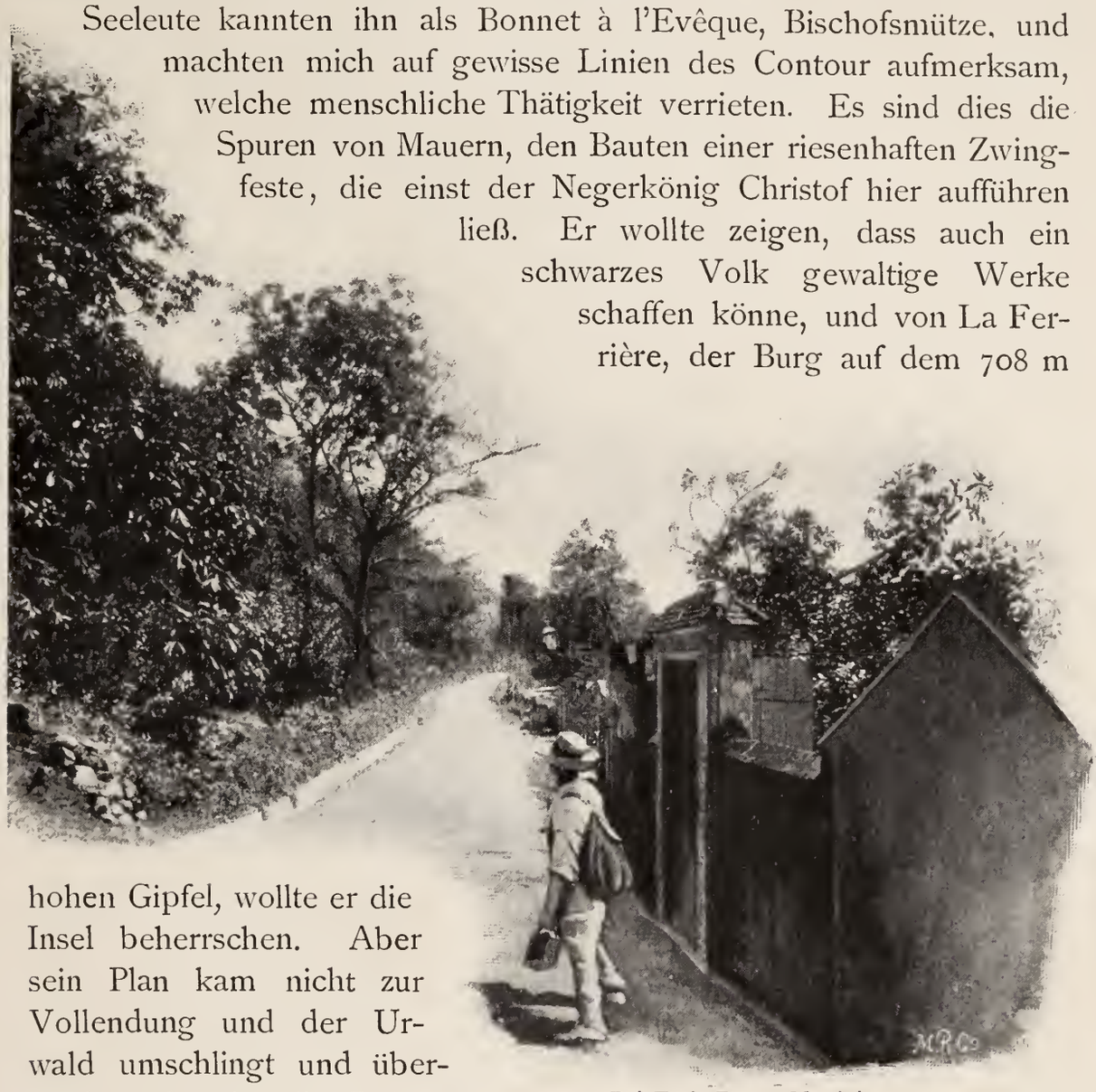
Wir fuhren nun tagelang an der wunderschönen Küste von S. Domingo und Hayti entlang. Endlose Reihen von blauen Bergen tauchten auf und verschwanden, wir sahen sie von reichen Wäldern bedeckt, hier und da an ihrem Fuß von einem Fluss umspült; dazwischen Negerdörfer und stattlichere Ansiedelungen. Man konnte wahrlich das Entzücken der Entdecker begreifen und teilen, den Stolz des Kolumbus, als er dies Land Espagnola nannte. Wie anders mochte er sich die Zukunft dieser seiner ersten Kolonie gedacht haben, als sie wirklich wurde. Als er das Land entdeckte, war es reicher besiedelt, besser bebaut als jetzt. Die Dörfer und Anpflanzungen der damaligen Bewohner mögen schöner und reicher, die Gesamtkultur eine angenehmere gewesen sein, als die jetzt herrschende zwitterige und unvollkommene Negerkultur.

Dieses Gefühl wurde vor allem mächtig in mir geweckt, als ich zwei Städte in Hayti zu besuchen Gelegenheit fand. Mit großer Vorsicht war unser Dampfer in den gefährlichen Hafen von Kap Haytien eingelaufen; vor uns breitete sich eine weite glatte Bucht aus, der Strand ist ringsum mit Mangrovewäldern bedeckt, hinter einem Hügelland erheben sich in der Ferne hohe Berge in kühnen Formen, die von Wäldern wie übermoost erscheinen. Die Natur ist von einer überwältigenden Schönheit, erfüllt vom Zauber der schönsten Formen und Farben. Daneben erscheint alles von Menschen Gemachte, noch dazu in den Werken der haytianischen Kulturneger unglaublich lächerlich. Dicht neben der Einfahrt des Hafens lehnt an dem Fuße eines Hügels ein kleines Fort, eigentlich nur die Trümmer einer alten Befestigung; es ist mit alten windschiefen Kanonen bewehrt und dient der Besatzung zum Soldatenspielen. Vor der Bergkette auf einer sanften Abdachung liegen einzelne Häuser unter üppiger Vegetation. Weiterhin auf einer Fläche die Stadt, welche ganz nett aussieht, aber schmierig ist und stinkt. Ein kleiner Fluss mündet im Winkel der Bucht; über ihn führt eine verrostete Eisenbrücke. Wie bei den Kleidern der Neger hat man bei solchen Dingen den Eindruck, als handle es sich um in Europa abgelegte Dinge.

Bei dem wenig einladenden Aussehen der Stadt zog ich es vor, den kurzen Aufenthalt auf dem Wasser zu verbringen, indem ich auf einem Boote, welches der Kapitän mir zur Verfügung stellte, den Meerbusen durchstreifte, die Ufergelände und, mit Hülfe meines Schleppnetzes, den Meeresboden nach tierischen Bewohnern absuchte.

Meine Ausbeute war gering, ich vermochte aber trotzdem nicht unzufrieden zu sein; denn der Eindruck der wunderbaren Tropenlandschaft, welche den Meerbusen umgab, war mächtig und großartig.

Im Süden der Bucht, einige Kilometer landeinwärts, zeichnet sich in der Gebirgskette ein Berg durch seine auffallende Gestalt aus. Die Seeleute kannten ihn als Bonnet à l'Evêque, Bischofsmütze, und machten mich auf gewisse Linien des Contour aufmerksam, welche menschliche Thätigkeit verrieten. Es sind dies die Spuren von Mauern, den Bauten einer riesenhaften Zwingfeste, die einst der Negerkönig Christof hier aufführen ließ. Er wollte zeigen, dass auch ein schwarzes Volk gewaltige Werke schaffen könne, und von La Ferrière, der Burg auf dem 708 m hohen Gipfel, wollte er die Insel beherrschen. Aber sein Plan kam nicht zur Vollendung und der Urwald umschlingt und überwuchert bereits die Ruinen.



Bei Trois Ponts, Martinique.

Auf der Weiterfahrt durch den Kanal zwischen Hayti und der Insel Tortuga trafen wir wieder auf die Fahrtlinie des Kolumbus. Hier war er auf seiner ersten Reise, von Cuba kommend, in entgegengesetzter Richtung als wir gesegelt. Westlich der Insel Tortuga war er zunächst eine Strecke weit nach Norden gefahren, um sich über die Ausdehnung dieser Insel zu vergewissern. Hier in der Gegend war ihm auch sein Schiff auf eine Sandbank aufgelaufen und hatte ihn dadurch veranlasst, die erste Kolonie in der neuen Welt, »La Navidad«, zu gründen. Die Geschichte dieser ersten Kolonien auf Hayti mit ihrem kurzen Glück und raschen Ende ist außerordentlich

bezeichnend, indem sie uns in gedrängtem Verlauf ein Bild des wirtschaftlichen Schicksals giebt, welches alle spanischen Kolonien hatten. Die angesiedelten Spanier sogen zunächst alle edlen Metalle, welche zu erreichen waren, aus dem Lande heraus. Dann erst begannen sie durch Gewinnung anderer Naturprodukte das Land weiterhin nutzbar zu machen; es war dies aber ein reiner Raubbau an den wilden Produkten des Landes. An Plantagen und dergleichen dachte man noch nicht. Dabei verfuhren die Spanier mit einem unglaublichen Übermut, rotteten durch Zwang zu übermäßiger Arbeit die schwächlichen Einwohner aus. Es ist eigentlich eine Schmach für sämtliche beteiligten Völker Europas, dass von der reichen Einwohnerzahl von ganz Westindien nur wenige Familien durch künstlichen nachträglichen Schutz in unserem Jahrhunderte erhalten worden sind. Die Hauptschuld liegt aber auf den Schultern der Spanier.

Indem sie jede Kolonie nur als Objekt der Ausbeutung betrachteten, gingen sie in ihrer Entwickelung als Kolonialmacht den umgekehrten Gang, wie die Engländer, bis sie jetzt in unseren Tagen ihre letzten größeren Kolonien verloren. Jeder Spanier glaubte die Bewohner seiner Kolonien unterdrücken zu dürfen: als sie die Ureinwohner vernichtet hatten, dehnten sie dies Prinzip auf die von ihnen selbst abstammenden Kolonisten aus, so dass diese es mit den Jahren verlernten, sich als Spanier zu fühlen. Es ist nur die Gerechtigkeit der Geschichte, welche die Spanier jetzt erfahren haben.

Ein hemmender Faktor, welcher jederzeit die Entwickelung der Antillenkolonien aufgehalten hat, machte sich gleich bei den kolumbischen Niederlassungen fühlbar: es war dies die Gefährlichkeit des Klimas für die Gesundheit der Europäer. Allerdings wird es nur denjenigen wirklich gefährlich, welche nicht streng hygienisch leben; aber man kann sagen, seit den Zeiten des Kolumbus bis heute hat selten ein Weißer in Westindien sich durch die Gesetze der Hygiene in seiner Lebensweise erheblich beeinflussen lassen. Gerade auf Hayti war ich am meisten überrascht, zu konstatieren, in welcher unvorsichtigen Weise die europäischen Kaufleute leben, wie sie sich insbesondere zum Teil durch maßloses Trinken dem sicheren Tod entgegenführen.

Hayti war auch die erste Insel, auf welcher afrikanische Neger als Sklaven verwendet wurden. Sie wurden eingeführt, wie viele glauben, in der guten Absicht, die Indianer zu entlasten; aus der gesamten Denkweise der damaligen Herren der Inseln kann man eher schließen, dass sie wegen ihrer größeren Arbeitsfähigkeit den Eingeborenen vorgezogen wurden. Noch während Kolumbus seine letzten Reisen ausführte, begann der unheimliche Sklavenhandel nach Westindien,

welcher so viel Elend, Blutvergießen und schließlich gänzlichen Rückgang der Kultur über diese Inseln bringen sollte. War es nicht auch ein seltsames Verhängnis, dass gerade Hayti, die erste Kolonie des Kolumbus, Hispaniola, in unserm Jahrhundert zum unabhängigen Reich der einstmaligen Sklaven wurde?

Während wir unsere Fahrt nach Port au Prince, der Hauptstadt der haytischen Republik fortsetzten, dampfte unser Schiff stetig weiter durch die Tortugapassage. Wir fuhren dahin wie auf einem mächtigen Binnensee: zu beiden Seiten war das Land sichtbar, bald auf der einen näher tretend und deutlicher erscheinend, bald auf der anderen. Bei Port de Paix, dem alten Valparaiso, sind wir der Hauptinsel so nahe, dass ich die üppige Pracht der Vegetation bewundern kann, die kleinen Buchten und verschwiegenen Palmenhaine. Hier wie auf der gegenüberliegenden Insel fallen die schönen Formen der Urwaldbäume auf.

Unterdessen versank die Sonne in aller Pracht; der Himmel bewölkte sich ein wenig, dann aber brach der Vollmond durch und säuberte ihn bis hinab zum Horizont. Das stille Wasser der schmalen Meeresstraße erzitterte nur leise und glimmerte und flimmerte im Mondlicht; das schwarze Land hob sich in scharfen Linien vom sternreichen Himmel ab, Hayti mit einem Hintergrund von zackigen Bergen, das Ende der Insel Tortuga, auslaufend in seltsamen, scharf abgesetzten Terrassen. Indessen in unermüdlichem Takte der Maschine das Schiff seinen Gang fortsetzte, saß ich mit dem Kapitän auf dem Verdeck. Auf der Karte zeigte er mir die Fahrtlinien des Kolumbus. Um unsre Köpfe strich der süße laue Hauch der Tropennacht; wir wurden müde, die Karten zu studieren, lehnten uns in den Stühlen zurück und unser Gespräch schlug andere Pfade ein.

Am Ufer tauchten in den Wäldern geheimnisvolle Feuer und Lichter auf; der Kapitän erzählte mir von den angeblichen Resten der Kariben, welche noch dort in den Wäldern hausen sollen, von keinem Menschen gesehen, scheu und allen Fremden feind. Sie sind sicher ein Produkt der Volksphantasie; mit mehr Recht pflegen aber die vorübersegelnden Seefahrer diese einsamen Feuer im Walde den »Vaudou's« zuzuschreiben. Es ist dies eine merkwürdige Negersekte, welche einem aus Elementen afrikanischen Polytheismus und aus katholischen Riten zusammengesetzten Glauben anhängt; die Sekte ist sehr gut organisiert, geheim und zählt Mitglieder selbst unter den Regierenden. Die Feste werden unter mysteriösen Zeremonien abgehalten und gipfeln in blutigen Opfern; selbst Menschenopfer waren früher häufig, sind aber in den letzten Jahren nicht mehr gebracht oder vielleicht nur nicht entdeckt worden. Solches erzählte mir der Kapitän und auch mancherlei Abenteuer, welche er selbst auf der Insel erlebt hatte.

An seiner linken Seite zeigte er mir eine tiefe furchtbare Narbe, und erzählte, wie er einst in den Armen einer haytianischen Schönen von deren Liebhaber überrascht und mit dem Machete auf den Tod verwundet worden sei. »Ja, diese Nigger können auch einmal wild werden!«

Am nächsten Morgen fand ich beim Erwachen unser Schiff auf einer weiten Meeresfläche, welche noch mehr einem schönen, heiteren Binnensee glich, als die Tortugapassage. Von Norden, Osten und Süden war der Horizont durch die Berge von Hayti begrenzt, von Westen durch die Insel Gonave. Wir dampften nun östlich auf Port au Prince zu. Die Bergketten hatten einen ganz eigentümlich süßblauen Ton, mit rosenroten und violetten Schimmern; das strahlende Meer brach sich an ausgedehnten Klippen und Korallenriffen. Als wir näher kamen, erschienen die Formen der Berge immer bedeutender; am Lande tauchte die grüne Pracht der Vegetation auf, das ganze Bild erglänzte geradezu in leuchtenden Farben. Auf der Meeresfläche schwebten einzelne ganz kleine Mangroveinseln, welche kaum einigen Dutzend Bäumen Platz boten, aber durch ihr kräftiges rün in die Augen fielen; über der ganzen Natur Friede und fröhlicher Sonnenschein!

Mangrove.

Der Eindruck ändert sich aber mit jedem Meter, den man dem Lande näher kommt; ein Windstoß trug uns den entsetzlichen Geruch der Stadt zu. Im Hafen lagen einige elende Kasten von Fahrzeugen, auf welchen singende Neger im Kreise umherlaufend mit einem altmodischen Gangspill die Anker hoben: haytianische Kriegsschiffe. In einem schmutzigen Boote nahten der Hafenmeister und der schwarze Doktor mit cylinderbedecktem Haupte. Wie schön scheint einem das paradiesische Quisqueya, bis man ans Land kommt, die elenden Schaluppen sieht, die vermorschten Wharfe, die verfallenen Häuser und zerlumpten Menschen, bis man die Stadt riecht!

An Land habe ich nicht viel erlebt; so sehr die Natur der Umgebung auch lockte, meine gemessene Zeit gestattete keine weiteren Exkursionen. Die deutsche Kolonie in Port au Prince, welche einen sehr rührigen und aufblühenden Eindruck macht, empfing uns sehr

freundlich. Doch habe ich in den Tropen niemals so viel Getränke vertilgen sehen, wie während meines dortigen Aufenthalts. Alle Deutschen und auch mehrere Ausländer rühmten noch sehr die günstigen Folgen der kurz vorher erfolgten Demonstration der deutschen Schulschiffe. Der Übermut der schwarzen Regierung war dadurch in seine Schranken gewiesen worden. Ich schied nicht ungern von der schwarzen Republik; und doch fühlte ich ganz im Innern wieder ein leises Bedauern. Denn die Naturschönheit der Insel samt dem vielen Unbekannten und Unerforschten zog mich mächtig an; der Eindruck, welchen die Bewohner machten, stieß mich jedoch ab. Man gewinnt bei einem kurzen Besuch wenig Hoffnung für die Zukunft des Negerstaats. Wenn auch immer wieder einzelne hochbegabte Neger oder Mulatten alle ihre Kräfte anwenden, um ihren Stamm der Kultur zu gewinnen, so bleiben sie doch immer einsam; es gelingt ihnen nicht, die breiten, trägen Massen ihres Volks für anderes als für Morden und Brennen in Bewegung zu setzen, und sie gehen meist an ihrem übergroßen Beginnen zu Grunde.

Wir fuhren weiter nach Cuba hinüber und dampften an der Südküste dieser Insel entlang; eine Landung war jetzt ausgeschlossen, denn die Blockade war erklärt; wir passierten nahe bei Santiago; die Küste ist sehr gebirgig, das später so viel genannte Castel Morro wird sichtbar. Ein Schwarm kleiner Vögel fällt auf unser Schift nieder, friedliche Boten aus dieser blutigen Gegend.

Dann passierten wir, ohne Land zu sehen, die Straße zwischen Cuba und Jamaica. Schließlich kamen uns noch die Isla de Pinos und dann das Westende von Cuba, das Kap San Antonio, zu Gesicht. Wir verließen das Fahrwasser des Kolumbus; der Entdecker hat es niemals erfahren, dass Cuba im Westen nicht mit dem Festlande zusammenhing. Wir fuhren durch die Straße von Yucatan und quer über den Golf von Mexico, den Kurs, welcher einst Cortez zum seltsamen Reich der Azteken brachte.

Von Yucatan herüber fegte uns ein heftiger Wind Schwärme von Vögeln, Cikaden und anderen Insekten aufs Schiff; ein ähnliches Schauspiel wiederholte sich tiefer im Golf, wo der Nordwind uns Bewohner Nordmexicos zutrug; wie viele Tausende von Organismen müssen so zu Grunde gehen, indem sie aufs Weltmeer hinausgetragen werden, so weit, dass die eigene Kraft sie nicht wieder zum Land zurückbringen kann. Diese Thatsache macht uns aber auch auf eines der wichtigsten Verbreitungsmittel der Tiere aufmerksam: wie manche oceanische Insel verdankt dem Winde die meisten ihrer tierischen und pflanzlichen Bewohner!

Endlich eines Nachmittags wird wieder Land sichtbar: ein blasser,

langgedehnter, flacher Strand, bedeckt mit weißem Sand und Dünen. Hier und da treten auch Mangroven auf ihren roten Stelzenwurzeln bis ans Meer. Die Meeresfläche ist sehr bewegt und nur mit Mühe gewinnen wir die Flussmündung. Heiße Sonne brütet über dem Sande, die Brandung fegt weit das Ufer hinauf. Auf dem Flusse ist es ruhig und friedlich. Einige Fischerkähne sind sichtbar, am Ufer Gebüsche und Wiesen. Der Fluss macht eine Biegung, dahinter taucht die Stadt Tampico auf; viele Häuser und ein stattlicher Kirchturm, über dem allen schweben Scharen von Geiern. Zum erstenmal seit Monaten höre ich wieder eine Eisenbahn pfeifen. Dann wurden wir ans Land gesetzt: ein großer Moment für mich, als ich zum erstenmal einen fremden Erdteil, das amerikanische Festland, betrat.

VI. Kapitel

Westindische Rassenprobleme

Über die Bewohner Westindiens und des südlichen Teiles der Vereinigten Staaten sind schon dicke Bücher geschrieben worden und es wird auch in Zukunft noch mancher ernsthafte Mann ein Stück seiner Lebensarbeit auf die Lösung der schwierigen »Völkerfragen« dieser Gebiete verwenden. Man wird sich auch wohl mit der Zeit über die Geschichte und den Grund der Bevölkerungsverhältnisse einigen, auch darüber, dass diese eine gedeihliche Entwickelung des Landes hemmen. Ob aber ein Mann kommen wird, welcher eine praktische Lösung dieser schwierigen Probleme findet, das ist sehr fraglich.

In den nachfolgenden Zeilen will ich nur meine Eindrücke niederlegen, wie sie mir noch frisch in der Erinnerung leben; ich habe trotz der kurzen Dauer meines Aufenthaltes so viele Vertreter der verschiedenen Rassen kennen gelernt, dass ich mir wohl ein persönliches Urteil bilden konnte. Die aufgeregte Zeit des Krieges bot eine günstigere Gelegenheit als Friedenszeiten, um die Rassencharaktere aufzufassen. Trotzdem maße ich mir nicht an, eine tiefe Einsicht in diese schwierigsten Probleme zu besitzen. Ich kann wohl zu den einzelnen Fragen, z. B. zur Negerfrage Stellung nehmen, aber zu den verschiedenen Vorschlägen einer mehr oder weniger radikalen Lösung derselben kann ich nichts neues vorbringen. Dazu reichen meine Kenntnisse von Land und Leuten nicht aus.

Die Rassen, welche für Westindien in Betracht kommen, sind Weiße, Kreolen und Neger (samt Mischlingen). Im Gegensatz zum Festlande Nord- und Südamerikas giebt es keine Indianer, keine Ureinwohner mehr. Die Ausrottung der Antillenbewohner, besonders der Karaiben, ist eine allbekannte Thatsache. Weniger bekannt dürfte es sein, dass sich in Westindien noch zwei Kolonien von amerikanischem Stamme befinden, welche gemeiniglich als Karaiben bezeichnet werden. Reine Abkömmlinge der Ureinwohner Westindiens werden es wohl nicht sein; immerhin sind es aber Volksreste von ausgesprochen indianischem Typus, welche durch ihre Sitten, Häuser,

Waffen und Geräte ein ganz eigenartiges Element im heutigen Westindien darstellen. Die eine dieser Kolonien ist in Domincia; ich hatte aber keine Gelegenheit, sie zu besuchen. Die Kolonie soll zur Zeit etwa 70 Köpfe stark sein, ist aber offenbar dem Aussterben geweiht.

Fast sollte man das gleiche von ihren Verdrängern, den Weißen, glauben. Nach einem unglaublichen Aufblühen in vergangenen Jahrhunderten, ist die Bevölkerungszahl der Weißen Westindiens im 19. Jahrhundert konstant zurückgegangen. Heutzutage hat man fast den Eindruck, als hätten die Europäer Westindien von den Rothäuten gesäubert, um den Schwarzen Raum zu schaffen.

Die Plantagenarbeit wird hier und da, so besonders in Trinidad von Kulis geleistet, welche meist aus Indien stammen. Auf den großen

Bai von Le Marin, Martinique.

Antillen giebt es auch schon Chinesen; aber diese asiatischen Einwanderer sind noch in sehr geringer Zahl vorhanden. Auch in Martinique giebt es schon eine kleine Kolonie von Kulis.

Wenn wir die übrige Bevölkerung von Westindien betrachten, so müssen wir Neger, Mischlinge, Kreolen und Weiße (d. h. direkt eingewanderte Europäer und Nordamerikaner) getrennt aufführen.

Ich beginne mit den letzteren, weil ich von ihnen wenig zu sagen habe. Sie repräsentieren die Eigenschaften jeweils des Volkes, dem sie angehören, manchmal in etwas prononcierter Form, wie es eben die freieren Daseinsformen dieser halb kultivierten Länder mit sich bringen. Schon äußerlich zeigen die einzelnen Kolonien selbst dem Durchreisenden erkennbar die Spuren, welche die Eigenart des regierenden Volkes ihnen aufgeprägt haben: Mangel an Sauberkeit, geringere Disziplin, Vernachlässigung in vieler Beziehung in den Kolonien romanischer Völker, Reinlichkeit, sanitäre Vorkehrungen, geordnete Verwaltung, aber auch oft ein quälender und nutzloser

Bureaukratismus in den germanischen. Diese Gegensätze sind fast gänzlich verwischt, wo das kreolische Element in der herrschenden Klasse die Mehrzahl hat.

Die Kreolen bezeichnen sich selbst als reine Abkömmlinge von weißen Vorfahren, welche mindestens schon drei Generationen in den Tropen leben. Das ist auch die eigentliche Bedeutung des Wortes; in der Praxis rechnet man oft auch Mischlinge mit ganz geringer Blutmischung noch zu Kreolen, etwa Kinder von Weißen und Quadronen. Es ist selbstverständlich, dass die Kreolen zunächst in ihren physischen wie psychischen Merkmalen demjenigen Volke entsprechen, welchem sie der Abstammung nach angehören. Man kann demnach englische, französische, spanische, dänische Kreolen unterscheiden. Aber der Generationen hindurch währende Aufenthalt in den Tropen hat auf die Mitglieder der einzelnen kaukasischen Völker einen deutlichen Einfluss geübt, sodass sämtliche Kreolen einen ziemlich einheitlichen Typus darstellen. Wie der langjährige Bewohner Westindiens die einzelnen Kreolennationen leicht unterscheidet, so fallen dem Reisenden vor allem die gemeinsamen Züge derselben auf.

Für den Charakter der Kreolen scheint mir die Erklärung zum Teil in dem nämlichen Moment zu liegen, welches auf den Charakter jedes einzelnen Individuums kaukasischer Abstammung bei längerem Aufenthalte in den Tropen einwirkt, nämlich in der Lähmung der Energie durch Klima und Lebensweise. Der Kreole kann wohl mit plötzlich aufflackernder Thatkraft etwas unternehmen, selbst zu einem gewissen Fortschritte treiben, in 99 Fällen von 100 wird aber seine Spannkraft bald nachlassen, das blühende Unternehmen einem Anderen in die Hände fallen oder zu Grunde gehen. Mit den Generationen wächst der Hang zur Beschaulichkeit, wird er selbst zur ausgesprochenen Trägheit. Mit den letzteren Eigenschaften steigert sich die allgemeine Indolenz, welche wiederum eine große Genügsamkeit als bedeutsames Charakteristikum mit sich bringt. Der Kreole besitzt alle jene Eigenschaften, welche für träge Völker bezeichnend sind: Leidenschaftlichkeit, Rachsucht, Grausamkeit, stark entwickelte Sinnlichkeit auf der einen, Genügsamkeit, Neidlosigkeit und eine weitgehende Temperamentsgutmütigkeit, welche wohl zu unterscheiden ist von Charaktergüte, auf der anderen Seite.

Wie auf den Charakter, so hat die Tropennatur auch auf die körperlichen Eigenschaften der Abkömmlinge der verschiedenen europäischen Nationen einen ausgleichenden Einfluss geübt.

Dies gilt sogar für die Kreolen germanischer Abstammung; es giebt deren allerdings viel weniger als romanische, einmal weil die englischen, holländischen und dänischen Kolonien weniger und kleiner

sind, und dann, weil die größere Beweglichkeit und Heimatsliebe der germanischen Rassen den generationenlangen Aufenthalt in den Tropen seltener machte; auch die größere Seetüchtigkeit und geringere Anpassungsfähigkeit der letzteren an heiße Klimate spielte dabei eine Rolle.

Die romanischen Rassen, welche für das Tropenleben viel geeigneter waren, bildeten alle sehr schnell Kreolenstämme; so geeignet sich diese Rassen auch zur Kolonisation und zur Assimilierung der einheimischen Volkselemente erwiesen, so wenig beteiligten sie sich am Fortschritte der Kultur. Sie sind sämtlich ausgezeichnet durch ein Zurücksinken in der Richtung auf den Zustand von Naturvölkern, durch ihren Austritt aus den Reihen der Konkurrenzvölker. Am weitesten in dieser Beziehung sind wohl die Portugiesen der östlichen Tropen gegangen.

Im Süden der Vereinigten Staaten hatten die Franzosen und Spanier sich zu kreolischen Rassen umgewandelt; besonders von den ersteren existieren noch deutlich erkennbare Reste. Viel weniger kann man dies von den jetzt dort herrschenden Angelsachsen behaupten; dazu mag vor allem der offene Zusammenhang mit dem Norden und die Unstätigkeit derselben beitragen, welche eine fortwährende Mischung und Blutauffrischung in der Bevölkerung herbeiführen. Als besondere Erscheinung erhielten sich die Kreolen nur so lange im Süden der Vereinigten Staaten, als dieser nach Norden isoliert war, in seinen Verkehrsverhältnissen also den Inseln Westindiens glich, deren stagnierendes Leben die Einwohner fast von der Außenwelt abgeschnitten erhält. Die Okkupation der beiden großen Antillen Cuba und Portorico durch die Amerikaner werden vielleicht ganz neue Verhältnisse schaffen.

Die Bildung tropischer Rassen aus den romanischen Einwanderern, besonders deren Charakterbildung, ist aber auch durch den Einfluss der Neger bedingt. Völker werden niemals in engem Verhältnis zusammenwohnen, ohne dass, ganz abgesehen von den Vermischungen, eines auf das andere einwirkt. Auch in dieser Beziehung verhalten sich Germanen und Romanen verschieden. Jedem Reisenden fällt das vollkommen verschiedene Auftreten der Weißen gegen die Neger in den englischen und in den französischen oder spanischen Kolonien auf. Der Germane ist immer der Herr, während der Romane sich gleichordnet. Äußerst bezeichnend ist ja die Zulassung der Neger zu allen öffentlichen Ämtern in den französischen Kolonien, wovon nachher noch die Rede sein wird.

Wiederholt haben geistreiche Schriftsteller schon die Theorie aufgestellt, dass die Kulturvölker Südeuropas ihre jeweilige Blüte nur dem

Einflusse fremder Eroberer, besonders nordischer Einwanderer zu verdanken gehabt hätten. Mit der erfolgten Aufsaugung des fremden Blutes und dem Aussterben der beherrschenden Rasse sei die alte Volksschicht wieder zur Geltung gelangt und damit die niedrigere Kultur. Was ich von den Kreolen kennen gelernt habe, ist fast geeignet, eine solche Theorie zu unterstützen: nicht nur gesunkene Kultur, sondern sogar Einfluss der niederen Rasse, der Neger, auf die isolierten Romanen ist deutlich erkennbar.

In vielem erinnern die Kreolen an Südeuropäer, besonders an die Italiener der vernachlässigten südlichen Provinzen. Schöne Gestalten und schöne Köpfe sind unter der Jugend beider Geschlechter häufig. Die Formen und Bewegungen sind graziös und einnehmend: aber was für den Charakter gilt, hat auch auf das Körperliche seine Anwendung, die schönen Formen versinken in einem allzu jugendlichen Alter schon in Fett, zu welchen in selteneren Fällen eine krankhafte Dürre den Kontrast bildet.

Das gesetzmäßige Fettwerden wird vielfach wie ein unabwendbares Verhängnis betrachtet: »Man muss das Leben genießen, tanzen, sich freuen, ehe man fett wird!« Dies äußerte mir gegenüber einmal eine sehr liebenswürdige Wirtin, welche dem bezeichneten Lose bereits verfallen war.

Die Kreolinnen jüngeren Alters, besonders diejenigen der Übergangsperiode, haben aber infolge ihres prachtvollen Wuchses, ihrer eigenartigen Schönheit und nicht zuletzt ihrer starken Sinnlichkeit, wenn sie nach Europa kamen, stets eine große Rolle gespielt. Sie haben als »Rasseweiber« in den Pariser Salons jene unerhörten Erfolge gehabt, welche nicht nur durch die Schilderungen der Romanschriftsteller, sondern auch infolge ihrer politischen Beziehungen allgemein bekannt geworden sind.

Die berühmteste Kreolin ist die Kaiserin Josefine gewesen, deren marmornes Denkmal in Fort de France auf Martinique auch ein Zeugnis verschwundener Herrlichkeit ist. Denn von den Kreolinnen, welche heutzutage aus den westindischen Kolonien Frankreichs nach Paris kommen können, sind nicht mehr viele geeignet, eine große Rolle in der Gesellschaft zu spielen.

In ihrem Charakter war Josefine eine echte Kreolin, vor allen Dingen zeigte sich dies in ihren zahlreichen Liebesaffairen. Denn Sinnlichkeit, bald verhalten, bald schrankenlos hervorbrechend, ist ein bezeichnendes Merkmal des Kreolen. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den mir die danses créoles machten, als ich sie in Martinique zum erstenmal sah. Diese Tänze haben in ihren Formen und Rhythmen nicht viel originales; sie sind eine Vermischung der europäischen

Rundtänze mit Negerbewegungen. Was sie aber von den Tänzen selbst der heißblütigsten Südeuropäer unterscheidet, ist der offen zur Schau getragene Zweck dieser Tänze: die bis aufs äußerste allmählich sich steigernde sinnliche Erregung. Welche kulturgeschichtliche Entwickelung zeigt uns eine Ethnographie des Tanzes von den religiösen Zeremonien des Altertums durch das Stadium unserer konventionellen Halbheiten bis zu diesen kreolischen Tänzen, welche allerdings von gewissen Tänzen der Japaner noch übertroffen werden sollen!

Apollonia, die Beauté von St. Anne in der alten kreolischen Tracht.

Die starke Sinnlichkeit lässt bei den übrigen erwähnten Charaktereigenschaften der Kreolen voraussetzen, dass die geschlechtliche Moral nicht sehr hoch entwickelt ist. Die Ehen sind selten in unserem Sinne glücklich zu nennen, obwohl vielfach beide Teile sich gar nichts besseres zu wünschen scheinen. Speziell in Martinique zeitigen diese Verhältnisse zusammen mit dem kolonialen Provinzialismus seltsame Früchte. Maitressenwirtschaft ist etwas ganz allgemeines. Da wollen manche hinter den gerühmten Pariser Vorbildern nicht an Lasterhaftigkeit zurückbleiben und vernachlässigen aus reiner Thorheit ihre schöne junge Frau um einer hässlichen Maitresse willen u. s. w., Verhältnisse, die übrigens dem Mitteleuropäer nicht rein kreolisch erscheinen.

Bezeichnend ist aber, dass diese Verhältnisse in Westindien für etwas selbstverständliches gehalten werden; es kommt selbst vor, dass sie in Gegenwart des Fremden von Frauen und Mädchen besprochen werden. Noch heute haben besonders die jungen Leute auf dem Lande, in den Plantagen, ihre schwarzen Maitressen, auch verheiratete

Männer nicht selten eine Anzahl Nebenfrauen, alles Verhältnisse, die ihren Ursprung in die Zeit der Sklaverei datieren, die aber nach deren Aufhebung als bequem und angenehm beibehalten wurden. Sie finden zum Teil auch ihre Erklärung in der geringen moralischen Differenzierung der Negerinnen.

Je mehr ich von diesen Einzelheiten des Kreolencharakters mitteile, umsomehr beschränken sie sich fast ausschließlich auf die romanischen Kreolen; die geringen Mengen, welche man heutzutage noch als germanische Kreolen unterscheiden kann, verhalten sich in vielen Beziehungen anders.

Am deutlichsten äußert sich dies am Zusammenleben mit der schwarzen Rasse. Nicht nur im Auftreten gegen dieselbe, was ich oben schon erwähnt; sondern auch in der ganzen Lebensführung, in der Fürsorge und in der Beurteilung. Der Romane behandelt den Neger als fast ganz Gleichgeordneten, er empfindet in ihm nicht eine fremde Rasse in dem Grade, wie es der Germane thut. Die Abkömmlinge der am stärksten durchmischten Rassen unseres Kontinentes, die Sizilianer und Südspanier, empfinden gar keinen Gegensatz mehr: sie teilen ohne Rückhalt Freude, Laster, Verbrechen, Haß und Liebe mit dem Neger.

In den romanischen Kolonien ist denn auch die Blutmischung zwischen weißen und farbigen Rassen am weitesten gegangen. Wie die südamerikanischen Republiken in der Mehrzahl als Mestizenstaaten bezeichnet werden können, deren Bevölkerung durch Vermischung von Indianern und Spaniern oder Portugiesen entstanden sind, so werden Cuba, St. Domingo, Portorico und eine Reihe der kleineren Inseln vorwiegend von Mulatten, Mischlingen zwischen Negern und Spaniern oder Franzosen, bewohnt. Wie aber die Nachbarrepublik von St. Domingo, Hayti eine fast reine Negerbevölkerung beherbergt, so verhält es sich auch ähnlich mit manchen der kleineren Inseln, wo die reinen Neger die Mischlinge überwiegen. Es fällt dies schon dem Durchreisenden auf, wenn sich um das Schiff die Negermenge bettelnd oder ihre Dienste anbietend tummelt, dass beispielsweise in St. Lucia, Dominika der Durchschnitt der Bevölkerung schwärzer ist, als in den Knotenpunkten des westindischen Handels, so in Barbados, in St. Thomas. In Martinique fiel es mir auf, dass je weiter man aufs flache Land hinauskommt, desto seltener die Mulatten werden. Auch soll nach der Erfahrung der Kolonisten seit der Abnahme der weißen Bevölkerung die Durchschnittsfarbe der Bevölkerung wieder dunkler werden, was ja leicht verständlich ist.

Der Gesamteindruck Westindiens ist der eines von Negern bewohnten, von Weißen kolonisierten Landes. Wie diese Thatsache in

der Geschichte ihre Begründung findet, das brauche ich nicht zu erörtern, das kann man bereits in vielen Handbüchern ausführlich dargelegt finden. Eine andere Frage ist, ob — abgesehen von dem Wege, auf dem es geschah — es für diese reichen Länder ein Segen genannt werden kann, dass ihre Gebiete, statt mit den ernsten zeremoniellen Indianern, mit den kindlichen fröhlichen Negern erfüllt worden sind. Die Erfahrungen in den Vereinigten Staaten sprechen dafür, dass die Indianer im ganzen genommen sich nicht kulturfähig erweisen, während die Neger eher geeignet scheinen, aber auch als eine Last und eine Gefahr empfunden werden. Für beide Völker liegen aber in Westindien die Verhältnisse anders. Einmal handelte es sich um südamerikanische Indianer, welche bei der Vermischung

Negerhütten in St. Anne (Martinique). Skizze des Verfassers.

mit Romanen eine Rasse liefern, die zwar noch nicht der Freiheit würdig, aber doch in hohem Grade kulturfähig ist und eine sichere Zukunft hat und verdient. Aus ihren Reihen waren ja bereits vor dem Eindringen der Europäer Kulturvölker entstanden. Dann aber sind die Neger in den Vereinigten Staaten zum Teil in Gegenden ausgebreitet, wo auch der weiße Mann arbeitend sein Leben in Gesundheit verbringen kann. Das gilt für Westindien nicht. An sich also wäre die Negerbevölkerung dort erwünscht, da die indianische Bevölkerung nun einmal nicht mehr existiert. Aber nur unter der Voraussetzung, dass sie nicht eine Freiheit genießen, von der sie keinen Gebrauch zu machen verstehen. Ich meine damit nicht, dass sie ihre persönliche Freiheit nicht haben sollten, aber mit politischer Freiheit ist ihnen nicht gedient; im Gegenteil, das Land, in welchem sie politische Rechte und Freiheiten thatsächlich genießen (nicht nur

dem Wortlaute des Gesetzes nach besitzen, wie in den Vereinigten Staaten), kommt zurück. Neger als Beamte sind fast immer lächerliche Figuren: prahlerisch und dabei ohne Festigkeit, machen sie stets den Eindruck von Kindern, welche wenig erzogen sind. In Martinique bekommt man viel von der schwarzen Misswirtschaft zu hören und zu sehen. Es giebt da schwarze Verwaltungsbeamte und Richter, die Gemeindevertretungen, von meist schwarzen Wählern gewählt, bestehen meist aus Negern. So hört man denn oft davon erzählen, dass ein schwarzer Richter niemals einem Weißen recht gäbe; dass dadurch bei der bekannten Ungenauigkeit der Neger in der Frage des Mein und Dein besonders die geschäftlichen Verhältnisse sehr leiden, ist selbstverständlich.

Ein Fall von Gemeindeverwaltung ist mir aus Martinique deutlich in Erinnerung geblieben; er verdient aufgezeichnet zu werden. In einem Städtchen im Süden der Insel giebt es keine öffentliche Uhr. Die Fischer des Ortes sind darüber sehr unglücklich, sie müssen in der Nacht, ehe die Flut einsetzt, zum Fischfang aufbrechen. Aber sie haben im Inneren der Bucht keinen Anhaltspunkt für die Zeit. In derselben Ansiedelung ist vor Jahren der Eimer in die öffentliche Cisterne hinuntergefallen; jedermann zieht seitdem seinen Krug an einem Stricke in die Höhe; die Cisterne wird aufs äußerste verunreinigt. Die schwarze Gemeindevertretung hat aber kein Geld für diese notwendigen kleinen Ausgaben; wohl aber sind 300 Fr. Subvention bewilligt, damit jeden Sonntag eine Tonne mit Eis in den Ort geschafft werde; auf Eis sind ja wie die Sizilianer, alle Tropenbewohner der Kolonien sehr versessen. Gleichen aber nicht dennoch diese Maßregeln denen von regierenden Kindern? Ich könnte diesen Thatsachen noch eine Reihe anfügen, begnüge mich aber mit dem Ausspruche eines Martiniquers über Wahlangelegenheiten. Als ich mich auf der Insel aufhielt, nahte die Zeit einer Neuwahl. Da die Insel thatsächlich, wie die westindischen Kolonien aller übrigen Mächte, ein wenig vom Mutterlande vernachlässigt wird, so hat man eine Menge Klagen. Man war daher mit dem Abgeordneten von Südmartinique sehr unzufrieden, da er seit 10 Jahren in der Kammer niemals gesprochen und nicht das Geringste für das Land gethan habe. Man war also entschlossen, ihn nicht wieder zu wählen; es war eine Wählerversammlung, viele Wahlberechtigten besuchten dieselbe, voll guter Vorsätze, dem Manne den Standpunkt klar zu machen. Als man wieder herauskam, hatte man punch colonial und Sekt getrunken, und als ich einen Mann nach dem Ergebnisse fragte, sagte er: »Was wollen Sie? Wir werden ihn wieder wählen, er hat versprochen, sich den Weg zur Tribüne zu bahnen.«

Als ich nachts im Dampfer der Küste von Guadeloupe entlang fuhr, hörte man an verschiedenen erleuchteten Stellen Trommelgetöse und Schreien der Menge. Auf meine Frage erhielt ich die Auskunft: Es ist die Zeit vor den Wahlen. Da geben die Kandidaten Feste, dazu holen die Neger ihre afrikanischen Trommeln hervor, führen ihre Tänze auf, und wer den Rum bezahlt hat, den wählen sie. Das erzählte mir ein Mulatte, der Advokat in St. Pierre war.

Trotzdem können wir an manchen Orten sehen, dass die Neger unter einer strengen Aufsicht Gutes leisten. Wir kennen ja aus der Zeit der Sklaverei hinreichend viele derartige Fälle. Die anderen Fälle tüchtiger Arbeit von freien Negern in den Vereinigten Staaten lassen sich deswegen nicht zum Vergleich heranziehen, weil sie sich in dem üppigen Tropenklima, das ihnen keine Bedürfnisse auferlegt, viel mehr gehen lassen. Sie unterliegen nicht dem Zwange, fürs Leben zu arbeiten, und so arbeiten sie auch nur mit Unterbrechungen.

Mexikanische Kaffeeplantage.
(Photographie von Briquet, Mexico.)

Dass Mulatten und Neger in politischer Beziehung sich nicht sehr unterscheiden, beweisen die Verhältnisse in den Republiken Hayti und St. Domingo. Die Mulatten machen ja immerhin einen geweckteren Eindruck, wenigstens war dies bei den meisten, welche ich kennen lernte, der Fall; auch sind sie in politischer Beziehung ein klein wenig klarer und vielfach mehr real angelegt.

Was aber die Neger noch weiter gegenüber den südamerikanischen Mestizen zurückstehen macht, ist der Umstand, dass sie eine Kulturstufe, die sie erreicht haben, nicht zu erhalten vermögen, wenn nicht der weiße Schulmeister beständig hinter ihnen steht. In Mexiko hat man den nicht zu leugnenden Eindruck, dass die Kultur jetzt, wenn auch langsam, so doch deutlich vorwärts geht. Die Indianer und Mestizen haben ein konservatives Element in ihrer Natur, welches sie einmal erworbene Fortschritte zäh festhalten lässt. Man denke nur an die vielen kleinen indianischen Industrien. So weit, dass sie ein kleines Quantum dieses konservativen Geistes auch in die Politik einführten, sind sie allerdings noch nicht gelangt.

Der Neger ist viel zu wenig ernst, weil zu sehr Kind, um etwas erworbenes leidenschaftlich festzuhalten; er ist ja auch in der Regel

gar nicht habgierig, vor allen Dingen aber nicht sparsam. In Westindien glaubt man oft sich nach Afrika versetzt zu sehen, wenn man im Walde eine Ansiedelung von Negern antrifft. Eine palmblattgedeckte Hütte, um welche Hühner und Schweine sich tummeln, nackte Kinder im Schatten der Banane; was fehlt noch als ein Krieger mit wildem Speer und Schild! Nun, wenn der Besitzer der Hütte mit einem mächtigen Buschmesser in der Hand hervortritt, in lumpige Kleider gehüllt, welche der Dornbusch des Urwaldes zerriss und dem Fremdling aus einer mächtigen Kalebasse Wasser zu trinken anbietet, so werden wir vergeblich nach Kulturspuren suchen, welche ihn von seinem Kameruner Vetter unterscheiden. Eine Menge der Neger Westindiens ist thatsächlich wieder verwildert, und nur die geographischen Verhältnisse verhindern es, dass noch an anderen Orten wilde Stämme, wie die Boschneger in Surinam entstanden sind. Auf den kleinen Antillen findet man seltener Dörfer als Ansiedelungen einzelner Familien mitten in den Wäldern. Auf Martinique begegnete ich ihnen öfters, besonders in den Bergen. Primitivere Behausungen finden sich kaum bei den ursprünglichen Wilden, denen doch gewisse kunstgewerbliche Erzeugnisse, wenn auch noch so einfacher Art, eigen zu sein pflegen. Den höchsten Luxus, der mit Stolz gezeigt wurde, bezeichnete eine ganz aus alten Konservenbüchsen gebaute Hütte.

Noch weiter ist ja die Verwilderung in Hayti gegangen, wo ein tieferes Hinterland die stete Berührung der Küste mit der Außenwelt in ihrer Wirkung hemmt. Dort ist sogar diejenige Erwerbung der Neger, welche sie sonst, allerdings rein äußerlich, festzuhalten pflegen, das Christentum, verloren gegangen. Vielfach huldigen die Haytianer einem durchaus afrikanischen Fetischismus, der meist auch mit einem fanatischen Fremdenhass verbunden ist. So ist es gekommen, dass im Inneren Haytis das Reisen heutzutage gefährlicher geworden ist, als zur Zeit des Kolumbus.

Die furchtbaren Kämpfe, unter denen sich die haytianischen Neger ihre Freiheit erkämpften, sind zum größten Teil, trotz Körner und vieler deutschen Schriftsteller und Dichter, aus dem Gedächtnis der jetzigen Generation verschwunden. Wiederholungen ähnlicher Kämpfe an verschiedenen Orten sind aber immer noch möglich, obwohl das Fehlen des Momentes der Sklaverei niemals mehr eine solche Erbitterung aufkommen lassen wird, wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Immerhin besteht noch das Gefühl einer sozialen Abhängigkeit der Schwarzen von den Weißen und ein ausgesprochener Rassengegensatz. In den Vereinigten Staaten existiert zwar kaum eine offene und direkte Gefahr, aber die soziale und nationale Gefahr ist um so größer.

In Martinique ist es in den letzten Wochen zu blutigen Zusammenstößen zwischen streikenden Plantagenarbeitern und Militär gekommen. Die Regierung leugnet zwar, dass dabei Rassengegensätze in Frage kommen. Wer aber Westindien kennt, der weiß genau, dass wenn Schwarze und Weiße sich gegenüberstehen, Rassengegensätze stets eine ausschlaggebende Rolle spielen. Es mag ja das soziale Moment im Augenblicke auf Martinique vorwiegend in Betracht kommen. Die Plantagenarbeiter erhalten dort nach meinen Notizen 60—80 Centimes im Tag; da das koloniale Geld weit unterm Kurs steht, bedeutet das in unserem Gelde 40—60 Pfg. Selbst in einem tropischen Lande muss die geringste Lebensmittelverteuerung bei einer solchen Bezahlung zu Not führen.

Wenn ich mich aber erinnere, wie selten ich Neger dort habe gut behandeln sehen, ich meine nicht nach Laune, sondern konsequent gut, wie oft ich Empörung und Erbitterung gegen die »Herren« sah, so muss ich betonen, dass sich hier die Rassengegensätze in unheilvoller Weise mit den sozialen verschmelzen. Ein Plantagenbesitzer geht mit seinen Arbeitern nicht viel besser um als mit Sklaven. Sie werden geknufft und gestoßen, es wird sehr viel von ihnen verlangt, bei geringen Verstößen wird ihnen von dem geringen Lohne auch noch abgezogen. Dabei verfügt der Herr meist ziemlich frei über die Frauen und Mädchen. Das alles reizt die schwarze Arbeiterbevölkerung gegen die Herren, welche so gut wie ausschließlich Weiße sind. Das Verhältnis zwischen den besser gestellten Schwarzen, besonders den Beamten und den Weißen, ist, wenn überhaupt, nur äußerlich ein gutes, meist das denkbar schlechteste.

Ich bin der Ansicht, dass es in Westindien an den meisten Orten nur an Führern und an Agitation fehlt, um häufige Aufstände hervorzurufen. Daher sind solche Streikebewegungen sehr gefährlich, weil sie leicht einmal die ganze Rassenfrage in Bewegung setzen können. Wenn die Nordamerikaner bei den von ihnen »befreiten« Negern und Mulatten Cubas und Portoricos jetzt auf so viele Schwierigkeiten stoßen, wenn sie ja am Ende mit neuem bewaffneten Aufstande zu thun haben werden, so darf man sicher sein, dass ebenso, wie bei dem Aufstande gegen Spanien nicht die geringste Schuld daran die Rassenfeindschaft der Farbigen gegen die Weißen trägt.

VII. Kapitel

Die Tierwelt der kleinen Antillen

a) Allgemeines

Gegenüber der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit in der Tierwelt des südamerikanischen Festlandes erscheinen die Antillen, besonders die kleinen Antillen, arm; ihre Fauna ist nicht so kraftstrotzend, so überwältigend durch Farbenpracht und ungewöhnliche Formen wie etwa die brasilianische, welche für unsere Vorstellung zu einem Musterbeispiele tropischer Formenfülle geworden ist.

Inselfaunen sind stets ärmer und unscheinbarer als kontinentale; das erklären schon die Raumverhältnisse und die geringere Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen. Dagegen zeigt sich oft in einzelnen Gruppen eine schier unerschöpfliche Fülle von einander nahestehenden Arten und Varietäten. So sind die Antillen ungeheuer reich an Landschnecken.

Fast alle Beziehungen der Antillenfauna weisen auf Südamerika hin. Vögel, Reptilien, Amphibien und Insekten haben ihre nächsten Verwandten in Venezuela, Columbien und Centralamerika, ja in vielen Fällen kommen dieselben Arten auf dem Festlande und den Inseln vor. Aber obwohl sich die kleinen Antillen und die Bahamas wie eine zusammenhängende Inselguirlande von Florida bis gegen die Nordküste von Südamerika hin erstrecken, ist ihre Tierwelt keineswegs ein Mischprodukt der beiden durch sie scheinbar verbundenen Faunen. Im Gegenteil, sie beherbergen zum Teil so sehr von den festländischen Arten abweichende Tiere, wie dies sonst bei Inseln von ähnlichen geographischen Beziehungen fast nirgends auf der Erde vorkommt. Wiederum ist auch die Verschiedenheit der Faunen benachbarter Inseln oft eine große In tiergeographischen Werken werden die kleinen Antillen häufig als Einheit den drei großen Antillen gegenübergestellt; dabei werden oft die nördlichen Koralleninseln, die Bahamas, mit Cuba zusammengerechnet. Für manche Betrachtungen hat dies auch einen gewissen Wert; aber dabei wird die große Verschiedenheit der kleinen Antillen untereinander oft übersehen. Die allgemeinen Thatsachen der Tierverbreitung lassen uns stets

Rückschlüsse auf die geologische Geschichte eines Landes thun. Daher verlohnt es sich, wenn auch nur so flüchtig, als es dem Charakter dieses Buches entspricht, auf die Tiergeographie der kleinen Antillen einzugehen.

Viel eigenartiger noch als die Tierwelt der kleinen Antillen ist diejenige der großen. Gemeinsam ist all' diesen Inseln eine große Armut an höheren Tierformen, unter den niederen eine große Mannigfaltigkeit in wenigen Gruppen. All' das weist darauf hin, dass die Inseln schon in früher Zeit vom Kontinent losgetrennt worden sind; aber die größere Verwandtschaft mit der südamerikanischen Fauna deutet darauf hin, dass eine Landbrücke nach Süden zu späterer Zeit bestand, als eine solche nach Norden. Die Spezialisierung der Inseln untereinander ist das Zeichen von einer wechselreichen Geschichte des Gebietes.

Überaus arm sind sämtliche Inseln vor allem an Säugetieren; während auf Cuba und Hayti wenigstens in den merkwürdigen Insectivoren Solenodon, den Nagern Capromys und Plagiodontia eigentümliche Formen besitzen, giebt es auf den kleinen Antillen nur ein Aguti (Dasyprocta), einige kleine Nager, wie Mäuse, darunter in Martinique eine eigenartige Gattung Hesperomys, schließlich eine größere Anzahl von Fledermäusen, und damit ist der Reichtum an Säugetieren erschöpft. Von Fledermäusen giebt es allerdings eine ganz erhebliche Anzahl; sie gehören sämtlich zwei südamerikanischen Familien an.

Diese Thatsachen waren mir bekannt; umsomehr musste es mein Erstaunen erregen, als ich auf der Insel St. Kitts Spuren von Affen sah, und von meinem Führer erfuhr, dass dieselben in kleinen Herden vorkommen und gar nicht selten gesehen werden. Ich konnte mir diese Thatsache nicht erklären, bin aber froh, dass ich nicht viel Zeit auf die Erlangung eines Exemplares vergeudete; denn die Erklärung, welche mir später für dieses auffallende Vorkommen ward, ist ebenso einfach als interessant. Diese Affen sind in Westafrika beheimatet, wurden von den Negersklaven aus Guinea mitgebracht und sind vor langer Zeit verwildert; so kamen sie in der Mitte des Jahrhunderts auf mehreren der Inseln vor, wurden aber bald von der Bevölkerung wieder weggeschossen, und werden, wo sie noch existieren, nicht mehr lange zu leben haben; denn die Kreolen sind sehr jagdlustig und knallen ohne Schonung jegliches Getier zusammen.

Noch merkwürdiger war mir ein anderes Vorkommen; in Martinique brachte man mir eines Tages ein Opossum von den Bergen herunter. Es war ein etwa kaninchengroßes Tier, die Hälfte des Schwanzes war dunkel gefärbt wie das ganze Tier, die distale Hälfte

weiß. Da der Bursche eine unverschämte Summe für das Tier verlangte, jagte ich ihn davon, konnte aber später mit aller Mühe kein Exemplar des Tieres mehr auftreiben. Ob es sich hier auch um Verwilderung oder um ein bisher übersehenes Tier handelt, ist sehr schwer zu entscheiden, ohne dass man das Tier vor sich hat und genau identifizieren kann.

An eingeschleppten oder absichtlich eingeführten Säugetieren ist ja kein Mangel; allerdings handelt es sich um Arten, welche weder durch Größe, noch durch Schönheit — allein durch ihre Thätigkeit auffallen. Im guten Sinne: die Mangus Ichneumon, Mungo, Herpestes pallidus Cuv.), als Schlangenvertilger; im schlimmen Sinne: die Ratten und Mäuse. Von den ersteren haben wir schon früher gehört, dass ihre Thätigkeit auf Martinique und St. Lucia bereits als ein Segen empfunden wird, dass ihre übermäßige Vermehrung aber auch schon wieder zu Klagen Anlass giebt; denn außer den schon früher erwähnten Klagepunkten wird gegen sie auch ihre Gier nach Eiern und jungen Vögeln ins Feld geführt. Sicher werden sie in kurzer Zeit dazu beitragen, das Bild der ursprünglichen Fauna der Antillen des weiteren zu verändern. In Nevis wurde mir erzählt, dass früher eine bunte, harmlose Schlange (Elaps?) häufig gewesen, seit der Einführung der Mangus aber fast verschwunden sei.

Urwaldvegetation in Martinique.

Die Ratten und Mäuse sowie die übrigen, vom Menschen vorsätzlich eingeführten Haustiere, besonders Schweine und Hunde, haben schon ein gutes Stück Arbeit in der Ausrottung einheimischer Tierarten geleistet. So sind Agutis auf manchen Inseln durch die Hunde ausgerottet worden; auf anderen sollen kleine Säugetiere verschiedener Art früher vorgekommen sein, von deren systematischer Stellung man jetzt keine Ahnung hat, da in den europäischen Museen keinerlei Überreste von ihnen existieren.

Die Vogelwelt steht zwar an Pracht und Artenreichtum weit hinter derjenigen des tropischen Südamerika zurück, aber sie bietet viel des Interessanten. Am auffallendsten ist die Thatsache, dass nicht wenige Arten, ja Gattungen sich auf einzelne der Inseln beschränkt

zeigen; das zeigt sich selbst bei sehr gut fliegenden Gattungen und bei benachbarten Inseln. Dem Laien würde es nichts nützen, wenn ich eine Reihe von Namen aufzählen würde; es genüge, einige Beispiele anzuführen. Von zehn Papageien, die im Gesamtgebiete der Antillen vorkommen, ist nur eine Art auch auf dem Festlande vertreten. Die anderen sind ganz zerstreut; auf Dominica kommt ein sehr auffallender Papagei vor, auf St. Thomas ein Conurus, während dieselben auf den nächstbenachbarten Inseln fehlen.

Allerdings hat sich gerade die Vogelfauna auf vielen Inseln durch den Einfluss der Kultur stark verändert. Viele Arten sind durch die Verfolgung durch den Menschen oder seine Haustiere, noch mehr aber durch die Abholzung und Abbrennung der Wälder und Dickichte zum Aussterben gebracht worden. Das gilt besonders für die am stärksten kultivierten oder kultiviert gewesenen Inseln: Barbadoes, St. Thomas, St. Croix, Nevis u. a., wo es fast keine Wälder mehr giebt. In älteren Werken finden wir von all' diesen Inseln auffallende Arten angegeben, von denen jetzt jede Spur fehlt. Als Beispiel führe ich nur an, dass in Martinique früher sechs Arten von Papageien gelebt haben sollen, von denen jetzt keine Spur mehr zu entdecken ist. In Martinique und Dominica kam ein mövenartiger Vogel, Diablotin genannt, vor, der in Felsenlöchern auf den Bergen nistete und nachts zum Meere hinabflog und über den alle möglichen Geschichten erzählt werden. Amerikanische Museen haben in den letzten Jahren wiederholt Expeditionen beauftragt gehabt, Nachforschungen nach dem Tiere zu veranstalten. Alte einheimische Jäger konnten noch die Brutlöcher zeigen, aber trotz aller Anstrengung konnte kein lebendes Exemplar mehr aufgefunden werden.

Weniger der Gefahr, durch den Menschen ausgerottet zu werden, sind die Reptilien und Amphibien ausgesetzt; wenn wir von der Schlangenvertilgung durch die Mangus und den Dominica-Fröschen absehen, welche in großer Menge gegessen werden. Die Verbreitungsweise der Schlangen auf den einzelnen Inseln ist höchst interessant; manche der Inseln beherbergen überhaupt keine Giftschlangen, während andere von ihnen überfüllt sind. So kommt die Lanzettschlange (Lachesis lanceolatus Lacép.) nur auf St. Lucia und Martinique vor; auf beiden Inseln als eine wahre Landplage. Dem nächstgelegenen Dominica fehlt sie; auf dieser Insel kommt überhaupt keine Giftschlange vor, ebensowenig auf Guadeloupe. Dagegen kommt in Dominica eine harmlose Riesenschlange, eine Boa, vor, welche als Mäuse- und Rattenvertilgerin von den Bewohnern oft wie ein Haustier gehalten wird.

Salamander kommen auf den kleinen Antillen keine vor; von Fröschen und Kröten hauptsächlich Angehörige der Familien der

Cystignathiden und Hyliden, dazu einige Bufoarten. Die ersteren sind fast alle Baumfrösche, welche zum Teil, wie der berühmte Antillenfrosch (Hylodes martinicensis Tsch.) sogar ihre Eier in der Luft, auf den Bäumen ablegen, nicht wie unsere Laubfrösche zum Laichen das Wasser aufsuchen.

Lachesis lanceolatus Lacép. Die Lanzettschlange.

Auf die Fische und die niederen Tiere will ich nicht genauer eingehen; dies würde weiter führen, als dem Zwecke dieses Buches entspricht. Nur das sei bemerkt, dass insbesondere unter den Landschnecken fast jede Insel ihre eigenen Arten, selbst Gattungen beherbergt. Dabei darf man sich aber nicht vorstellen, dass dieselben so individuenreich seien, dass sie einem auf Schritt und Tritt begegneten. Zwar sieht man nicht selten an der Küste ganze Abhänge mit den Schalen von Pupaarten bedeckt; aber gerade die durch ihre Mannigfaltigkeit auffallenden Gattungen sind ziemlich selten.

Der Antillenfrosch. (Hylodes martinicensis Tsch.)

Wie sollen wir uns die Einwanderung und Entstehung der Tierarten auf den kleinen Antillen vorstellen? Sind die Inseln als Vulkane aus dem Meere emporgetaucht; waren sie zuerst kahl und vegetationslos und erhielten ganz allmählich durch die Luft und auf dem Wasserwege ihre Besiedelung, so wie wir es in unseren Tagen noch an dem Vulkane Krakataua in der Sundastraße beobachten konnten und noch können? Oder ist ein ehemals mit Südamerika zusammenhängendes Bergland zum Teil untergetaucht, wobei seine einzelnen höheren Gipfel zu Inseln wurden? Die letztere Annahme scheint mir viele Thatsachen besser zu erklären als die erstere; wenn irgendwo eines unserer kleineren Gebirge bis zu einer gewissen Höhe unter Wasser gesetzt würde, so

würden wir ebenfalls eine ganze Anzahl von Inseln erhalten, welche in derselben Weise wie die kleinen Antillen Übereinstimmungen und Verschiedenheiten der Tier- und Pflanzenwelt aufweisen würden. Nachdem die Inseln einmal so gebildet waren und ihren Grundstock von südamerikanischen Tieren besaßen, erhielten sie durch Luft und Wasser noch mannigfache Zuwanderung, wie sie heute noch von Norden her manchen Besucher oder Ansiedler besonders aus der Vogelwelt erhalten. Es mögen aber auch einzelne der Inseln später noch entstanden sein; denn die vulkanischen Kräfte wirken beständig in jener Gegend fort. Man kennt verschiedene Küsten mit Landsenkungen, ebensoviele Hebungen aus älterer Zeit; ich konnte auf St. Thomas eine ganz junge Hebung nachweisen. Um im einzelnen noch ihre Geschichte zu erforschen, dazu ist wohl die Tierwelt der Antillen zu sehr durch den Einfluss des Menschen verändert.

b) Eigene Erfahrungen und Eindrücke

Der erste Eindruck, welchen die Tierwelt der kleinen Antillen auf den Reisenden macht, ist bei weitem nicht so fremdartig, so ausgesprochen tropisch wie etwa derjenige der Fauna von Brasilien, von Indien, von Afrika. Dies hat seinen Grund in dem Mangel an großen auffallenden Tieren: es fehlen die Herden von Affen, die großen Raub- und Huftiere. Selbst die Vogelwelt weist nur selten Flüge von Papageien und andere große Vögel auf. Aber gerade unter den Vögeln findet der Reisende bald die Vertreter der Tropen heraus. Da sind es vor allem die buntfarbigen Kolibris, welche der Jagdeifer der Kreolen noch nicht ausgerottet hat; sie umschwärmen zu hunderten die blühenden Bäume und Lianen; in dem Geflechte der letzteren sieht man ihre kugeligen Nester hängen, in welchen sie ein ein bis zwei Eier bebrüten.

Leider hat die Natur ihnen zu ihrer Schönheit nicht Verstand oder eine Fülle von Instinkten verliehen. Sie sind dumm, und gleichen, wie in der Lebensweise, so auch in vielen anderen Dingen den Hummeln. Wie sie gleich diesen um die Blüten summen, so können sie auch das Antlitz eines Menschen, ein glänzendes Brillenglas anfliegen. Und wie jene sind sie auch schwer zu verjagen und kehren an die nämliche Stelle zurück.

Als ich den Curé von St. Anne besuchte, lag er in seiner Hängematte in einem Raume, in welchem von der Decke ein langer Haken herabhing, zur Befestigung einer Lampe bestimmt. Seit Jahren war aber keine Lampe mehr aufgehängt worden und seit ebenso langer Zeit hatten Kolibris ihr Nest an den Haken befestigt, da ihnen wohl der stille Raum zum Brüten geeignet erschien. Nachdem sie sich einmal festgesetzt hatten, waren sie durch nichts mehr zu vertreiben, ohne jedoch im mindesten zahm geworden zu sein.

Andere augenfällige Vögel stellen die Familien der Turdiden, Tanagriden, Tyranniden, Icteriden. Auf Martinique sah ich in dem Salzwassersumpf bei Salines viele Wat- und Stelzvögel: Flamingos, Ibisartige Vögel u. s. w.

Nächst den Vögeln fallen am meisten die Schmetterlinge auf; da sind es große Papilios, auf den Bergen Danaïden und Pieriden, dann Hesperiden mit langen Schwänzen an den Unterflügeln, welche durch ihre bunten Farben, ihre bizarren Formen einen tropischen Eindruck

erwecken. Merkwürdige Spinnen aus der Abteilung der Acanthogastriden, mit stachelartigen Verlängerungen am Hinterrande des Leibes, sitzen in großen radförmigen Netzen; am Boden der Gebüsche eilen große Vogelspinnen und Landkrabben dahin. Ebenso sind die kleinen Bäche und Flussläufe von Süßwasserkrabben belebt. Über dem Spiegel des Wassers jagt ein Heer von Libellen dahin und stellt den zahlreichen Mücken und Mosquitos nach.

Unter den Steinen sitzen gefährliche Tausendfüßler und Skorpione, hausen Ameisen, deren große Nester man auch bisweilen auf den Bäumen hängen sehen kann. Nicht selten haben sie die ungeheuren Auswüchse, welche gewisse Blattläuse an den Bäumen des Urwaldes veranlassen, zu ihren Bauten benützt. Aber nach den meisten dieser Tiere muss man suchen, ihr Anblick drängt sich einem nicht auf.

Die Landkrabbe der Antillen
Gecarcinus ruricola. L.

Anders ist es beim Durchstreifen der trockenen Strandgelände oder einer Savanne. Hier ist alles mit stachligem Gestrüpp erfüllt; dazwischen giebt es rasige Lichtungen: der Gesamteindruck erinnert sehr an die Macchien der mediterranen Region. Von denselben unterschied sie im Frühjahre auf Martinique der trotz der trockenen Zeit sehr reiche Blumenschmuck. Mimosen blühten in verschiedenen Farben, ebenso Akazien mit furchtbaren hohlen Dornen, welche aber hier nicht wie in anderen Gegenden von Ameisen bewohnt und verteidigt wurden. Dazwischen standen hier und da höhere Bäume, welche jetzt gerade blattlos, statt dessen aber ganz und gar mit scharlachroten Blüten bedeckt waren. Um diese Bäume und Sträucher rankten sich zahlreiche Schlingpflanzen, die sogenannten indischen Bohnen; ferner blaue, weiße, violette und rote Convolvulaceen. Der Boden war mit dürren Gräsern und harten Pflanzen bedeckt; doch bewiesen an einzelnen Stellen weite Beete einer Phlox-artigen Pflanze mit roten und weißen Blumen, dass die Dürre hier nur zeitweilig ist. Die dazwischen stehenden Cacteen (Echinocactus und Cereus) und Agaven sind schon verdächtiger. Derartige Trockengewächse scheinen sich auf Martinique immer weiter auszubreiten, wie sie dies auf anderen Inseln der Gruppe schon in sehr hohem Grade gethan haben.

Dies Gestrüpp wird von einer sehr zahlreichen Tierwelt belebt; besonders häufig sind Vögel, Eidechsen, Heuschrecken. Dann und wann raschelt eine schöne dunkle Schlange mit grell orangeroten Flecken durch die Gräser, eine ungiftige Art (Liophis cursor Lacép).

Die Heuschrecken und Eidechsen sind interessant durch ihre Anpassungen an den Untergrund. Während von den ersteren eine

grüne Art stets die grünen, eine bräunliche stets die dürren Flecken aufsucht, giebt es drei Arten von Eidechsen, welche zur Gattung Anolis gehören; sie alle sind im Gegensatz zu unseren Eidechsen durch die Größe ihrer Augen auffallend. Zwei davon verhalten sich genau wie die entsprechenden Heuschrecken, die dritte ist marmoriert und hält sich mit Vorliebe auf den Baumstämmen auf, deren sonnenbeschienene Fläche ihrer Färbung vollkommen entspricht. Ich glaube nicht, dass bei diesen Formen die Farbe in dem Sinne eine Anpassung an die Umgebung darstellt, als sie etwa durch Auslese oder sonstwie erworben wäre unter dem Einflusse der Umgebung. Ich glaube vielmehr, das Erworbene ist der Instinkt, die passenden Stellen aufzusuchen. Die grüne Eidechse oder Heuschrecke sieht man immer mit fliehender Eile einen dürren Fleck durchmessen, bis sie ihr schützendes Grün erreicht hat: dort aber verhält sie sich vollkommen ruhig, nicht etwa in dem Bewusstsein, dass sie sicher ist, sondern einfach unter dem Zwange des Instinktes. — In diesen Gebüschen fing ich auch den Laubfrosch Hylodes martinicensis, welcher seine Eier zwischen die Blätter der Yuccas ablegt; nach seiner Brut aber habe ich vergeblich gesucht.

Beim botanischen Garten
(Bei St. Pierre, Martinique).

Wenn der Abend herabsinkt, fliegen aus allen Büschen die Leuchtkäfer auf, von den hohen Bäumen schnarren die Cicaden. Die Lanzettschlange erwacht aus ihrer Trägheit und verfolgt die Ratten, während gleichzeitig das Ichneumon sie beschleicht. Wenige Frösche lassen ihre Stimmen ertönen, während in den Wohnungen der Menschen die Mosquitos, die Sandflöhe und die internationalen Blutsauger ihr Werk beginnen. Hier sind wir in den Tropen, im Urwalde, und doch können wir die schweigende Nacht genießen. Ich genoss sie in vollen Zügen in meiner Eigenschaft als gewöhnlicher Mensch, als Naturforscher aber sehnte ich mich manchmal nach dem Brüllen und Tosen in der brasilianischen Urwaldnacht, welche Humboldt in den Ansichten der Natur so grandios dargestellt hat.

c) Die Küsten von Martinique und ihre Tierwelt

Mein Hauptziel, als ich die Antillen aufsuchte, war das Studium der Meerestiere gewesen: von der Art und Weise, wie ich die Sammlungen von letzteren anlegte, und von dem, was ich bei meinen Ausfahrten erlebte, will ich in diesem Kapitel einiges mitteilen.

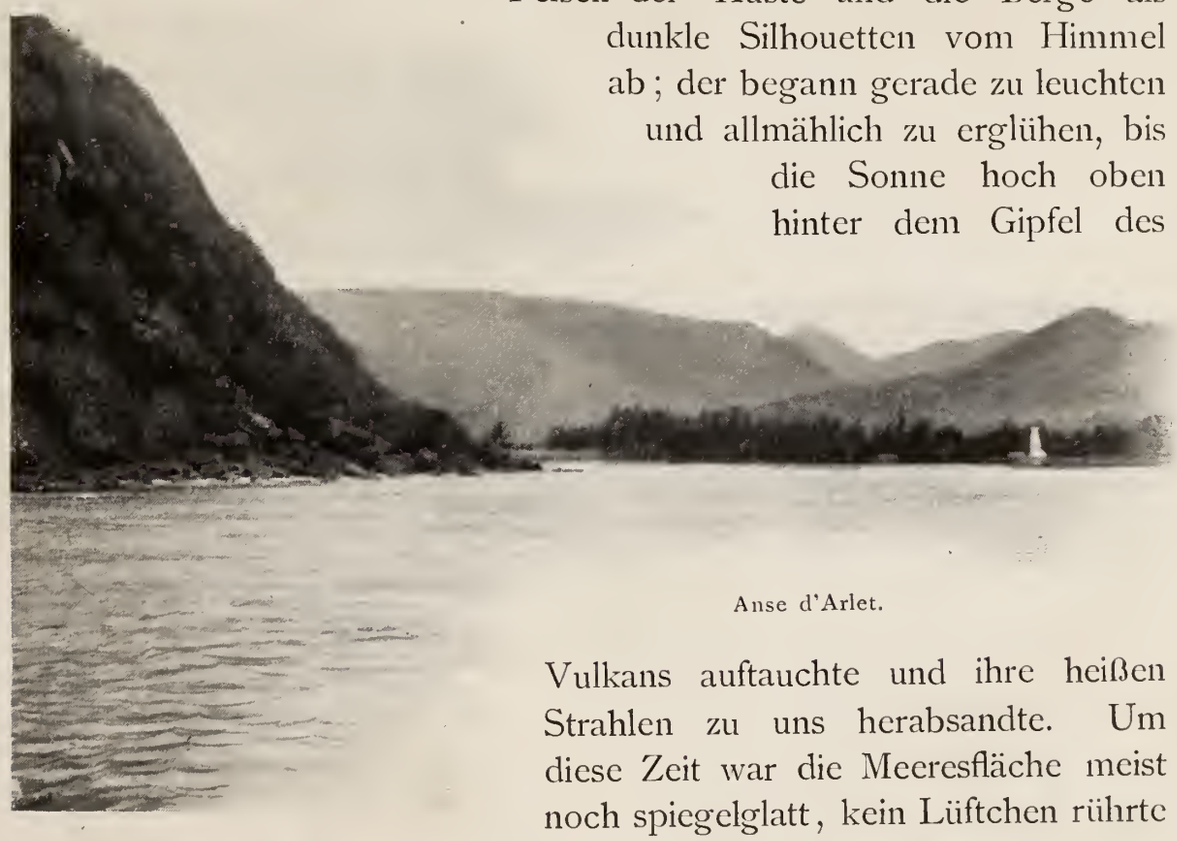
Die Meeresfauna von Westindien hat keinen eigenartigen Charakter. Die meisten Tiere, welche sie zusammensetzen, haben eine weite Verbreitung durch den ganzen tropischen Teil des atlantischen Ozeans bis zur Westküste von Afrika. Ja, die nahe Verwandtschaft mit der Tierwelt jenseits des Isthmus von Panama lässt den Schluss zu, dass in einer nicht sehr entlegenen Periode noch der pazifische und der atlantische Ozean an jener Stelle miteinander in Verbindung standen.

Aber sie bietet das große Interesse dar, dass sie auf relativ kleinem Raume fast alle Vertreter der tropisch atlantischen Fauna beherbergt. Vor der Küste von Afrika hat sie die Korallenriffe voraus, vor der brasilianischen Küste die größere Mannigfaltigkeit der Formationen. Meinen Erwartungen entsprach ein großer Reichtum der Tierwelt, meine Sammlungen sind erst zum geringsten Teile bearbeitet, sodass ich vor allem über das so interessante Plankton nichts besonderes mitteilen kann. Da aber die Art und Weise, wie die verschiedenen Tiere vorkommen, und wie ich sie fing, interessant sein dürfte, so seien diesen Dingen die nachfolgenden Zeilen gewidmet. Dabei werde ich meine Schilderungen der Küsten von Martinique zu ergänzen suchen.

In St. Pierre hatte ich einen geschickten schwarzen Fischer entdeckt und denselben samt seinem Gehilfen und seinem Boote in meine Dienste genommen. Jeden Morgen, um Sonnenaufgang, fuhren wir aufs Meer hinaus, um zu fischen, bald uns nahe am Lande bewegend, um Grundtiere und die Bewohner der Riffe zu erbeuten, bald das hohe Meer aufsuchend, um den Geschöpfen des freien Wassers nachzustellen. Unser Fahrzeug war nicht übermäßig sicher: es war aus mehreren Brettern zusammengefügt, in der Form nicht sehr geschickt und ragte hoch aus dem Wasser heraus. Wir mussten zum Segeln stets den ganzen Boden des Bootes mit Steinen bedecken, um nicht umzukippen. Dabei drang zu allen Ritzen so viel Wasser ein, dass

einer fast stets mit Ausschöpfen beschäftigt war. Einen Vorteil bot allerdings der Kahn, man konnte viel darin unterbringen und somit konnte ich meine verschiedenartigen Netze, Dredgen und Taue, die Kübel, den Kasten mit Gläsern und K[illegible]servierungsflüssigkeiten recht gut mitnehmen. Immerhin ist es sehr wunderbar, dass wir von all' unseren zum Teil recht kecken Segelfahrten lebendig zurückgekommen sind. Bis auf die Haut durchnässt wurde ich jeden Tag; denn mein Fischer, der brave Matthieu, unterschied sich von den meisten Negern durch seinen Mut und scheute sich nicht vor einer »Mütze voll Wind«.

Von der Stadt St. Pierre fuhren wir entweder nach Norden oder nach Süden, der Küste entlang. Gewöhnlich stachen noch die Felsen der Küste und die Berge als dunkle Silhouetten vom Himmel ab; der begann gerade zu leuchten und allmählich zu erglühen, bis die Sonne hoch oben hinter dem Gipfel des



Anse d'Arlet.

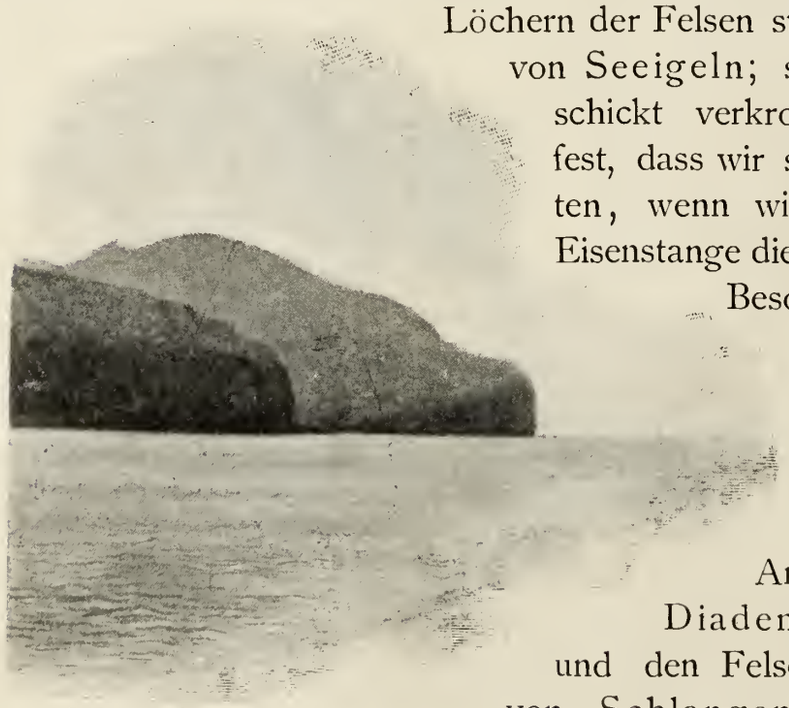
Vulkans auftauchte und ihre heißen Strahlen zu uns herabsandte. Um diese Zeit war die Meeresfläche meist noch spiegelglatt, kein Lüftchen rührte sich und in der Natur herrschte eine atemlose Stille.

Mit leisen Ruderschlägen fuhren wir den Strand entlang. Das Ufer ist sehr zerklüftet und die Bilder der Landschaft wechseln häufig ihre Erscheinung, doch niemals ihre Schönheit. Wo die Berge ihre scharfen Kanten bis zum Meere herabsenken, sind diese von der Brandung steil abgebrochen und bilden hohe, malerische Uferfelsen. Zwischen ihnen ziehen sich sanfte Thäler an den Bergeshalden aufwärts. Der Hintergrund ist von einem steilen Kegelberge abgeschlossen. An die dunkeln Bergwälder grenzen hellgrüne, von Zuckerrohr bedeckte Lehnen. Üppigste Vegetation erfüllt das Thal. Zwischen den Beständen von Brotfruchtbäumen, Palmen, Bananen befinden sich menschliche Ansiedelungen. Gewöhnlich schließt ein heller Sandstrand

die Thalmulde am Meere ab. Und meist ziehen sich hier unter Kokospalmen die Hütten einer Fischeransiedelung hin. An langen Reihen von Bambusstangen sind die Netze zum Trocknen aufgehängt, Boote liegen auf dem flachen Sande. Die Hütten stehen zum Teil auf hohen Pfählen und sind mit Palmblättern gedeckt. Zwischen den Hütten und Bäumen laufen Schweine und Hunde und nackte oder halbnackte Menschen umher. Man glaubt auf eine Insel der Südsee versetzt zu sein.

Statt eines Fischerdorfes ragen aus den Gebüschen am Ufer der nächsten kleinen Bai die Gebäude einer Zuckerplantage heraus. Ins Meer hinaus ist eine lange Brücke auf hohen Balken erbaut; auf derselben rollen in Schienen unablässig kleine Karren von den Feldern am Berge herab, um ihren Inhalt, das geschnittene Zuckerrohr, in große Kähne zu verladen. Diese werden von kleinen Dampfern zur Stadt geschleppt, wo die größeren Zucker- und Rumfabriken sich befinden.

Nachdem wir diese Bucht passiert hatten, nahten wir uns einer Stelle, wo der Meeresgrund von einer reichen Tierwelt bedeckt war. Auf den Felsblöcken am Grunde wuchsen zahlreiche Korallen der verschiedensten Arten: die Madreporen streckten ihre zarten weißen Äste ins Wasser hinaus, andere Arten überzogen gleich Krusten das Gestein. In eleganten Bewegungen folgten die Gorgonien oder Hornkorallen dem Zuge des auf- und abschwellenden Wassers, wie Gebüsche, die sich vor dem Winde beugen. Die Sonne schien bereits ins Wasser hinein, sodass an flachen Stellen der Venusfächer einen zierlich gegitterten Schatten auf das helle Gestein warf. In den Löchern der Felsen steckten allerhand Arten von Seeigeln; sie hatten sich so geschickt verkrochen und hielten so fest, dass wir sie nur erbeuten konnten, wenn wir mit einer mächtigen Eisenstange die Felsen zertrümmerten. Besonders schön waren einzelne Arten mit Stacheln, deren Länge diejenige des Körpers um das Acht- bis Zehnfache übertraf, Angehörige der Gattung Diadema. Auf den Korallen und den Felsen kletterten Hunderte von Schlangensternen, Krabben,



Südwestspitze von Martinique.

kleinen Krebsen und Ringelwürmern umher. Indem wir vorwärts fuhren zogen sich ganze Wälder von Seeanemonen und Röhrenwürmern blitzartig vor dem Schatten unseres Bootes zurück. Zwischen all' dem festsitzenden Getier schwammen in prächtigen Farben, in bizarren Formen — viele aber doch mit eleganten Bewegungen — die wunderschönen kleinen Fische umher, welche stets zwischen den Ästen und Verzweigungen der Korallenstöcke wie in einem schlupfwinkelreichen Walde sich aufhalten. Die Gestalt eines solchen Korallenfisches hat der Künstler für die Schlussvignette dieses Kapitels verwendet. Ihre prachtvollen Färbungen rot, gelb, orange, grün, blau, violett in allen möglichen Abstufungen und Zusammenstellungen reizten sehr, eine Menge von ihnen zu erbeuten. Jedoch alle Bemühungen, sie mit dem Handnetze zu erhaschen, blieben erfolglos; die Fische waren zu gewandt und es gelang mir erst später, durch Anwendung von Reusen sehr viele zu erhalten.

Tropikvogel. (Phaëton candidus Gray.)

Während die Sonne höher stieg, kam die Flut heran, zugleich hatte sich Wind erhoben und so waren wir genötigt, den gefährlichen Aufenthalt zwischen den Felsen zu verlassen. Das Wasser, welches vorher wunderbar klar gewesen war, begann sich schnell zu trüben; der lockere Tuffsand wird von jeder Wasserbewegung sogleich emporgewirbelt. Dies ist auch jedenfalls die Ursache, welche an der Nordwestküste von Martinique die Bildung von Korallenriffen verhindert, welche im Süden und Osten so ausgebreitet sind. Indem wir unsere Blicke von dem Meeresboden abwendeten, begannen wir jetzt erst die Menge von Vögeln zu beachten, welche schreiend hoch über unsern Köpfen hin- und herflogen. Wir waren bis dicht an den etwa 100 m senkrecht abfallenden Uferfelsen herangefahren; in der Wand befanden sich zahlreiche Löcher und Höhlen, in welchen jene Vögel nisteten. Durch uns erschreckt, umflogen sie nun ängstlich schreiend ihre Nester. Es

waren verschiedene Mövenarten, Seeschwalben und Tropikvögel. Die letzteren gelten hier für seltene und schwer zu schießende Vögel; sie haben ein wunderschönes weißes Gefieder mit einzelnen schwarzen Federn; aus dem Schwanze ragen vereinsamt zwei lange, dünne weiße Federn hervor; diese, welche den Vogel selbst zwei- bis dreimal an Größe übertreffen, haben ihm den originellen kreolischen Namen paille-en-cul (Stroh-im-Schwanz) eingetragen. Es gelang mir, mit einem der ersten Schüsse ein prachtvolles junges Männchen aus hoher Luft herunterzuholen, ein Erfolg, auf den meine Fischer sehr stolz waren.

Wir flüchteten nun vor der gewaltig heranstürmenden Brandung aufs hohe Meer hinaus. Hier gingen die klaren Wellen in großen, ruhigen Zügen. Die Oberfläche war mit Leben bedeckt. Glashelle, durchsichtige Quallen zogen in Scharen vorbei, auf der Oberfläche schnellten Pfeilwürmer von seltener Größe hin und her. Plötzlich gerieten wir in einen Schwarm von vielen Millionen einer wundervollen Rippenqualle (Ocyroë maculata Rang.). Dass aber damit das Leben an der Oberfläche nicht erschöpft war, verrieten einige Züge mit dem feinen Netz. In meinen Gläsern versammelte sich eine wundersame Gesellschaft von bunten und glashellen Auftrieborganismen. Da waren kleine Krebse, Würmer und Wurmlarven, Larven von fast all' jenen Tieren, die ich oben vom Meeresgrunde beschrieb, dazu noch kleine Quallen, Salpen und eine Menge von Urtieren. Besonders häufig waren die zierlichen, formenreichen Radiolarien.

Ein frischer Wind fasste unser Segel und führte uns wieder der Stadt zu. Auf dem Wege war uns noch ein schönes Schauspiel gegönnt. Nahe dem Boote erhob sich mit einemmal ein Schwarm von etwa hundert großen fliegenden Fischen, hinter welchen in hastigen, doch nicht ungraziösen Bewegungen einige Delphine herjagten. Die Stille auf dem Meere wurde plötzlich unterbrochen durch ein gewaltiges Rauschen und Schwirren und Plätschern, es sprühte und blitzte um uns von Tropfen und blinkenden Schuppen; dann tauchten die breiten braunen Rücken der Delphine auf: ein kurzer Moment und dann verlor sich die wilde Jagd wieder in der klaren Tiefe. An einem anderen Tage fingen meine Fischer zahlreiche fliegende Fische mit der Angel.

Ich hatte meine Fischer für einige Tage beurlaubt, während deren sie mit ihren Genossen auszogen, um Thunfische, zum Teil auch um Schildkröten zu fangen. Doch war die letztere Jagd unergiebig. Sie brachten aber eine ganze Kollektion großer Thunfische mit heim. Es war mir oft unbegreiflich, wie die Leute mit unbeschädigtem Boote heil zurückkamen und einen Thun hinter dem Boote herschleppten, der selbst so groß oder noch größer als das Fahrzeug

war. Oft brachten sie auch große Haifische heim, die sie harpuniert hatten.

Nach dem Urlaub nahm ich Matthieu mit mir nach dem Süden der Insel, wo wir in der Bai von St. Anne meine Untersuchungen wieder aufnahmen. Diese weite schöne Bucht hat ein so klares und durchsichtiges Wasser, dass man selbst in bedeutender Tiefe alle Details genau erkennen kann. Nähert man sich den Korallenriffen, welche oft in der Tiefe von mehreren Metern unter der Meeresoberfläche liegen, so strahlt plötzlich das vorher dunkelblaue Wasser in einem

Bai von St. Anne (links der Dent du Diamant).
Nach einem Aquarell des Verfassers. (Meeresstimmung in den Tropen.)

klaren Milchblau, ähnlich wie es sich außerhalb der blauen Grotte von Capri zeigt. In diesem Medium bauen sich nun die zarten Gebilde der Korallen, wie vom Rauchreif überzogene Äste und Zweiglein, in einer wundersamen Pracht auf. Tausendmal zierlicher als alle Tropfsteinbildungen zeigen sich selbst die gröberen Formen, welche die Basis und Masse des Riffs ausmachen; über ihnen erheben sich aber jene überfeinen, graziösen Arten, welche wir in unsern Museen fast niemals ungebrochen zu sehen bekommen. Und aus all' den kleinen, minimalen Kelchen, welche die Masse der Korallenbildungen ausmachen, schaut ein kleiner Polyp hervor und wiegt seine schlanken Arme im lauen Wasser, um alles Essbare zu erhaschen, was vorübertreibt. Diese feinen, weichen Tierchen sind es auch, welche, in

Millionen von Individuen einen Korallenstock zusammensetzend, die ganzen Riffmassen gebaut haben, die so manchen Schiffen Unheil gebracht haben und bringen, welche aber auch ganze Inseln und Teile des Festlandes in jahrtausendelanger Arbeit erbaut haben.

Um und auf diesen Riffen entfaltet sich dasselbe reiche Leben, welches ich oben bei den nicht riffbildenden Korallen in Nordmartinique geschildert habe. Nur hier vielleicht in noch üppigerer Ausbildung. Hier kommen vor allen Dingen viele Schwämme hinzu, welche mit Farben geschmückt waren, wie ich sie früher bei niederen Tieren niemals gesehen hatte. Leuchtendes Ultramarinblau, Violett, Carminrot und Chromgelb wechselten hier in reicher Pracht. Seeigel fanden sich hier: weiße mit grünen Stacheln, schwarze mit weißen Stacheln. Riesengroße, grellgelbe Seesterne fügten sich wie Ornamente an die Felsen und dazwischen krochen die mächtig großen Tritonsschnecken (Strombus gigas L.); dieselben, auf deren Schalen die Neger der Insel Signale blasen, dieselben, auf denen feiner geartete Geschöpfe wohl auch feinere Töne zu erzeugen vermögen, von denen es heißt:[1]

»Der Triton bläst das Muschelhorn,
Dass leis und dumpf der Marmor schallt.«

Der Triton, der, vorn auf meinem Boote sitzend, schreckliche Töne den Muscheln entlockte, tauchte auf meinen Befehl auf den Grund und holte mir alle jene Schätze der Tiefe herauf. Es war ein gelber Negermischling, und wenn er in dem schönfarbigen Wasser niedertauchte, so spielten um seinen muskelkräftigen, wohlgebauten Körper prachtvolle, glänzende Lichter. Es war ein phantastischer Anblick, wie er in der Tiefe, mit einem gewaltigen, schwertartigen Buschmesser in beiden Fäusten, wie fliegend auf die Büsche der Hornkorallen losschoss, um sie mit mächtigen Hieben am Grunde abzutrennen.

Wo eine leere Schale der Tritonsmuschel auf dem Meeresboden lag, hatte ein riesiger Einsiedlerkrebs (Petrochirus granulatus) sich dieselbe zum Wohnhaus ausersehen. Kleine Krebse und Krabben schossen auf dem Boden umher, von acht- und zehnarmigen Tintenfischen verfolgt.

In den Mangrovedickichten am Ufer liefen die Winkerkrabben (Uca-Gelasimus) umher, während am Sandstrande sich die gelben Sandkrabben (Ocypode arenaria Cat.) bei meinem Herannahen in den Sand einwühlten.

Mit den Korallenriffen sollte ich auch einmal eine unangenehme Bekanntschaft machen. Eines Tages befanden wir uns sammelnd und fischend am nördlichen Ufer der Bucht, während St. Anne, wo ich während dieses Aufenthalts wohnte, am Südufer liegt. Eine schwere

Bö kam herauf und bei heftigem Sturmwinde fiel der Regen so dicht, dass man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Wir steuerten quer über die Bucht hinüber, und die Nässe machte unser Segel so prall, dass wir pfeilgeschwind dahinschossen. Die Wogen schlugen unausgesetzt vorn über Bord und zwei von uns hatten nichts anderes zu thun, als fortwährend auszuschöpfen. Ich war in großer Besorgnis, da ich meine sämtlichen Netze und viel kostbares gesammeltes Material im Boote hatte.

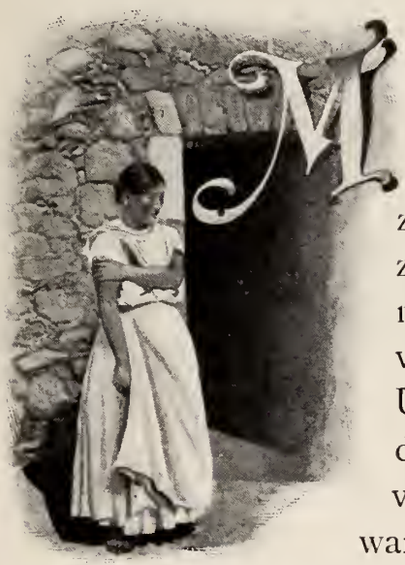
Plötzlich gab es einen fürchterlichen Krach; das Boot schlürfte und wankte über etwas dahin. Dann noch ein Ruck, der Mast brach ab, das Boot lag auf der Seite und füllte sich mit Wasser. Um uns aber splitterten und brachen die kleinen Ästchen der Korallen mit klingendem Ton wie springendes Glas. Wir waren auf ein Riff aufgefahren! So schnell wie möglich schnitten wir die Stricke des heftig schlagenden Segelmastes durch, sprangen aus dem Nachen heraus und schöpften, was wir schöpfen konnten, mit Hüten und Gläsern und Kalebassen. Es gelang nach großer Mühe, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Als wir mit blutenden Beinen — Korallenzweige sind scharf — wieder im Boote saßen, sahen wir ein Rudel von Haifischen uns freundlich umkreisen. Wir ruderten so fest und heftig wir konnten, und als wir nach einer halben Stunde auf den flachen Sandstrand beim Hause kräftig auffuhren, brach das alte morsche Boot mitten durch. Wäre dies wenige Minuten früher geschehen, so wären wir mit fast absoluter Sicherheit den Haifischen zum Opfer gefallen. Meine Neger waren über die Lebensrettung so erfreut, dass sie am Nachmittage und Abend sich an Tafiabranntwein beinahe zu Tode tranken!

II. TEIL

VOM NORDAMERIKANISCHEN FESTLAND

VIII. Kapitel

Momentbilder aus Mexiko. Ein amerikanisches Pompeji



Indianische Frau in S. Juan.

Mexiko war für mich nur eine Durchgangsstation; hier wollte ich mich von Seefahrt und Tropen etwas erholen, um dann mein zweites Reiseziel, die kalifornische Küste aufzusuchen. Es ist also kein Wunder, wenn ich nur einige flüchtige Momentbilder zu geben vermag, und auch diese sind ein unbescheidenes Unternehmen, wenn ich bedenke, wie viele bedeutende Reisende seit den Zeiten Alexander von Humboldts Mexiko besucht haben. Mir war es ein reiner und ungetrübter Genuss, dies altberühmte Wunderland zu durchstreifen. Ich zog bescheidentlich als Tourist umher, nur hier und da ein wenig sammelnd: aber vor allem habe ich eines dort gesammelt: große unvergessliche Eindrücke!

Von der tropischen, üppigen Küste mit ihren Fiebersümpfen hatte mich die Eisenbahn auf das Hochplateau getragen: im Fluge hatte ich alle Klimata nacheinander der Landschaft ihr Gepräge aufdrücken sehen: gestern noch hatten Palmen und Bambus über mir gerauscht, heute schon durcheilte ich das trockene Hochplateau, um des Abends die ewigen Schneegipfel des Popocatepetl und Ichtaccihuatl zu erblicken! Vulkane hatte ich besucht, uralte Lavaströme durchwandert, die Haine von riesigen Cypressen besucht, welche der Höhenregion einen so düstern und erhabenen Charakter verleihen. Während ich in den Wäldern am Fuße des Popocatepetl herumstreifte, hatte ich mich oft in die bergige Heimat versetzt gefühlt, um sodann hervortretend, von den grellen bunten Bildern des mexikanischen Volkslebens überrascht zu werden. Klöster und Kathedralen, Schlösser und Festungen hatte ich besucht: die zahlreichen Spuren einer starken Epoche, welche über das Land dahingegangen war. Die Stadt Mexiko selbst, welche in ihrer Lage und ihrem Gesamteindruck fast ein wenig an Rom erinnert, hatte es mir angethan, mit ihren Kontrasten zwischen

Mexikanischer Urwald. (Photographie von Briquet, Mexiko.)

überfeinerter Kultur und vollkommenen Urzuständen: den Siemens und Halskeschen Bogenlampen, welche über den niedrigen Häusern der Indianervorstädte leuchten! Doch nichts hatte mir einen so tiefen Eindruck gemacht, wie die Spuren der untergegangenen großen Völker, welche einst dies Land bewohnten.

Vor meinen Augen steigt ein wundersames Bild wieder auf: Eine weite sonnbeglänzte Ebene, bewachsen mit Agaven und Kakteen, deren Ränder von Hügeln eingefasst sind; in der Ferne hier und da Baumgruppen, ein Kirchturm, der gar nicht in diese Landschaft zu passen scheint, die Mauern einer weißschimmernden Hacienda, die ärmlichen Bauten von Indianern. Wir befanden uns in einem weiten Thal nördlich der Hauptstadt Mexiko, durch welches ein Bach dem Texcoco-See zufließt, und marschierten in der frischen Morgenluft mit festen Schritten unserm Ziel, den Pyramiden bei S. Juan di Teotihuacan, zu.

Das Land umher war ziemlich dürr; es war noch trockene Zeit, obwohl gerade in jenen Tagen die Regenperiode mit täglichen Gewittern am Nachmittag ihren Einzug hielt. Aber trotzdem gab es Staub und trockene Luft zu atmen. Von der feuchten Tropenüppigkeit, welche sich unsre Phantasie bei dem Worte »Mexiko« ausmalt, ist hier oben auf dem Plateau nichts zu sehen. Wir befinden uns in der tierra templada, der gemäßigten Zone. Nur die feuchten Niederungen und Abhänge des Gebirges gegen den Stillen und den

Atlantischen Ozean zu beiden Seiten des Hochplateaus sind tropisch. Über das Plateau hinwiederum bis zu den Zinnen des Hochgebirges erheben sich die kalten Gebiete, die tierra fria, deren höchste Regionen sogar mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind.

Hier in der gemäßigten Zone gleicht die Landschaft sehr derjenigen von Oberitalien. Besonders in den Gegenden, wo zahlreiche Kanäle den Landbebauer mit Wasser versehen, vermehren die Pappeln, welche alle Wasseradern begleiten, diesen Eindruck. Außerdem tragen noch viele Bäume und Sträucher, welche unter den fast gleichen klimatischen Bedingungen in beiden Gebieten einen ähnlichen Habitus erlangt haben, zur Erhöhung der Ähnlichkeit bei.

Die Gegend, welche wir durchwanderten, war fast gänzlich mit Magueyes angebaut; diese mexikanischen Agaven dienen zur Bereitung der Pulque, eines berauschenden Getränkes, welches in Mexiko die Rolle eines Nationalgetränkes spielt. Die hohen stattlichen Pflanzen, unter welchen manche 2—3 m Blatthöhe erreichen, sind in langen Reihen gepflanzt und geben dadurch der Gegend einen sehr monotonen Charakter. Aber diese Einförmigkeit der Kulturen harmoniert vollkommen mit den allgemeinen Zügen der Landschaft: mit dem Gepräge, welches uns in einer Gegend unwillkürlich ahnen lässt, dass wir uns auf einem historischen Boden befinden.

Wir hatten an der Bahnstation einen alten Indianer zum Führer genommen, den mein Begleiter Dr. Schmidtlein, ein unserer Münchener Universität entstammender vorzüglicher deutscher Arzt aus Mexiko, dabei eifriger Sammler mexikanischer Altertümer, bereits von früheren Besuchen her kannte. Der Alte führte uns auf Pfaden, welche meist zwischen geraden Reihen von Säulenkakteen, den landesüblichen lebenden Zäunen, hinzogen, zu seiner Hütte, welche nahe den Ruinenfeldern liegt. Ehe wir dorthin kamen, ließ er uns zu einer seiner Ausgrabungen abbiegen. Es war dies ein Haus, welches nach den Dimensionen zu urteilen, wohl ein

Kapelle bei Amecameca.

Privathaus gewesen sein mag. Noch standen die Mauern bis zu 1 oder 2 m Höhe, man konnte deutlich den Grundriss des Gebäudes erkennen. Da ich nicht viel von Ethnographie und amerikanischer Archäologie verstehe und nicht glaubte, einen so flüchtigen Eindruck zum Anlass, in diese Wissenschaft hineinzupfuschen, nehmen zu dürfen, so habe ich versäumt, damals mir Skizzen von dem Gesehenen zu machen. Jetzt bedauere ich dies sehr: denn über die Dinge, welche ich dort gesehen habe, konnte ich in der Litteratur sehr wenig finden. Unter allen Umständen bin ich fest überzeugt, dass auf diesem ganzen Feld von Teotihuacan noch eine Fülle von Geheimnissen der altamerikanischen Geschichte verborgen liegt, von Geheimnissen, welche ohne allzu große Anstrengungen zu lösen wären. Wenn auch in Mexiko ein Ausfuhrverbot für Altertümer existiert, so ist doch die jetzige mexikanische Regierung viel zu aufgeklärt, als dass sie einer systematisch organisierten Expedition Schwierigkeiten in den Weg legen würde, besonders wenn dieselbe auf diplomatischem Wege eingeführt und empfohlen wäre. Was bisher dort z. B. bei Gelegenheit des Amerikanistenkongresses versucht wurde, war viel zu sehr Dilettantenarbeit, als dass es hätte zu einem Ziel führen können. Man brachte damals nur ein Haus zum Einsturz ohne irgend etwas nennenswertes bloßzulegen. Die Ausgrabung, welche unser alter Indianer auf eigene Faust durchgeführt hatte, war viel besser und zeigte doch wenigstens ein klares und wertvolles Resultat.

Das bloßgelegte Haus bestand aus mehreren kleinen Räumen, welche durch Thüren verbunden waren; man glaubte sich fast nach Pompeji oder Herkulanum versetzt. Da stand man einmal wieder zwischen engen Mauern, über welchen ein warmer blauer Himmel lachte, der Fuß trat auf ein wohlgemustertes Mosaik und an den rotbraunen Wänden prangten buntfarbige Malereien. Der Indianer holte ein Gefäß mit Wasser herbei und benetzte die bemalten Flächen: auf denselben traten mit aller Deutlichkeit menschliche und tierische Figuren hervor, sicher und geschickt hingemalt, die Farben jetzt im feuchten Zustand noch leuchtend und kräftig. Die Malereien verrieten eine fortgeschrittene handwerksmäßige Technik und waren auch in ähnlichen Tönen gehalten, wie wir sie bei den gewöhnlichen pompejanischen Wandmalereien finden; die Figuren gezeichnet und mit Emblemen geschmückt in der bizarren Art, welche wir von den Skulpturen und aus den wenigen erhaltenen Handschriften der Azteken kennen. Es war ein seltsamer Zauber aus einer fernen fremden Welt, der uns an dieser Stätte mit einem Male berührte Neben uns stand der heruntergekommene, verschmitzte Nachkomme jenes Volkes, welches die Häuser bewohnt hatte, die hier noch unter zahlreichen Hügeln verborgen

liegen. Er drängte uns, seine Hütte und seine aufgespeicherten Schätze zu besichtigen, dort gab er uns neue Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Schlauheit zu bewundern.

Wie seine Ausgrabung den Anfang einer primitiven Fremdenindustrie darstellt, so hatte der schlaue Geselle in seinem Haus eine regelrechte Fabrik falscher Altertümer aufgeschlagen. Von Jahr zu Jahr beginnt sich die Zahl der Touristen zu mehren, welche Mexiko besuchen. Dieselben, vor allen Dingen Amerikaner, machen nicht selten auch einen Abstecher nach Teotihuacan, als der Mexiko zunächst liegenden Ruinenstätte. Auf diese Amerikaner hatte es der alte Indio abgesehen. Seine Fälschungen sind immerhin nicht so schlimm, wie diejenigen der italienischen Antikenfälscher. Der Mann hat in seiner Jugend die Töpferei erlernt und verfertigt auch jetzt noch Wasserkrüge für die Stammesgenossen der Umgegend. Nachdem er einmal gemerkt hatte, wie gut ihm zufällig gefundene Altertümer bezahlt wurden, begann er, da er andererseits auch von der Museumsverwaltung der Hauptstadt angehalten wurde, seine Funde abzuliefern, jedes Objekt vor der Ablieferung zu kopieren oder eine Form davon zu machen. Diese mehr oder weniger rohen Fälschungen pflegte er den Amerikanern bei der Durchfahrt durch die nahegelegene Bahnstation für teueres Geld aufzuhängen. Zum Teil sind seine Kopien von Thonvasen und, wohl als Weihgeschenk dienenden, Schlangen, Masken u. s. w. sehr gut; da er zudem noch die alte Technik der Vorfahren ausübt, so sind manche seiner Abgüsse und Fälschungen selbst für einen guten Kenner kaum von echten Objekten zu unterscheiden. Wir kauften ihm verschiedene seiner besseren Nachahmungen ab, auch einige stark beschädigte echte Stücke, wobei wir ihm aber vorhielten, dass wir die Fälschungen als solche erkannten und ihm einen sehr geringen Preis zahlten. Er machte ein ganz vergnügtes Gesicht dazu, indem er sagte, er wüsste schon, es sei nicht möglich, die »Alemaños« zu betrügen, diese Geschichten seien für die Americanos. Damit wird er wohl recht haben; denn während die Deutschen, mit denen er zu thun hatte, fast immer Leute mit einem speziellen Interesse und mit Kenntnissen über amerikanische Altertümer waren, sind die amerikanischen Touristen oft ganz ungebildete Leute oder doch solche, deren allgemeine Bildung so wenig wie die unsere ein Kapitel über amerikanische Urgeschichte enthält. Bei ihnen handelt es sich nur darum, ein »Andenken« mitzunehmen, und da ist es doch wohl im Interesse der Wissenschaft eher wünschenswert, dass sie etwas unechtes bekommen.

Wir begaben uns, nachdem wir seine Formen, seinen Brennofen und Materialien besichtigt und einen zweiten Besuch für den Abend

versprochen hatten, auf den Weg, um nun die Pyramiden und die übrigen Reste der Nationalheiligtümer selbst aufzusuchen. Auf der Ebene stiegen plötzlich vor uns zwei mächtige Hügel auf, welche wohl von Pflanzenwuchs überzogen waren, deren vierkantige Pyramidenform mit den noch leidlich gut erhaltenen Ecken sie aber deutlich als Gebilde von Menschenhand erkennen ließen. Die Gesamtsituation war nicht zu übersehen, denn Hügel und Pflanzenwuchs bedeckten die Umgebung der Pyramiden und wir mussten erst eine derselben erklimmen, um einen Überblick zu gewinnen. Es war mittlerweile nahe an Mittag geworden, und wenngleich die Pyramiden bei weitem die

Haus der Sonne und Totenstrasse, gesehen vom Haus des Mondes.
(Skizze des Verfassers.)

Höhe der Cheopspyramide nicht erreichen, so war es doch eine schweißreiche Arbeit, im Glanz der mexikanischen Maisonne die Höhe zu ersteigen. Als wir oben anlangten, hatten wir fast den Eindruck eines Berggipfels, insbesondere da ein fester Wind um die Spitze fegte, von dem wir unten am Fuß der Pyramide so gut wie nichts gemerkt hatten.

Die Außenfläche der Pyramiden war einst mit mächtigen Steinplatten verkleidet, von denen nur spärliche Reste erhalten sind. Die Fugen der Steine sind durch Wurzeln auseinandergesprengt, Agaven, Kakteen, allerhand Dorngestrüpp bedecken die einstigen Wände und Treppenstufen; am Hange der großen Pyramide wachsen aus der Wand sogar zwei mächtige, schön entwickelte Yuccapalmen heraus. Das war also vor Zeiten das »Haus der Sonne« und das »Haus des Mondes«, an deren Fuß sich eine festliche Straße hinzog; auch sie ist jetzt mit Schutt bedeckt und mit dem tristen Namen calle dellos muertos, Totenstraße, behaftet.

Wir ließen uns auf dem Gipfel der großen Pyramide nieder, um auf dieser Stätte, wo einst so viel Menschenblut geflossen war, unser Frühstück zu uns zu nehmen. Es war auch Zeit, dass unsere Körbe sich leerten, dass für unsere Funde Raum geschafft wurde. Denn beim ruhigen Durchstreifen der umliegenden Felder hatten wir bereits auf Schritt und Tritt Reste aus der vergangenen Zeit gefunden. Wir fanden viele kleine thönerne Gesichtsmasken, vor allem aber Unmengen von Pfeilspitzen aus Obsidian; die ganze Ebene ist mit Resten von solchen, mit Speerspitzen und Beilen aus Serpentin und anderen Gesteinen bedeckt. Dazwischen findet man Spinnwirtel, mit wunderschönen Ornamenten bedeckt, Reste von Halsketten, darunter gelegentlich selbst kostbare Steine, ich erhielt dort einen großen schönen Türkis und verschiedene Opale; dann auch gewöhnlichere Stücke aus polierten marmorähnlichen Steinen, Goldquarz u. s. w. Vieles wird einem von Indianerkindern herangebracht und für wenige Kupfermünzen verkauft. Welche Geschichte muss über diese Ebene hingebraust sein, um über sie so viele seltsame und rätselhafte Reliquien zu streuen!

Altmexikanische Waffen von dem Gräberfeld von Teotihuacan.
Beil, Pfeil- und Lanzenspitze. Funde des Verfassers.

In Urzeiten hatten sich hier bei Teotihuacan die Götter versammelt und berieten über die Erleuchtung der Welt. Wie mag es da hergegangen sein? Was für wundersame Dinge erzählen uns die Überlieferungen der alten Mexikaner von diesen bedeutsamen Tagen. In vielen Punkten weichen die Berichte voneinander ab. Nur das eine steht fest, dass, um die Sonne wieder zu beleben, ein Gott geopfert werden musste. Es steckt in all' diesen Sagen eine Fülle von tiefer und feiner Poesie, so viel uns daran auch bizarr, weil unserer Kultur fremd, erscheinen mag. Alle diese Dinge gingen mir durch den Kopf, als ich dort oben auf der Pyramide im Schatten eines aufgerichteten Steines saß und die Umgebung in mein Skizzenbuch zeichnete: das weite gelbe, stille Land, in dessen Fernen nur hier und da ein Staubwölkchen die Spur eines einsamen Reiters kennzeichnete, während mächtige weiße Wolkengebilde am blauen Himmel scharfgezeichnete Schatten auf die Erde warfen, welche über die Ebene hinliefen, die Hügel hinaufkrochen, um an deren Kämmen zu verschwinden. Eine eigentümlich lähmende, monotone Stimmung lag im ganzen

Bilde: man fühlte sich im Banne dieser Landschaft und klar und deutlich stiegen im eigenen Geiste die Phantasien der alten Bewohner des Landes auf.

Hier waren die Götter um das große Feuer im Dunkel der Nacht versammelt gewesen; Tecucistecatl opferte kostbare Federn und Schmuck und neigte sich zum Anlauf, um sich selbst in die Flammen zu stürzen; da er einen Augenblick zögerte, kam ihm der Aussätzige Nanaoatzin zuvor, doch rasch ihm nach stürzte sich auch Tecucistecatl ins Feuer: die Flammen lodern auf, ein Adler verbrannte sich die Flügel schwarz, und ein Jaguar blieb durch die Hitze gefleckt. Die beiden geopferten Götter fuhren auf zum Himmel, andere sagen, dass Adler sie hinauftrugen. In Teotihuacan aber knieten die Götter alle nieder und warteten auf die Wiederkunft Nanaoatzins; und da die Morgenröte ringsum den Horizont erhellte, so blickten sie nach allen Seiten, nur Quetzalcoatl mit den Seinen allein nach Osten. Da stieg in Pracht Nanaoatzin als Sonne herauf und nach ihm Tecucistecatl als Mond; beider Licht war gleich stark, aber dasjenige des Mondes wurde durch Hineinwerfen eines Kaninchens (die Flecken!) gemildert.

Beide Gestirne blieben am Horizont stehen; die Luft geriet in Aufruhr, die Götter zu töten. Xolotl wehrte sich dagegen, weinend suchte er sich zu flüchten, indem er sich zuerst in Mais, dann in die Agave, dann in das Axolotl verwandelte; aber als solches wurde er schließlich doch getötet. Dann setzte der Wind zuerst die Sonne in Bewegung und dann erst den Mond; so kommt es, dass sie abwechselnd den Tag und die Nacht erleuchten. Das waren die großen Dinge, welche hier ihren Ursprung genommen hatten.

Von alten Zeiten her musste also Teotihuacan ein großes Heiligtum sein; früh schon befanden sich hier Tempel und man nimmt an, dass der Stamm der Olmaken, nach anderen der Totonaken, die Pyramiden vollendet hat. Aber für alle die Völker, welche nacheinander das Plateau von Mexiko beherrschten, war hier ein heiliger Ort. Hier war der Zentralsitz eines Priesterkönigtums und in Teotihuacan findet die Geschichte der Chichimeken ihren Mittelpunkt.

Unten auf der Todenstraße bewegten sich die glänzenden Prozessionen gegen die Pyramide hin, auf welcher ich jetzt saß; unter feierlichen Zeremonien wurde das Opfer, ein Mensch, heraufgebracht und hier oben ihm die Brust mit dem heiligen Messer geöffnet, das Herz herausgenommen und noch dampfend der leuchtenden Sonne als heiliges, wohlgefälliges Opfer entgegengehalten. Wie viel Blut ist über diese Stufen geflossen vor dem Eindringen der Spanier, und wieviel tausendmal mehr Blutvergießen, Greuel und Verwüstung haben diese habgierigen Vertreter der Christenheit über dies Land gebracht; Kultur

Tier- und Menschenköpfe aus gebranntem Thon. Vom Verfasser bei Teotihuacan gefunden.

vernichtet und Wüste an deren Stelle gesetzt, einen edlen, zur Gesittung wohl geeigneten Stamm ausgerottet und Menschen an deren Stelle gesetzt, die in Wildheit und Roheit mehr Tieren vergleichbar waren. Sie haben Jahrhunderte der Kulturlosigkeit und des Raubes über diese Länder verhängt, welche jetzt erst, seit wenigen Jahren, unter dem Einflusse teutonischer Stämme sich emporzuarbeiten beginnen. Man reise in Mittel- und Südamerika, und man wird lernen, die Spanier als ein hassenswertes Volk zu betrachten.

Nach geraumem Aufenthalte auf den Spitzen beider Pyramiden stiegen wir wieder in die Ebene und durchstreiften die zahlreichen Schutthügel, unter denen Bauten verborgen sind. Überall fanden wir noch Reste aller Art, besonders Scherben, kleine Thonköpfe und Pfeilspitzen. Mit den letzteren ist die Ebene geradezu besäet. Es müssen wohl in alter Zeit um das Nationalheiligtum zahlreiche Schlachten geschlagen worden sein. Ich konnte auch nichts darüber erfahren, welchem Umstande die heilige Stadt es zu verdanken hat, dass ihre einstigen Häuser meist unter Schutthügeln verborgen sind, welche sich über das Niveau der Ebene erheben. Auch die Herkunft der vielen kleinen Thonköpfe ist rätselhaft. Bastian sagt, die Mexikaner »sollen« bei ihren Skulpturen von Menschen »Porträtähnlichkeit angestrebt haben«, wie sie bei den Tierbildern Naturnachahmung zeigen. Wer eine Kollektion der so häufigen kleinen Thonköpfe angesehen hat, dem ist es klar, dass es sich bei denselben um Produkte einer wohl handwerksmäßig ausgeübten, aber doch hochentwickelten Modellierkunst gehandelt haben muss. Es scheint sogar sehr wahrscheinlich, dass viele derselben Porträts sind. Ob wohl die Mexikaner sich in dieser Weise Bildersammlungen der Ihrigen anzulegen pflegten? Jedenfalls sind an diesen kleinen Masken Stirn, Augen und Nase mit sehr viel Verständnis modelliert. Dabei ist nicht sehr stilisiert, sondern die Köpfchen verraten mehr Realismus, als wir ihn sonst bei den Produktionen der mexikanischen Künstler gewöhnt sind. Diese Thongebilde, auch Tierbilder und Göttersymbole, sind bei Teotihuacan so häufig, dass wir in wenig Stunden, ohne systematisch zu suchen, über 200 Stück fanden. In einem Tage könnte man mehrere Tausend sammeln oder von den Indianerkindern sammeln lassen.

Wir verließen das Ruinenfeld und traten wieder in die Atmosphäre des modernen Mexiko hinüber. Im nahegelegenen Dorfe erwartete uns der freundliche Alcalde Don Luiz und empfing uns mit einem Becher Pulque. Während das Mahl gerüstet wurde, entfernte man einen Altar und Weihrauchwolken aus dem großen Zimmer; es war

ein Feiertag und man hatte die Messe im Hause lesen lassen. Auch heute noch hat das Christentum in den einsamen Gegenden des Landes zum Teil Formen angenommen, welche es kaum mit einer der europäischen Formen verwandt erscheinen lassen. Und wie das mexikanische Spanisch mit vielen aztekischen Wörtern untermischt ist, so hat da, wo Priester indianischer Abstammung indianischen Gemeinden vorstehen, Ritus und Lehre manchen seltsamen, autochthonen Auswuchs erhalten.

Gegen Abend, nachdem wir in S. Juan gewesen waren und die Umgegend durchstreift hatten, bot sich uns noch einmal ein Bild

Bei S. Juan di Teotihuacan.

malerischen mexikanischen Lebens. Wir befanden uns in der Nähe jenes Flüsschens, welches dem Texcocosee zufließt; seine steilen, sandigen Ufer waren von Trauerweiden und Pappeln bestanden. Die Dämmerung brach herein, azurblau leuchteten die Hügel, vor denen sich eine blendend weiße, schöne Kirche im Grün von Cedern erhob. Wir kamen zu einer hochgeschwungenen Brücke, als hinter uns starkes Pferdegetrappel laut wurde. Es nahte eine Militärabteilung, untermischt mit nicht uniformierten Rekruten; ein Pferd hatte seinen Reiter abgeworfen und jagte heran, verfolgt von der ganzen Kavalkade. Einer war den anderen voraus, dicht bei uns warf er den Lasso, welcher dem Durchgänger um den Hals fiel. Mit einem Ruck sah man alle Pferde rückwärts gebäumt und in einer mächtig aufwirbelnden Staubwolke stillehalten. Dann kam neues Leben in das Bild: das gefangene Pferd gewann etwas Luft, sprang mit einem verzweifelten

Satze über die Brüstung der Brücke in die Tiefe. Einen Moment lang musste es wohl schweben, dann riss der Lasso mit einem sausenden Tone, das Pferd desjenigen, der den Lasso geworfen hatte, sank in die Hinterbeine und überschlug sich beinahe, und als man zur Mauerbrüstung eilte und hinabblickte, sah man das Pferd unten auf dem weißen Ufersande zitternd, aber unbeschädigt stehen. Ruhig ritt der Reiter hinunter und führte am Lasso das geduldig gewordene Tier hinauf. In Staub gehüllt, brauste der Haufen an uns vorüber und verschwand mit leiser und leiser werdendem Getrappel in der Ferne. — —

Unser Zug pfiff, wir mussten laufen, um ihn zu erreichen: nach wenigen Minuten waren wir in bequemen Eisenbahnwagen unterwegs nach der Hauptstadt. Da hatten wir nun nach den Eindrücken des alten und des spanischen Mexiko, das neue Mexiko, die Zukunft Mexikos. Die Eisenbahnen sind im Begriff, dem Lande die Segnungen der Kultur zurückzugeben, welche die Spanier ihm geraubt hatten.

IX. Kapitel

Amerikanische Wüstenfahrten

Wie Asien und Afrika birgt auch Nordamerika in seinem Innern weite Gebiete, deren Wasserarmut, Vegetationslosigkeit und Öde sie zu echten Wüsten stempelt. Auch hier giebt es unabsehbare Sandflächen, steinbesäte Wildnisse, Salzseen und Oasen. Aber wie anders stellt sich die Reise des modernen Menschen durch diese Wüsten dar, als der romantische Wüstenritt in der Sahara! Hier giebt es keine Kamele, die sich um die Brunnen drängen, keine arabischen Treiber und wiehernde Pferde. Wo eine Wüste, deren Durchkreuzung wünschenswert erscheint, den Pfad des Reisenden sperrt, da zieht sich schnurgerade die Eisenbahn hindurch. Die Oasen sind mit mächtigen Wassertürmen ausgestattet und weder Sandstürme noch irgend andere Gefahren der Wüste vermögen es, den Menschen zu hindern, pfeilgeschwind die Unwirtlichkeiten zu durchfliegen.

Abseits vom Schienenstrang ist allerdings die Wüste jungfräulich geblieben. Ist der tägliche Zug vorübergebraust, so ist die weite Einsamkeit verlassener denn jemals. Die Karawanen, welche wohl früher mit Wagen und Pferden die Einöden durchkreuzten, sind verschwunden, die wenigen Jäger und Indianer sind ausgestorben.

Auf meiner Reise von Mexiko nach S. Francisco hatte ich einige der auffallendsten Wüsten Amerikas zu durchqueren; später auf der Fahrt nach dem Osten noch einige weitere. Es ist seltsam, auf einer solchen Fahrt bekommt man trotz aller Geschwindigkeit sehr viel von den Phänomenen der Wüste zu sehen, noch mehr von ihnen zu fühlen; das letztere vielleicht mehr als auf einer normalen Reise auf einem Reittier, jedenfalls mehr als einem lieb ist.

Als der Zug von Mexiko aus sich nordwärts in Bewegung setzte, da ließ ich es mir wohl sein und dachte nicht, dass die Fahrt so mancherlei Qualen bringen sollte. In den bequemen Sitzen der prächtigen Pullman-cars spürte ich kaum die Erschütterung der Fahrt, und bei einer angenehmen Temperatur genoss ich behaglich die schönen Landschaften des mexikanischen Plateaus, welche vor den großen blanken Scheiben vorüberflogen.

Bald stellten sich aber solche Plagen und Qualen ein, dass mir meine gesamten Eisenbahnfahrten in Amerika, so viel schöne Gegenden

ich auch in angenehmer Fahrt durchmessen habe, fast nur in den Bildern schmerzensreicher Wüstenfahrten im Gedächtnis haften blieben. Sieht man den Zug von fern heranbrausen, so ist sein Weg durch eine Staubsäule gekennzeichnet; wird eine sandige Gegend passiert, so hört man mit lautem Geräusch die Sandkörner auf das Dach und wider die Scheiben prasseln. In Mexiko, Texas und Arizona stieg während der Fahrt in den Mittagsstunden die Hitze auf eine fast unerträgliche Höhe. — Mit welchen Gedanken erinnerte ich mich an die schwärmerischen Berichte von Wüstenreisenden: wie hatten alle die köstliche ozonreiche Luft gerühmt, die behagliche Stimmung des Reisens mit einer wohlausgerüsteten Karawane. Allen Reisenden unsres Zugs wurden Rachen- und Nasenschleimhaut in der schrecklichsten Weise entzündet und nach jeder mehrtägigen Reise hat man tagelang zu kuriren, um des Katarrhs wieder ledig zu werden.

Jederzeit herrschte ein großes Gedränge an den Behältern mit Eiswasser, welche in den Waggons angebracht waren. Bequemlichkeiten aller Art waren ja vorhanden, aber sie vermochten nicht über den Einfluss der Naturgewalten Herr zu werden. Welche Arbeit war das jeden Morgen, in dem kleinen Behälter all' den Staub von Gesicht und Händen zu waschen, ihn von den Kleidern notdürftig abzubürsten.

Wer verlangt auch auf einer solchen Reise so viel Bequemlichkeit? Die Sache an sich ist nicht das Schlimmste, sondern dass man während einer solchen Fahrt unthätig dasitzen muss und beobachten kann, wie allmählich der Staubbelag immer dicker wird, wie die Kehle immer mehr eintrocknet.

Man vertreibt die Zeit so gut es geht: wenn im Zug gegessen wird, dehnt man die Mahlzeiten möglichst aus; solange die Scheiben von Staub nicht undurchsichtig geworden sind, blickt man hinaus auf die eintönigen, aber meist großartigen Landschaften; man liest, plaudert und wäscht sich, so oft es irgend möglich ist.

Meist wurden die Mahlzeiten auf einer kleinen Station eingenommen; das giebt bei aller Hast etwas romantische Abwechslung, besonders am Abend. Wenn es dämmert, fährt man in eine Station ein: vielleicht liegt sie zwischen den Lehmhütten eines mexikanischen Dorfes oder es ist ein einsames Blockhaus inmitten der Wüste. Alle Vorräte sind mit der Bahn hierher gebracht, selbst das Wasser. In der Halle steht ein von Fliegen umschwärmter Tisch: ein chinesischer Wirt, chinesische Kellner schwirren um einen herum, in 20 Minuten hat man ein lederhartes Beefsteak, einen knochendürren Hahn und einiges Backwerk verschlungen, eine Tasse glühend heißen Kaffees und einige Glas Eiswasser darüber gegossen, den Magenkatarrh erheblich vermehrt, dann geht's weiter in die Wüste hinein. Manchmal brennen

Kakteen. (Photographie von Briquet, Mexiko)

in der Nähe der Station riesige Feuer aus mächtigen Stämmen, deren Flammen hell in die Nacht lodern.

Im Eisenbahnwagen sind während des Aufenthalts die Betten hergerichtet worden und, müde vom Nichtsthun, verkriecht man sich bald in seine enge Koje, träumt von der Zukunft: von einem Bad im klaren Wasser und von einem wirklichen Bett.

Trotzdem giebt es aber auch von den Schönheiten einer solchen Fahrt zu berichten, von der großartigen Pracht der durchmessenen Wüstenlandschaften. Das Interessante und Schöne ist so viel, dass es trotz Staub und Durst keine dauernde Missstimmung aufkommen lässt.

In Nordmexiko wechselte noch manchmal Wüste mit schön bebautem Land; weite Strecken waren auch typische Steppen. Hier und da war die Ferne begrenzt von seltsam geformten Hügelreihen, welche besonders am Abend in zauberhaften Farben glühten; spitze Kegel oder abgestutzte Tafelberge tauchten am Horizonte auf und verschwanden wieder. In einzelnen Gegenden war ein kleiner Stausee geschaffen worden, von dem Kanäle ausgingen: überall war dort mitten in der Wüste eine baumreiche Oase emporgeschossen. Die Flächen sind dann bedeckt mit rosigen, weißen, gelben Blumen. Hier und da sieht man einige Pferde; Kühe in Herden. Ein einsamer Reiter streicht mit Hunden durch das Artemisiengestrüpp. Ueber den Herden schweben Geier.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto eintöniger wird die Wüste; selten ragt noch eine hohe Yuccapalme empor, auch die

Kakteen haben aufgehört die Wüstenvegetation zu dominieren. Plötzlich sind wir mitten in echter Sandwüste, Dünen verlaufen wie Wellen weithin. Hier übt der Wind seine Kräfte; er lässt die Dünen wandern und wirbelt mächtige Sandhosen bis zur Höhe der Wolken auf. Wieder ein rascher Wechsel: ein See taucht auf: ein fast violett gefärbtes Wasser in der graugelben Steppe, umgeben von grellgrünen Sträuchern; dahinter eine Kette blassvioletter Hügel und weit im Hintergrund kühn und prächtig gezackte Berggipfel im schönsten Blau. Dann folgt wieder Wüste, ödeste Sandwüste.

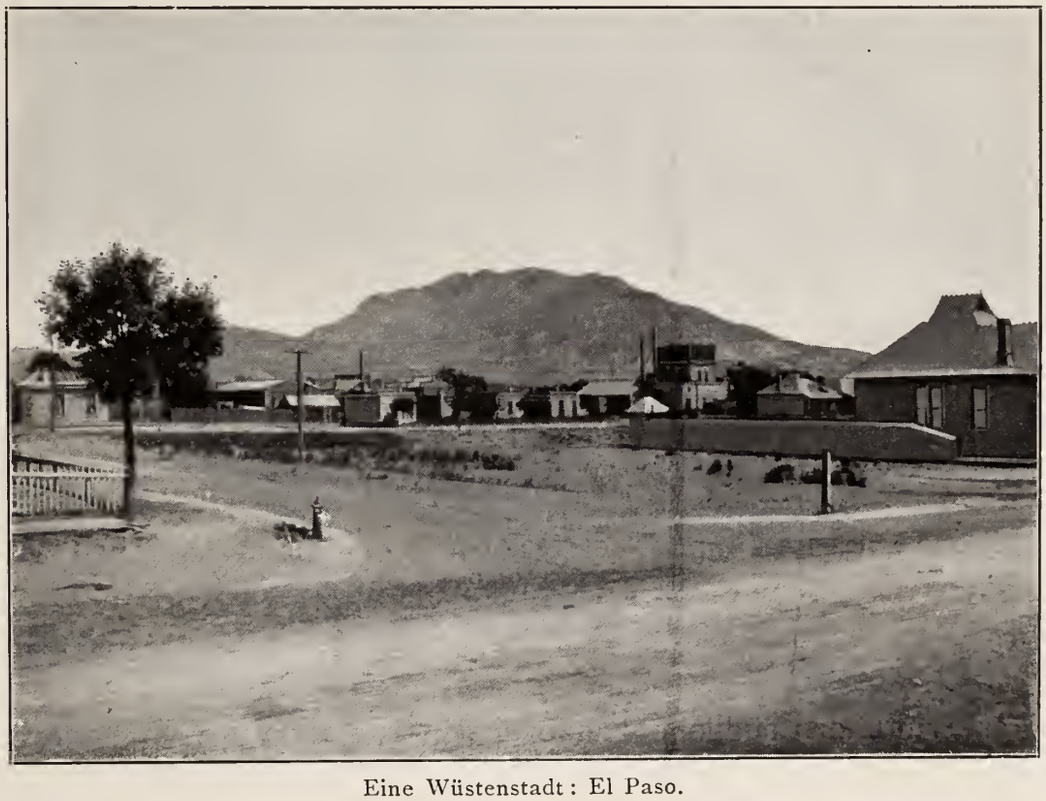
Wie die afrikanische, so hat auch die amerikanische Wüste und Steppe ihre eigene Pflanzen- und Tierwelt. Die Pflanzenformen unterscheiden sich typisch von den altweltlichen vielfach durch ihre Größe. Vor allen Dingen sind die Yuccas und die Kakteen auffallend. Während in Mexiko erstere vorherrschte, war in Arizona die Fläche weithin mit den riesigen Säulenkakteen bedeckt, welche, kolossalen Kandelabern gleichend, starr in die Luft ragten. Es ist ein sehr eigenartiger Anblick: eine weite Ebene, voll dieser steifen Gebilde, während den Boden nur hier und da dürre Artemisiastauden überziehen; auf der gelben Erde erscheint jede einzelne Säule kräftig grün gefärbt, ihr dunkelblauer Schatten sticht scharf vom Untergrunde ab. Auch in Arizona giebt es weite Gebiete mit gänzlicher Vegetationslosigkeit. Da bringt aber die Mannigfaltigkeit der geologischen Erscheinungen Abwechslung.

Bald ragen aus dem Sandmeere, dessen Wellen durch die Thätigkeit des Windes in langen parallelen Reihen geordnet sind, starre Felsen und Steinmassen empor: oft wie Klippen in der See, indem das Sandmeer an ihnen emporzubranden scheint. Dann kreuzt der Zug eine Hügelkette, deren Hänge durch die Wirkung der Erosion gänzlich zernagt sind: da sieht man wie auf einem Durchschnitt die Schichtungen klar und deutlich aufgeschlossen, welche uns die Entstehungsgeschichte der Hügel berichten.

Die Städte in der Wüste haben eine ganz eigenartige Physiognomie. Meist sind sie erst in neuer Zeit durch die Eisenbahn in eine Wachstumsperiode gekommen. Die Gebäude sind daher sehr nüchtern, und dies umsomehr, je weiter man in die Vereinigten Staaten vordringt. Vielfach sind diese Städte in ihrer Wasserversorgung auf artesische Brunnen angewiesen. Andere liegen an Flüssen, deren Gewässer nichts gegen die Macht der Wüste ausrichten können. Wenige kümmerliche Bäume kontrastieren in den Anlagen dieser Städte mit den glühenden Farben der Umgebung. Genauer lernte ich nur eine Stadt kennen, die amerikanische Grenzstadt El Paso am Rio Grande del Norte und ihre mexanische Schwesterstadt am südlichen Ufer dieses Stromes.

Nahen wir uns dem Rio Colorado, so fallen uns zahlreich die Phänomene der Plateau- und Cañonbildung auf. Die seltenen, aber dann sehr gewaltsamen Regengüsse haben in die flache Hochebene Schluchten mit senkrechten Steilwänden gerissen und wir sehen in hundert Fällen im kleinen wiederholt, was so großartig von dem Gran Cañon des Colorado selbst dargestellt wird.

Wo wir den Rio Colorado passieren, da wälzt er sich als majestätischer Strom zwischen nicht sehr tief eingerissenen Ufern in einer weiten, wüsten Steppe dahin. Seine Wildheit bezeugen seine fast stets gelb und rot gefärbten Fluten und das ausgedehnte Über-



Eine Wüstenstadt: El Paso.

schwemmungsgebiet, welches seine Ufer begleitet. Merkwürdigerweise bringen seine Gewässer keine Fruchtbarkeit in die Wüste. Es fehlt noch die menschliche Hand, um das große Werk zu beginnen. Nur die Ufer des Flusses entlang zieht sich ein Streifen dichter Wälder, kaum einige hundert Meter breit. Es ist dieselbe Erscheinung, wie in den Wüsten Inner-Asiens. Das Fort Yuma, an der Stelle, wo die Eisenbahnbrücke den Strom kreuzt, liegt in einer Oase. Durch mühsame Zucht ist hier eine Anlage mit tropischer Vegetation erzeugt worden, ein kleiner Vorgeschmack der Herrlichkeiten Kaliforniens.

Am Bahnhof des Forts hatte sich eine Menge von Indianern eingefunden, welche mit ihren primitiven Erzeugnissen Handel trieben. Meistens schienen es sehr degenerierte Leute zu sein, doch fand man

auch einzelne prächtige Gestalten darunter. Sie verkaufen den Reisenden geschnitzte Bogen und Pfeile, Thonfiguren und kleine Gefäße. Die Dinge sind echt indianisch, in keiner Weise noch vom Fremdenverkehr beeinflusst; die Indianer machen hier in Berührung mit der Zivilisation keinen sehr intelligenten Eindruck; die alte Frau, welcher ich etwas abkaufte, war abschreckend hässlich mit ihren blauschwarzen Haarsträhnen und den farbigen Strichen im Gesicht; sie schien sehr stupid und fast tierisch zu sein.

Die Weiterfahrt brachte uns sogleich wieder in ein geologisch interessantes Gebiet, auf alten Meeresgrund. Bis hierher und noch weiter nach Norden zog sich einst der Golf von Kalifornien. Die Landschaft erscheint fast, als habe sich das Meer kaum erst zurückgezogen. Der Boden ist glatt und voller Risse, hier und da sind große Becken mit ungeheueren auskrystallisierten Salzmassen angefüllt. Hier wächst kein Grashalm und lebt kein Tier. Eine trostlose Wüste dehnt sich unabsehbar weit: ihr vermag nur die Fata morgana Reize anzudichten: unseren Zug ließ sie stundenlang einem schimmernden See entgegenfahren, dessen Gestade niemals näher kommen wollten.

Eine dürre Bergkette musste noch überwunden werden, dann ging's hinunter nach Kalifornien! Welche Wonne nach all' diesen Wüstentagen, als wieder ein feuchter Wind die Stirn umfächelte, als zum erstenmal grüne Wiesen auftauchten. An den Bahnhöfen standen Palmbäume und rauschten die malerischen Eukalypten. Obstpflanzungen bedeckten die reichen Hänge, Herden und verstreute Ansiedelungen mehrten sich. Meilenweit sah das Auge nichts als Kirschen-, Pflaumen- und Traubengärten, dazu eine wilde subtropische Vegetation. Welch üppiges Land, das südliche Kalifornien!

Noch einmal sollte ich diese Erlösung von der Wüste durchkosten, als einige Tage später mein Zug, von Los Angeles kommend, nach Mittelkalifornien hinabfuhr. Vorher hatten wir in mehreren Stunden die Mohavewüste durchkreuzt. Einige Wüstenschauspiele waren mir aufgehoben worden, die ich hier in vollendeter Weise zu sehen bekam. Im allgemeinen bot sich dasselbe Bild wie bei den früheren Wüsten: hier waren wieder die Kakteen von Yuccas abgelöst; während aber die mexikanische Art kugelige Blattbüschel besessen hatte, waren sie hier cylindrisch in die Länge gezogen. Die Stämme waren verzweigt wie in Südmexiko, während die Art in Nordmexiko, welche sich während der Durchfahrt in voller Blüte befand, meist einfache Stämme besessen hatte. — Salzseen und trockene Natronsalzlager gab es auch hier; die größere Nähe der Kultur bezeichneten bei den letzteren Ansiedelungen, welche zur Ausbeutung der wertvollen Salze mitten in der Wüste entstanden waren.

Aus der Mohavewüste.

Überall auf der Fahrt hatte ich wenig von der Tierwelt der Wüste zu sehen bekommen; die scheuen Tiere fliehen vor der lärmenden Eisenbahn. Begiebt man sich einige Schritte abseits von einer Station, so sieht man wohl eine Schlange über die dürre Erde kriechen, eine Maus oder ein kleiner Vogel flieht vor dem Fremdling: alle sind sie gelbgrau, in die Uniform der Wüste gekleidet. Am Wege liegt wohl der Schädel eines gefallenen Stiers oder Pferdes, durch dessen Augenhöhlen eine graue Eidechse huscht: Fliegen und einige Aaskäfer suchen die geringe Feuchtigkeit unter den längst gebleichten Tierresten.

Auf der Passhöhe, mitten in der Mohavewüste, überraschte uns während des Aufenthalts ein Sandsturm. Die feinen Gesteinssplitter schwirrten mit furchtbarer Gewalt durch die Luft, drangen ins Gewebe der Kleider und durch die Strümpfe, verletzten die Haut und die Augen. Es war unmöglich, im Freien zu verweilen: die Luft war buchstäblich verfinstert. Wir flohen zu unseren Eisenbahnwagen, welche in wenigen Minuten centimeterhoch mit Sand bedeckt worden waren. Der Zug sauste davon, die Berge hinab, und als die Steineichen Mittelkaliforniens um uns rauschten, war ich froh, für lange Zeit nichts mehr von der Wüste mit all' ihrer Schönheit sehen zu müssen.

X. Kapitel

Kalifornische Sommertage

Ich fand das Goldland Kalifornien mit einem Blütenmeer übergossen. Es waren die letzten Maitage, als ich aus der Wüste in diese üppige Pracht kam; Hügel und Wiesen waren von Blumen bedeckt und vor allem die menschlichen Ansiedelungen verschwanden vollkommen unter der Last des duftigen Schmuckes. So war der Eindruck ein überaus freundlicher und heiterer, als ich in Pacific Grove, einem kleinen Ort an der Küste des Stillen Ozeans, anlangte, wo eine zoologische Untersuchung mich für mehrere Wochen festhielt. Das Gebirge, welches südlich von San Francisco der Küste parallel zieht, hat die Bildung einer weiten Bucht veranlasst, deren Gestade, ausgezeichnet durch ein mildes Klima und schöne Landschaften, berühmt sind als schönster Sommeraufenthalt der Amerikaner. Diese nennen Kalifornien ihr Italien und wissen die romantische Schönheit des Landes nicht hoch genug zu rühmen und zu preisen. Und man muss gestehen, wo die Ruinen der spanischen Missionen, von Cypressen und Pinien umgeben, in einsamen Thälern oder an der Küste des Meeres sich erheben, wird man sich leicht in die Stimmung der romanischen Mittelmeerländer versetzen. Am meisten hat dies für Südkalifornien Geltung; in Mittel- und Nordkalifornien überwiegt zu sehr das frische Grün der Wälder, die Üppigkeit der angebauten Flächen, die Rastlosigkeit des Lebens, und erdrückt sofort jeden Vergleich mit der stillen Schönheit Italiens. Dazu kommen als bezeichnender Kontrast die mächtigen Dimensionen, welche in Kalifornien die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens angenommen haben: dies Land hat seinen eigenen Typus, seine eigene Schönheit!

Aber schon das Klima würde genügen, um einen weitgehenden Vergleich mit den mediterranen Halbinseln zu verbieten. Während in Mittelkalifornien der Winter und Frühling mild und reich an schönen Tagen sind, ist der Sommer im Vergleiche dazu rauh und nebelreich. Wie in Nordeuropa das Klima durch die gütige Wärme des Golfstroms gemildert ist, so steht umgekehrt das Küstengebiet Kaliforniens in den Sommermonaten unter dem Einflusse der polaren Eisschmelze, die sich mit der Wirkung des kalten Wassers vereinigt, welches aus

der Meerestiefe aufsteigend, das von den herrschenden Winden weggetriebene warme Wasser der Oberfläche ersetzt. Die Kälte jener gewaltigen Eis- und Schneemassen, welche in jedem Sommer in den arktischen Regionen in Wasser verwandelt werden, bringt eine Meeresströmung, welche parallel dem Lande bis zur Südspitze Niederkaliforniens streicht, den Gestaden Kaliforniens als segensreiches Geschenk vom Norden mit. Ein Segen ist dies Geschenk in mehrfacher Beziehung: während im Innern des Landes unerträgliche Hitze herrscht, erfreut sich der Küstenbewohner kühler milder Sommertage, und das unter Breiten, welche der Sahara und der Berberei entsprechen. Während im Sommer die Berge des Innern dürr und gelb starren, erfreut sich das Auge an grünen Hügeln und Feldern innerhalb des ganzen Bereichs, welcher von den Nebeln und Regenschauern, den Produkten des Alaskastroms, bestrichen werden. Davon, wie dieser Einfluss im einzelnen auf bestimmte Gewächse sich äußert, und von der Tierwelt des Meeres, welche die nützlichsten Tiere des Nordens an dieser Küste vereinigt, werden wir später zu reden haben.

Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als ich mich genötigt sah, im Juni in San Francisco, auf der Breite von Sizilien, Winterkleider einzukaufen. Jedermann trägt dort das ganze Jahr hindurch die nämlichen Gewänder und man kann im Sommer ebensogut wie im Winter die Damen auf der Straße in prunkhaften Pelzen vorüberwandeln sehen. Kalte Regenschauer stoben über die Stadt dahin, und dies Klima schien mir mit demjenigen eines unwirtlichen Vorfrühlingstags bei uns zu Hause vergleichbar. Als ich aber San Francisco verlassen und die wenige Stunden südlich gelegene Bai von Monterey erreicht hatte, war das Wetter vollkommen verändert. Mein Körper, noch vom Tropenklima verwöhnt, hatte durch einen heftigen Schnupfen auf die Unbilden der kalifornischen Witterung reagiert und so war ich erfreut und erleichtert, als ich an dem schönen blauen Golf mildes Wetter und warmen Sonnenschein antraf. Ich hatte zu meinem Aufenthalte Pacific Grove gewählt, wo sich eine kleine biologische Station der Universität von Palo Alto befindet und wo ich somit manche Erleichterung für die Zwecke meiner Studien erwarten durfte.

Das kleine Nest mit seinen geraden Straßen kontrastiert merkwürdig mit den großen Zügen der umgebenden Natur: alles ist winzig, nett und zierlich. Die Häuser, alle von Holz gebaut, sind gefällig und bequem, aber so klein, dass sie gerade, jedes für eine Familie, notdürftigen Raum gewähren; kleine Gärten umgeben sie und umhüllen jedes einzelne Haus mit seinem Blumengewande. Hier gedeihen nebeneinander die Gewächse der kühleren wie der subtropischen Region: die Luft war erfüllt von dem Dufte der Rosen, die zu Hunderttausenden

blühten. Sie überzogen die Zäune, kletterten bis über die Dächer an den Häusern empor und hingen wie schwere Schneemassen an der anderen Seite des Daches hernieder, weiße, rote, gelbe, köstlich duftende Rosen. Dazwischen eine Wunderfülle von Fuchsien, Geranien, Lilien und Tulpen, Heliotrop, Jasmin und allen jenen Pflanzen, mit denen wir poetische Vorstellungen und schönste Erinnerungen des Lebens verknüpfen. Es war wie ein Blumenfest der Natur, ein Lobgesang der Welt auf ihre eigene Schönheit.

In den blühenden Gebüschen sangen Vögel, um die Kelche der Blumen schwebten farbige Falter, schwirrten Kolibris.

Kalifornische Blütenpracht. (Photographie von Best & Co., Los Angeles.)

Um diese fröhliche Pracht zog sich ein dunkler Kiefernwald, dessen schöne Bäume selbst bis in die Straßen des Städtchens vordrangen, während auch die leuchtenden Blumen sich überall da niedergelassen hatten, wo ein Haus sich tiefer in den Schatten des Waldes hineingewagt hatte. So war an den Grenzen des Städtchens eine wundersame Vermischung von wilder und kultivierter Natur entstanden, welche in reichster Abwechslung neue Kombinationen, ein Bild stets reizvoller als das andere, entstehen ließ.

Der Wald besteht aus einer Kiefernart (Pinus insignis), welche in ihrem Vorkommen auf das Küstengebiet beschränkt ist. Sie bildet einen lichten Wald, der reich an Unterholz ist, in welchem die »poisened oak«, die sogenannte Gifteiche (Rhus diversifolius, der nächste Verwandte des ebenso berüchtigten Rhus toxicodendron der Oststaaten) häufig

Im uralten Wald. (Cupressus macrocarpa.)

vertreten ist. Es ist dies eine Pflanze, deren Berührung äußerst schmerzhafte Aufschwellungen der Haut veranlasst; sie ist überall sehr gefürchtet, da die Schwellungen tagelang andauern und selbst einen gefährlichen Charakter annehmen können. Die Pflanze rankt sich oft an höheren Stämmen in die Höhe und ihre im Herbst scharlachrot gefärbten Blätter geben dem Wald einen prachtvollen Schmuck.

Durchwandert man den lichten, schönen Kiefernwald in der Richtung nach Süden, so gelangt man an der Meeresküste in Gegenden, welche sich mit den großartigsten und romantischsten Landschaften der Welt wohl messen können. Zunächst kommt man aus dem Wald an einen weiten, offenen Sandstrand, der von felsigen Halbinseln abgeschlossen wird. Mächtig wälzt sich die Brandung des Stillen Ozeans heran, um am Ufer in riesigen Schaumgarben emporzuzischen. Die freie Fläche ist von einem ganz finsteren und düsteren Wald abgeschlossen: ein Zauberwald, in welchem eigenartige, mächtige Bäume mit schirmförmigen Kronen sich wild durcheinanderflechten. Gefallene Stämme liegen am Boden übereinander, alle Stämme und Äste sind mit langen weißen Moosbärten behangen. Es ist dies der Wald der Monterey-Cypresse (Cupressus macrocarpa), eines Baumes, welcher im Gegensatz zu seinem schlanken italienischen Verwandten seine knorrigen Äste zu einer weit ausladenden, oben fast flachen Krone auseinanderbreitet. Im Wald ist es totenstill, nur das wilde Brausen der Brandung dringt in diese Wildnis, welche einen anmutet, wie ein Überbleibsel aus einer längst vergangenen Erdepoche.

Wandern wir weiter am Meere entlang, bald über Sandflächen, dann wieder durch Dünenzüge kletternd oder durch blütenbedeckte, duftende Strandfluren watend, so beginnt allmählich die Küste sich in steilen Felsen zu erheben. Vom Cypress Point bis gegen Point Lobos und Surf Point reiht sich eine Scenerie von großartiger Pracht an die andere. Bis zu 200 Fuß Höhe erheben sich die zerrissenen Felsen, von den seltsam vom Sturmwind verunstalteten, knorrig verwachsenen Gestalten der Fichten und Cypressen bedeckt. Durch die Felsspalten tobt fast stets ein heulender Wind, der von unten herauf zu mächtiger Höhe die Brandung emporpeitscht. Das dunkle Grün der Nadelbäume, die roten und grauen Felsen zusammen mit dem blauen Ozean und seinem weißen Gischt vereinigen sich selbst unter grauem Himmel zu einem farbenreichen Bild. Noch weiter nach Süden fallen die Berge der Santa-Luciakette aus schwindelnder Höhe direkt zum Meere ab, und der Blick schweift in ungemessene Ferne von einem schaumumtosten Vorgebirge zum anderen.

Als ich bei meiner Wanderung von Point Lobos in den Wald zurücktrat, schien die Sonne noch hell durch die Zweige, Schmetterlinge durchflogen den Raum, den ein kräftiger Harzgeruch erfüllte, und durch die Büsche brach eine Herde von Hirschen. Ich verträumte einige Stunden »im hohen, grünen Gras« unter den Stämmen des Waldes, während die blinkende Fläche des Meeres sich weit vor meinem Auge breitete und das unablässige Brausen des Meeres das Nachdenken in melancholische Bahnen zwang.

Als ich mich erhob und den Rückweg nach Pacific Grove antrat, brach plötzlich Nebel herein, dichter grauer Nebel. Die Landschaft verschwand dem Auge, der Raum wurde enge, den stets noch das unsichtbare Meer umbrauste. Von den Bäumen fielen schwere Wassertropfen wie Regenschauer nieder, und als gespenstige Silhouetten tauchten langsam nacheinander die zerrissenen Baumformen im Nebel auf. Plötzlich sah ich vom Kamm einer kleinen Anhöhe eine Herde schwarzer, zottiger, halbwilder Büffel herniederkommen; wie stimmten diese seltsamen Gestalten, deren Größe im Nebel wuchs, zu dem vorweltlichen Wald, dem Brausen des Ozeans, der Felsenlandschaft, welche die Wiesenflächen einschloss! Sie erschraken vor meiner im Nebel dahinwandelnden Gestalt, während die einen davonliefen, wandten sich die anderen mit zornigem Brüllen nach mir um, stoben aber bei einer hastigen Bewegung, die ich machte, vor mir davon den Hügel wieder hinauf, indem sie sich drängten und laut aufbrüllten, ein unheimlicher, phantastischer Anblick! Ich war froh, meinen Weg zu finden und fühlte mich sicherer und nicht mehr so einsam in dieser großen Welt, als ich die Lichter des Städtleins wieder

sah, als der Duft der Rosen, des Jasmins und Geisblatts wieder zu mir drang. — —

So großartige Züge nordischer Natur die geschilderte Küste süd-

Midway-Point. (Photographie von Tabor, S. Francisco.)

lich von Point Pinos trägt, so viel südländische Lieblichkeit und Farbenschmelz vereinigen See und Land in der eigentlichen Bai von Monterey, welche sich nördlich jener Landzunge als ein weites Becken ausdehnt. Die Bucht gleicht an Größe dem Golf von Neapel, obwohl

dessen Prachtstücke der landschaftlichen Schönheit fehlen. Es giebt keine hohen Berge in unmittelbarer Nähe des Meeres, nur Hügel begrenzen den Strand, Ausläufer von ferner gelegenen blauen Bergzügen. Aber wie am parthenopäischen Gestade zieht sich eine Reihe von Städtchen und Ortschaften die Bogenlinie des Ufers entlang. Zwar fehlen der Volksreichtum und die alten Erinnerungen jener Gegenden, aber dafür ist so wenig von geschäftigem Leben hier vorhanden, wie in bevölkerten Gegenden Nordamerikas nur möglich ist, so viel an Ruinen der Vergangenheit, wie im Westen sich nur bieten lässt. Denn bis hierher erstreckten sich und noch weiter nördlich die Missionen der mexikanischen Jesuiten, deren mehr oder minder wohlerhaltene Bauten an vielen Stellen der Küste sich noch finden. Um dem Bedürfnis zu genügen, möglichst viele Indianer auf einmal taufen zu können, wurden sie als riesige Höfe errichtet, deren hohe Umfassungsmauern das Entlaufen der Täuflinge verhinderte. Diese Mauern, meist von Arkadengängen begleitet, sowie die mit der Façade dem Hofe zugekehrten Kirchen-, Wohn- und Nutzgebäude zeigen architektonische Ausschmückung nur auf der Hofseite. Nach außen sind sie mit Schießscharten versehen wie die mexikanischen Hazienden, von denen überhaupt die Gesamtanlage übernommen ist. Diese Bauten bilden also die romantischen Erinnerungen Kaliforniens, und ihre Bauart hat für öffentliche Gebäude wiederholt auch in der Neuzeit als Vorbild gedient, zur Ausbildung eines modernen, sogenannten »mission style« geführt.

Die Völkermischung, welche die Bevölkerung Amerikas charakterisiert, findet am Golf von Monterey ihre Veranschaulichung durch eine auffallende Menge verschiedener Nationalitäten auf kleinem Gebiet. Während Pacific Grove, die südlichste der Ortschaften, und St. Cruz, die nördlichste, die übliche deutsch-englische Bevölkerung beherbergen, schließen sie zwischen sich eine Chinesenstadt, eine portugiesische und eine spanische Ansiedlung ein.

Der Chinesenstadt galt mein alltäglicher Besuch; denn die Bevölkerung derselben, lauter Fischer aus der Gegend von Kanton, sind geschickte Seefahrer und kennen die Tiere des Meeres ebenso gut, wie sie sie zu fangen verstehen. Für die Zwecke meiner Forschungen leisteten sie mir die besten Dienste, und so war ich in den übelriechenden Gassen des Städtchens ein häufiger Gast. Die Merkwürdigkeiten dieser chinesischen Ansiedelung sind in dem nächsten Kapitel ausführlich dargestellt.

Während die kleine Kolonie der Portugiesen ein schmutziges Nest ohne eigentümlichen Charakter ist, zeigte Monterey in früheren Jahren einen rein spanischen Typus. Noch giebt es einige der alten, weißen,

malerischen Häuser, noch steht die spanische Missionskirche, aber das Gepräge der Vergangenheit schwindet immer mehr vor dem eindringenden Angelsachsentum. Monterey und die ganzen Uferortschaften des Golfes beginnen Modebäder der Amerikaner zu werden. Bei Monterey liegt das üppige Hotel del Monte, ein palastähnliches Gebäude in einem herrlichen Park. Dieser Park, welcher mit Benutzung der wilden Natur angelegt wurde, ist ein Meisterstück der Gartenbaukunst. Man meint sich fast in einen der grandiosesten Parks Italiens versetzt und befindet sich in einem Lande, wo es vor 50 Jahren noch keine Stadt gab, dessen weiteste Strecken noch Urland sind. Durch die Wildnis hat allerdings die Gesellschaft, welcher das Hotel gehört, Wege bauen lassen; so sind eine ganze Anzahl der romantischen Küstenpunkte, die ich vorher erwähnte, durch eine gute Fahrstraße, den sogenannten seventeen-miles-Drive, verbunden.

Wie dies Hotel die Geldaristokratie und überhaupt die reicheren Bürger beherbergt, so verteilen sich in die übrigen »summer ressorts« der Bai: Santa Cruz, Monterey nach ihren Mitteln in absteigender Linie die guten, bürgerlichen Elemente, bis schließlich Pacific Grove den Schluss macht, welches den Leuten, welche gar nicht viel Geld ausgeben können, aber doch einen schönen Sommeraufenthalt haben möchten, gastliche Unterkunft gewährt. Hier haben auch die Gelehrten der Universität von Palo Alto ihre Sommerresidenz, und in Scharen finden sich hier vor allen Dingen die Vertreter der biologischen Fächer mit ihren Schülern ein, um die reiche Tier- und Pflanzenwelt zu studieren und, am frischen Objekte lehrend, als echte Amerikaner die Nachteile des rein theoretischen Unterrichtes möglichst zu vermeiden. Dass sie sich nicht den schlechtesten Platz ausgewählt haben, davon hat hoffentlich meine oben gegebene Schilderung des blütenumdufteten Städtleins Zeugnis abgelegt.

Es werden mir stets wieder liebe Erinnerungen geweckt, gedenke ich der kleinen Häuser, welche alle aus dem schwer brennenden Holze der kalifornischen Riesenbäume errichtet sind, der rauschenden Eukalypten, all' der landschaftlichen Schönheit, von der ich vorhin schwärmte, und vor allem der angenehmen frischen Menschen, welche ich dort kennen lernte. Ich habe auch während der Wochen, die ich mich dort aufhielt, keine Minute der Langeweile gehabt und manchen genussreichen und harten Arbeitstag verlebt. Die freundlichen amerikanischen Kollegen, mit denen ich dort zusammen arbeitete, haben viel dazu beigetragen, mir die Erinnerungen noch schöner und angenehmer zu gestalten. Vor allem aber hinterließ mir die wunderbare Natur Eindrücke, welchen ich wohl lieblichere, kaum größere zur Seite stellen könnte. Ich glaube oft, es sei gestern gewesen, als ich vor

der heranpeitschenden Flutwelle die Küstenabstürze hinaufflüchtete, um unter den rauschenden Cypressen aufatmend mich niederzuwerfen, und oft höre ich noch beim Einschlafen wie im Traume das Tosen der Brandung und das knisternde, zischende Sprühen des Schaumes an jenen Felsengestaden des Stillen Ozeans.

XI. Kapitel

Ein Chinesendorf in Kalifornien

Im engsten Raume zusammengepfercht erheben sich die Hütten des Chinesendorfes auf einer kleinen Halbinsel an der Bucht von Monterey, deren Felsenufer einen flachen Landungsstrand vor der Brandung beschirmen. Von drei Seiten schließt das Meer und von der letzten ein Eisenbahndamm das Dorf ein, so dass seine Bewohner durch feste Grenzen auf ihren Bezirk beschränkt sind. Nähert man sich nach Ueberschreitung des Bahndamms dem Dorf, so weht einem vielleicht schon der Wind dessen Gerüche entgegen, einen Gestank sondergleichen und doch erst eine Vorbereitung dessen, was uns im Dorfe selbst erwartet. Eine grüne Rasenfläche dehnt sich zwischen der Eisenbahn und dem Meere aus; hier sind zahlreiche Netze auf dem Boden zum Trocknen ausgespannt, während Fische und Haufen einer seltsamen Substanz, auf den Felsen zum Dörren ausgebreitet, ihre Gerüche mit denjenigen des Dorfes vereinigen.

Von dieser Seite nimmt sich die Ansiedelung schmutzig und abschreckend aus, während sie vom Meere aus gesehen eher malerisch und lieblich erscheint. Von da sieht man hinter der Brandung die ersten Häuser auf hohen Pfählen sich erheben, darüber sind einige Straßen niedriger Häuslein, alle mit spitzen Dächern, fremdartig gebaut, dahinter ragt dunkler Kiefernwald empor; ganz im Vordergrund auf dem Sandstrande liegen die geschnäbelten Schiffe. Betritt man aber das Dorf von der Landseite, so befindet man sich sogleich in einer langen Straße, welche von zahlreichen ganz gleichartig gebauten Bretterhütten gebildet wird. Jedes Haus wendet der Straße seine niedrige Giebelfront zu, dieselbe ist glatt und nur von der Thüröffnung durchbrochen, welche fast Dreiviertel der ganzen Haushöhe einnimmt; und dabei ist sie so niedrig, dass ich mich zum Eintreten bücken musste. Als einzigen Schmuck zieren Thür und Giebelwand einige aufgeklebte rote oder goldfarbene Papiere, auf welchen mit Tusche in chinesischen Buchstaben Neujahrswünsche oder dergleichen verzeichnet sind. Von

der Straße erstreckt sich die Hütte oft noch ziemlich beträchtlich nach hinten, um auf einen gerümpelerfüllten Hof zu münden. Im Innern reihen sich einige Gemächer einfach hintereinander; die mittleren von ihnen sind dunkel, da es keine Fenster giebt. Diese dunklen Gelasse dienen zum Kochen und Schlafen. Eine primitive Kochstelle, von der aus sich oft das ganze Haus mit Rauch erfüllt, dient der ebenso primitiven Kochkunst. Die Schlafstellen sind übereinander in mehreren Stockwerken genagelte Pritschen, so roh und kunstlos wie nur möglich. — In diesen Räumen heben sie auch Vorräte und »Schätze« auf; getrocknete Seetiere und kleine Geldsummen, welche sie wie Kinder verstecken. Bekommen sie Geld ausgezahlt, so muss es in aller Verborgenheit geschehen; denn sie fürchten stets von ihren Dorf- und Stammesgenossen bestohlen, beraubt oder gar ermordet zu werden.

Im Hof sind an langen Stangen Bretter und Gestelle zum Dörren und Räuchern der Fische angebracht. In diesem Hof kann man auch manchmal, aber selten, die Männer, öfter die Frauen und Kinder sich waschen sehen.

Zwischen den Häusern, in denselben, in den Höfen und auf den Straßen starrt alles von Schmutz. Am Tage sind die Gassen menschenleer, die Frauen halten sich in den Häusern, die Männer sind draußen auf dem Meere. Gegen Abend aber sind die Straßen von plaudernden Gruppen erfüllt, aus den beiden Theehäusern der Ortschaft tönt lebhaftes Stimmengewirr; da ist die beste Gelegenheit, die Bevölkerung des Dorfes kennen zu lernen.

Die Fremden aus den naheliegenden Badeorten, welche nur aus Neugier und um Momentaufnahmen zu machen die Chinesen aufsuchen, sind ihnen höchst unangenehm. Wenn aber jemand, wie ich, indem ich ihnen einen großen Teil ihres Fanges abkaufte, »Geschäfte« mit ihnen macht, so ist er hochwillkommen.

Kalifornien wimmelt bekanntlich von Chinesen; aber diese Ansiedelung an der Bai von Monterey bildet ein Unikum, vor allen Dingen dadurch, dass die Fischer des Dorfes mit ruhigem Gewissen im fremden Lande ihr Leben beschließen und sich in kalifornischer Erde verscharren lassen. Sonst ist es in allen Chinesenkolonien der Welt ein mit religiösen Vorstellungen verknüpfter Brauch, dass die Knochen der Toten wieder ausgegraben und wohlverpackt in das Reich der Mitte zurückbefördert werden, wodurch allein die Seele des Toten ihre Ruhe finden kann. Die Fischer in Monterey aber heiraten auch im Lande, und ihre Kinder übernehmen das Haus des Vaters nach dessen Tod.

Die Einwohner des Dorfs stammen, wie die Mehrzahl der armen Chinesen Kaliforniens, aus der Gegend von Kanton, also aus dem

Chinatown bei Monterey (vom Meer aus gesehen).

südlichen China. Sie sind als Kulis herübergekommen, haben ihre Zeit abgedient und sind dann auf irgendwelchen Wegen an diesen Ort geraten. Sie entstammen den niedersten Schichten ihrer Heimatsbevölkerung, waren selbst zu Hause arme Fischer und sind es hier wieder geworden. Dabei haben sie fast alle Sitten der Heimat beibehalten, nur ihre religiösen Vorstellungen haben einen bedenklichen Stoß erhalten. Die Männer sind kräftige, zum Teil hohe Gestalten mit den bekannten chinesischen Gesichtszügen, alle tragen sie den Zopf, den sie bei der Arbeit unter dem Hut aufknäulen. Am Wochentage sind sie in alte, schmutzige europäische Hosen und Joppen gekleidet, nur bei feierlichen Gelegenheiten sieht man sie noch in chinesische Gewänder gehüllt. Die Frauen hängen mehr an der heimischen Kleidung und besonders an Feiertagen sieht man sie nach Möglichkeit geputzt; sie stammen aus verschiedenen Gegenden, da sie von den Männern gekauft werden, sind meist sehr klein, neigen zum Fettwerden und haben die üblichen kleinen Klumpfüße der Chinesinnen.

Die Männer sind ausgezeichnete Fischer; man sieht sie selbst bei hartem Wetter draußen auf dem Meere bei der Arbeit. Ihre Boote, welche sie sehr geschickt handhaben, sind nach chinesischer Weise aufgetakelt; eine Maststange trägt das viereckige Segel, welches von drei Querstangen ausgebreitet erhalten wird. Meist thun sich mehrere Boote beim Fischen zusammen; es wird mit verschiedenartigen Netzen und besonders mit einer merkwürdigen Angelvorrichtung gefischt. An einem langen Seile sind in kurzen Abständen kleine Schnüre mit je einem Angelhaken befestigt, etwa 200 an der Zahl. Jeder Haken wird mit einem Stückchen gesalzenen Fisches besteckt, das ganze Seil in die Tiefe gelassen und meist mit reicher Beute heraufgezogen. Der Ertrag der Fischerei wird teils in den umliegenden Badeorten verkauft, teils nach San Francisco auf den Markt gebracht. Dabei wird ein ganz schöner Gewinn erzielt, so dass die Fischer in guten Verhältnissen leben müssten, wären sie nicht von den Kaufleuten und dem Opium ganz und gar abhängig.

Bei Tag findet man die Frauen meist mit dem Reinigen und Neubestecken der Angeln, mit Ausnehmen, Salzen und Räuchern der Fische beschäftigt. Oft, wenn ich abends zum Dorfe kam, um aus der Tagesbeute meines Fischers Ah Tack meine Auslese zu halten, musste ich lange auf seine Rückkehr vom Meere warten. Gewöhnlich fuhr er zweimal hinaus: einmal mit dem Morgengrauen, das zweite Mal mittags. Das waren dann seltsame Abendstunden, die ich dort, fern der Heimat, verbrachte. Ich saß auf einem Pfahle bei der Hütte Ah Tacks; seine Frau Tai Tai und seine beiden kleinen Mädchen Ah Oi und Ah Phong sprangen in emsiger Arbeit um mich herum und

plapperten unaufhörlich: wollten wissen, ob Deutschland groß sei, ob es größer und weiter entfernt sei als China, wie meine Stadt, Vater, Mutter, Brüder und Schwester hießen. Dabei lernte ich die Leutchen trotz ihres Schmutzes und ihrer Habgier in ihrer Art schätzen. Sie waren sehr gutmütig und für die kleinste Aufmerksamkeit überaus

Ah Tack und seine Familie.

dankbar. Als ich einigemal den Kindern eine Kleinigkeit mitgebracht hatte, war die Frau so voll Dankbarkeit, dass sie einmal meine Hand ergriff und mir versicherte: You my blothel, I youl sistel! Statt des r der englischen Wörter sprach sie stets ein l, wie denn den Chinesen die Aussprache des r fast unmöglich zu sein scheint.

Oft war abends die ganze Umgebung der Halbinsel auf dem Meere von ihren kleinen Schiffen bedeckt, welche bei Fackelschein Tintenfische in die Netze trieben. Den Fang dieser Tiere benutzen sie zu einem eigenartigen Gewerbe. Die Tiere werden in riesigen Mengen gefangen, auf den Wiesen und den Felsen am Strande gedörrt, später in Säcke gefüllt und nach China exportiert, wie man sagt, um dort zum Düngen der Reisfelder benutzt zu werden. Ich bin fest überzeugt, dass sie in China zu irgend einem schönen Gericht verarbeitet werden und einen Leckerbissen der chinesischen Gourmands darstellen. Dies waren also jene eigentümlichen Haufen am Strande, welche ich oben erwähnte und welche während des Dörrungsprozesses vor allem dazu beitrugen, die entsetzliche Atmosphäre um das Dorf zu verbreiten. Diese hat es bewirkt, dass in Pacific Grove alle Bauplätze in der herrschenden Windrichtung entwertet sind.

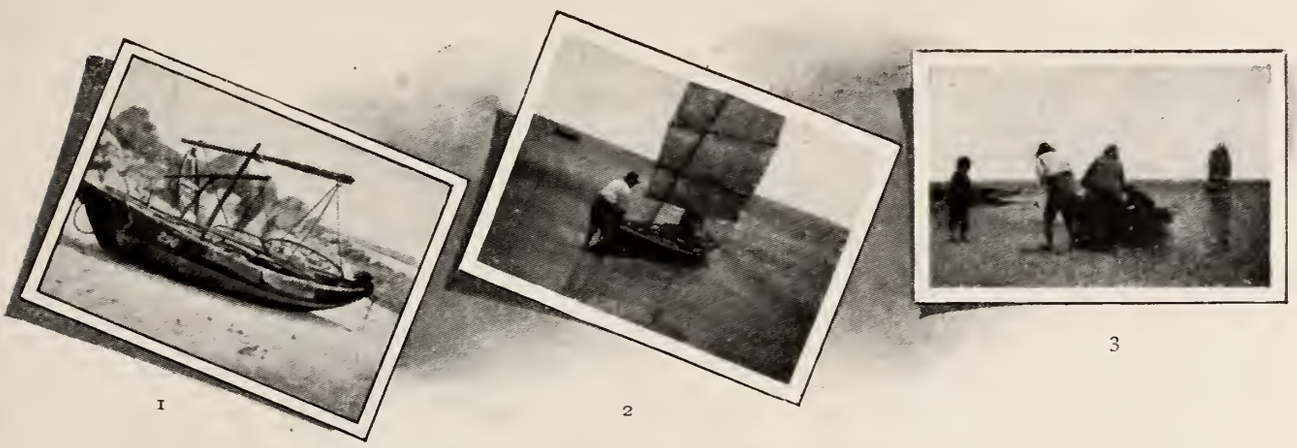
Wenn ich des Abends den plätschernden Wellen zuschaute, während die Dämmerung immer schwerer niedersank, vielleicht dichte Nebel über der Meeresfläche sich erhoben, so konnten alle Haufen von Unrat, aller Geruch meinen Genuss an der schönen Stimmung nicht unterdrücken. Allmählich hatten sich meine Nerven etwas abhärten lassen, so dass ich ohne Ungeduld auf den Fischer wartete und mit den Augen die blinkenden Streifen verfolgte, welche der Mond über die tanzenden Wellen zog. Außer mir gab es am Strande noch mehr Wartende, Frauen, Kinder, alte Männer.

Bis die Fischer zurückkamen, war gewöhnlich die Nacht dunkel geworden, so dunkel, wie sie nur fern von unsern hell erleuchteten Städten wird. Sobald die Kiele auf dem Sande scharrten, sprang alles den Ankommenden entgegen, Kienfackeln wurden entzündet und unter großem Lärm, Streiten und Schelten die Beute hervorgeholt und verteilt. Da wimmelte es von großen Dorschen, Salmen, kleinen Haien und allerhand anderen Fischen. Für mich war in einem kleinen Kübel allerlei Besonderes angesammelt: Seesterne, Muscheln, Schnecken, seltenere Fische und merkwürdiges Getier. Vor allen Dingen aber enthielt ein blechernes Kännchen die seltenen Eier des Schleimfisches, dessen Entwickelung zu studieren der Hauptzweck meines Aufenthaltes war.

War die Ladung gelöscht, der Kahn hoch auf dem Strande in Sicherheit, so wurden die Geräte in Ordnung gebracht, die zu räuchernden oder zu salzenden Fische in einem Schuppen gegenüber dem Wohnhause niedergelegt. Der Hauptteil der Ausbeute wurde aber sogleich den Händlern abgeliefert, welche sie nach San Francisco auf den Markt bringen. Diesen Händlern sind die Fischer meist so sehr verschuldet, dass sie sich nicht frei regen können; sie werden auch von jenen in schlauester Weise stets in dieser Verschuldung erhalten; diese Methode ist ja auch bei uns zu Lande nichts fremdes, wo wir in hundert Geschichten von jüdischen Wucherern bei uns, in Polen, Galizien u. s. w. davon lesen können. Der Kaufmann liefert dem Fischer zuerst seine Netze und sonstigen Arbeitsgeräte, für die er sich weit über deren Wert verschuldet. Und dann hilft dem Kaufmann wie in anderen Ländern der Alkohol, hier das Opium, den Ärmsten in seiner Abhängigkeit zu erhalten.

Hatte mein Fischer seine Beute verteilt, so lud er mich stets ein, in sein Haus zu treten und noch ein wenig zu verweilen, ehe ich meine halbstündige Wanderung nach Pacific Grove antrat. Einigemal folgte ich dieser Aufforderung und trat in einen düsteren Raum, welcher von einem flackernden Flämmchen oder einigen Papierlampions schwach erhellt wurde. In der Ecke waren an Pfählen zwei

Pritschen übereinander angebracht, wie Kojen in einem Schiff. Sonst befand sich in dem Raume noch eine Art von Altar mit einigen grellen chinesischen Bildern, Goldflitter, Lampions, auf welchem in der Regel Räucherwerk, nach Sandelholz duftend, brannte. Einige Hocker, welche herumstanden, dienten den Gästen als Sitze; der Hausherr schwang sich sofort auf eine der Pritschen und begann Opium zu rauchen. Er that es in mäßiger Weise, so lange ich anwesend war, und unterhielt sich während der Zeit emsig mit mir. Er erzählte mir viel von den Zuständen, seinen Plänen, seinen Kindern. Ich sah ihn auch manchmal essen; er und seine Familie waren sehr genügsam; ein wenig Fisch, Mus von Mehl oder dergleichen und mit Vorliebe die billigen und vortrefflichen Früchte des obstreichen Kaliforniens. Seinen Kindern gönnte er alles; sie hatten fast stets Zuckerwerk,



Stimmungsbilder aus dem Chinesendorf.

1. Boot mit Netzen an Land. 2. Abfahrt zum Fischfang. 3. Rückkehr.

Obst und chinesisches Spielwerk. Er suchte gastfrei zu sein, seine Frau bot mir und etwa mitgekommenen Studenten Backwerk und Zigaretten an.

Oft schallten zur Thüre Gesänge und Psalmen herein, während wir uns unterhielten; in der Nähe seines Hauses hatte sich die Heilsarmee eingemietet und hielt beständig Betstunden ab; auch wurde am Morgen für die Kinder eine Art von Schule gehalten. Hier wie bei den Negern entfaltet die Heilsarmee, welche sonst für uns nur eine lächerliche und verspottete Gemeinschaft darstellt, und stets durch die Geschmacklosigkeit ihres Treibens auf gebildete Menschen abstoßend wirken muss, eine segenbringende Kulturthätigkeit. Sie verbreitet an solchen Orten Reinlichkeit, eine kleine Grundlage von Wissen und mildere Gesinnung. Wenn bei den Tönen jener Gesänge die Frauen und Kinder davonliefen, um mitzusingen, dann pflegte Ah Tack überlegen zu lächeln und zu sagen: Das ist für die Frauen und Kinder! Und wenn ich ihn fragte: Geht ihr nicht auch dahin, so antwortete er: Oh nein, das

ist mir zu dumm! Auf meine Frage, was er selbst in solchen Dingen glaube, gab er zur Antwort: Es kann so sein, es kann aber auch anders sein. Wie soll ich das wissen? Mehr konnte man nicht aus ihm herausbringen.

Als ich Abschied nahm, zeigte sich die ganze Familie merkwürdig anhänglich gegen mich. Ehe ich wegging, machte ich eine Photographie von ihnen allen; zu diesem Zweck hatten sie sich in Feierkleider gesteckt: die Frauen hatten Kleider von glänzend schwarzem, taffetähnlichem Stoff mit weißen und hellblauen Unterkleidern angezogen, ebenso helle Strümpfe und gestickte Schuhe. Die Haare hatten sie vorn steif gescheitelt und nach hinten zum langen Zopf verflochten; das kleinste Mädchen, dessen Zopf noch recht klein war, hatte den Haarzopf durch einen Zopf von schwerer roter Seide verlängert, der, viel länger als das possierliche Wesen, ihm lang nachschleifte. In den Ohren hatten alle drei Frauen Gehänge und in den Händen hielten sie seidene Tücher. Der Mann selbst gönnte sich kein Feiertagsgewand. Ja! wenn er einmal sein Ziel erreicht hatte, vom Kaufmann los zu sein und viel Geld verdient hatte, dann wollte er nach San Francisco gehen, dort ein Kaufmann und reich werden und dann wollte er auch Feiertagsgewänder haben, so viel sein Herz begehrte. Als wir nach dem umständlichen Akt des Photographierens wieder ins Haus gingen, hielten sie eine kleine Abschiedsfeier, welche sie vorbereitet hatten. Sie boten mir Sherry an und Obst, schenkten mir einige Schachteln der kostbaren chinesischen Nüsse, eine Schachtel chinesischer Zigaretten und ein rotes und ein weißes seidenes Tuch. Dazu brannten sie allerhand Feuerwerk ab und machten viel Lärm. Es sei gut gegen die bösen Geister, meinte mit einem Male der Philosoph Ah Tack, als er mir noch ein Päckchen Räucherstäbe von Sandelholz überreichte. Seiner Erfahrung nach, belehrte er mich, nutze es manchmal, Schaden bringe es nie!

Der Grund, warum sich die Leutchen mir so anhänglich erwiesen, lag, abgesehen davon, dass ich ihnen viel Geld zu verdienen gegeben hatte, darin, dass ich freundlich gegen sie war und sie wie Menschen behandelte und nicht wie verworfene Tiere, wie das die Mehrzahl der jungen Amerikaner thun, die sie aufsuchen.

Zu einer solchen Behandlung liegt gewiss kein Grund vor; die kalifornischen Chinesen sind allerdings nicht die besten Repräsentanten des chinesischen Volkes; sie entstammen den niedersten Schichten und schwingen sich meist nicht weit über ihren Ursprung auf. Aber viel von ihrer Verschlagenheit und Tücke rührt von der Behandlung her, die sie überall erfahren. Wenn die Amerikaner ihre moralische Verworfenheit, wohl richtiger, ihre mit den unserigen oft nicht zu

vereinigenden Moralbegriffe, ihren Schmutz und ähnliches als Grund für Maßregeln gegen sie anführen, so ist das doch nur eine Ausflucht, eine Verteidigung vor dem eigenen angelernten Philanthropismus. Ein Volk, welches aus reiner Menschenliebe Kriege führt, kann doch nicht gegen einen Volksstamm vorgehen, ohne dass moralische Gründe vorliegen!

Ich glaube, jeder Einsichtige muss Maßregeln gegen die Chinesen-einwanderung billigen, wenn ihm nur die Notwendigkeit der Selbst-verteidigung des weißen Stammes klar gemacht wird. Die ungeheuren Volksmassen Chinas wären imstande, in kurzer Zeit den ganzen Westen Amerikas mit Einwanderern zu überfluten. Als Arbeiter trifft man die Chinesen trotz des Einwanderungsverbotes allerorten. Und sie vermögen es, durch ihre Billigkeit, Anspruchslosigkeit und Unter-würfigkeit an vielen Orten den amerikanischen Arbeiter zu verdrängen. Meist geschieht das für die Folgezeit nur zum Schaden der betreffenden Anstalten. Denn, wie jedermann weiß, ist der Durchschnittschinese ein guter Nachahmungsarbeiter, er macht genau, was man ihm vor-gemacht hat; aber er macht nichts von selbst, er hat auch kein mit-fühlendes Interesse an irgend einem Werk, an dem er mitschafft, ist also in vielen Beziehungen dem amerikanischen Arbeiter unterlegen, der mit hervorragender Intelligenz und viel Initiative arbeitet. Dazu kommt, dass der Chinese sich nicht assimiliert, sich für besser hält als den Weißen und daher stets ein Gemeinwesen im Gemeinwesen bildet. Fälle, wo sie im Lande bleiben und Familie haben, wie in Monterey, sind in Kalifornien Unika; haben sie etwas Geld verdient, so wandern sie sobald wie möglich wieder nach China. Die Chinesen-viertel der größeren Städte sind kaum zu überwachen und richtige Höhlen des Lasters und der Verbrechen. Geheimnisvolle Mordthaten und Beraubungen sind in ihrem Bezirke häufig, können aber nur selten aufgeklärt werden. Und noch dazu sind ihre Ansiedelungen mit ihrem Schmutz, ihren geschlechtlichen Ausschweifungen, ihrer thörichten und unvorsichtigen Krankenbehandlung gefährliche Herde für Seuchen und allerlei Krankheiten. Sie an Reinlichkeit zu gewöhnen und ihre Viertel in den Bereich der Stadthygiene hineinzuziehen, hat sich stets als unmöglich erwiesen. Alle diese Dinge machen die Chinesen in jedem Staat zu höchst unwillkommenen Ansiedlern.

In wenig Jahren waren in die pacifischen Staaten etwa 200 000 gelbe Männer eingewandert; und sofort begann sich der Hass und Widerwille gegen sie zu regen; ein Hass, der sich oft in blutigen Ausschreitungen äußerte und, wie man aus der üblichen Behandlung der Chinesen sehen kann, durch die Präventivmaßregeln der Regie-rung kaum gedämpft ist. Während im allgemeinen nur die rohen

Elemente sich gegen die wehrlosen Chinesen etwas erlauben, sagt auch der feinste, gebildetste, aber gesund empfindende Amerikaner des Westens gegenüber dem thörichten Philanthropen des Ostens: In China ist mir der Chinese ganz recht; in meinem eigenen Lande aber ist er ein verhasstes Unkraut, das ausgerottet werden muss!

XII. Kapitel

Die Meeresfauna von Kalifornien

Auf einer kleinen Landzunge, über den umbrandeten Felsen erheben sich die Gebäude der biologischen Station von Pacific Grove, gut und zweckmäßig gebaut und eingerichtet. Als Baumaterial diente das Holz der Sequoia, dessen rötliche Farbe und angenehmer Geruch neben der Eigenschaft, kaum in Brand zu geraten, es als Bauholz ebenso schön wie nützlich erscheinen lassen.

Von hier aus machte ich meine Exkursionen, hier suchte ich mir eine möglichst weitgehende Kenntnis der Tierwelt des Golfes zu verschaffen, über dessen weite Fläche von meinem Arbeitszimmer mein Blick bis an die jenseitige Küste schweifte. Er erinnerte mich immer wieder an die ebenso schönen Tage, die ich unter ganz ähnlichen Umständen vor kurzer Zeit in Neapel verbracht hatte. Ja, eines Tages täuschte ein furchtbarer Waldbrand auf den Bergen der jenseitigen Küste sogar die Rauchsäule des Vesuvs vor!

Die Gewässer, welche da vor mir lagen, sind für den Naturforscher eine schier unerschöpfliche Fundgrube. Eigenartige Formen treten dem Zoologen wie dem Botaniker entgegen, mögen sie nun die

Hopkins Marine-Laboratory.

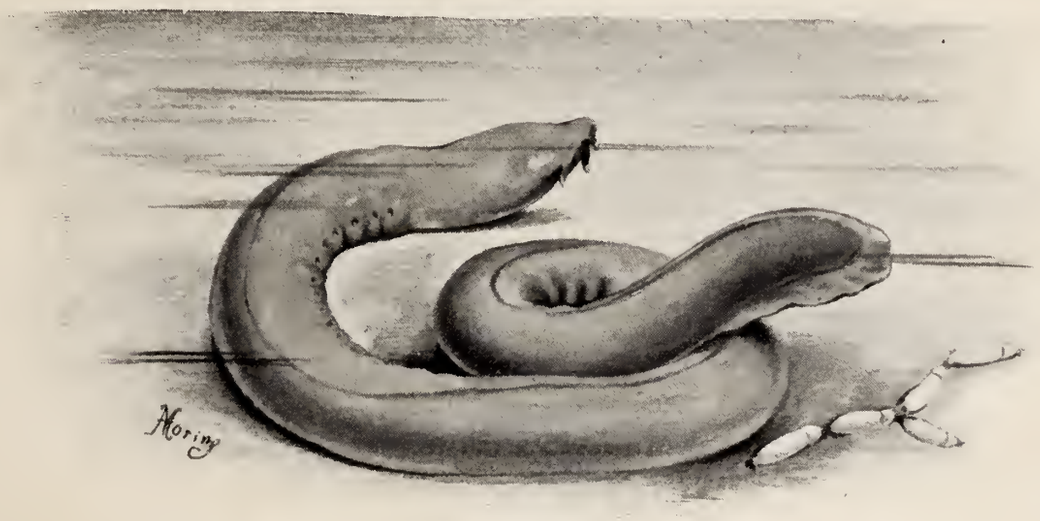
Gestaltungen der Organismen, deren Entwickelung oder die Systematik und geographische Verbreitung oder endlich die Lebenserscheinungen zu ihrem besonderen Arbeitsgebiete erwählt haben.

Die Inselchen und Klippen der Küste entlang sind mit brüllenden Herden von Robben und Seelöwen bedeckt, deren seltsames Gebaren und wilde Kämpfe man vom Festlande aus leicht beobachten kann. Sie teilen ihre wogenumbrandete Ruhestätte mit unendlichen Scharen von nistenden Vögeln: mit Möven, Tauchern und Cormoranen. Deren Nester und Eier bedecken zu Tausenden den Boden jener Felseninseln, und wenn er an einem ruhigen Tage die Landung zuwege bringt, so kann der Embryologe sich von dort überreiche Ausbeute mitnehmen.

In der Morgenfrühe sah ich oft von meinem Arbeitszimmer aus von dem Spiegel der Bai hohe Strahlen von Dampf und Wasser wie Springbrunnen in die Höhe steigen; es waren dies die Atemstrahlen von Walfischen. Die Riesen des Meeres kamen früher sehr häufig in die angrenzenden Meeresteile; Monterey war eine nicht unbedeutende Walerstation. Noch steht dort am Strande eine mittelgroße Thranküche, in welcher früher der Speck von Hunderten von Walen ausgekocht wurde. Aber der Raubbau, den die Amerikaner auf alle ihre nützlichen Naturprodukte ausüben, mit dem sie die Büffel ausrotteten, die Pelzrobben dem Untergange nahe brachten und ihre schönen Wälder gefährden, dezimierte auch die Wale in diesen Gewässern so sehr, dass der Fang heutzutage nicht mehr lohnt.

Ein ähnlicher Vernichtungskrieg wird gegen die Seefische geführt, allerdings in diesem Falle ohne bisher eine bemerkenswerte Abnahme derselben herbeigeführt zu haben. Alljährlich langen zu bestimmten Zeiten an der mittelkalifornischen Küste riesige Bänke von verschiedenen Fischarten an, so wie bei uns in der Nordsee die Heringe, in der Adria die Thunfische. Hier sind es vor allem Züge von Dorschen und Salmen (die verschiedenen Arten von Sebastichthys und Oncorrhynchus), deren Eintreffen die Fischer des Küstengebietes in Aufregung versetzt. Wie fast die gesamte Fauna des Golfes von Monterey, so sind auch diese nützlichen Gäste dem kalten arktischen Strome zu verdanken. Die Scharen von Salmen sind zwar nicht so riesig, wie sie sich weiter nördlich um die Mündungen der großen Ströme drängen, aber ihr Fang ist immerhin so gewinnbringend, dass ich keinen Fischer mehr für meine Zwecke haben konnte, als die Salme angekommen waren; da waren die Chinesen von früh bis spät mit ihren Kähnen auf dem Wasser draußen und kamen am Abend mit tief von der Last der Beute eingetauchten Fahrzeugen nach Hause. Mancher von ihnen hatte einen Tagesgewinn von 60—75 Dollars in

dieser Zeit zu verzeichnen; damit konnte ich für meine wissenschaftlichen Zwecke natürlich nicht konkurrieren und so musste ich schließlich, von den Salmen gezwungen, diesen Arbeitsplatz verlassen. Vorher war es mir aber noch gelungen, den Hauptzweck meiner Reise zu erreichen, nämlich die Entwickelung eines der niedersten Vertreter der fischähnlichen Tiere zu studieren. Es ist dies die Bdellostoma, ein Schleimfisch, welcher unserem Flussneunauge nahe verwandt ist und als eines der niedersten Wirbeltiere schon seit Jahrzehnten ein hohes Interesse von Seiten der Naturforscher genießt. Diesen Teil meiner Ausbeute habe ich vor allen Dingen den geschickten chinesischen Fischern zu verdanken, deren Intelligenz, wo es Geld zu verdienen giebt, zu den äußersten Leistungen sich anspannt, und deren Geschicklichkeit man auch manches Kunststück zumuten kann, bei



Bdellostoma stonti Lock.

dem man von unseren europäischen Fischern im Stich gelassen werden würde. Der eigentümliche Schleimfisch, in seinem äußeren Umrisse fast einer Schlange oder einem Wurme gleichend, wird 30—50 cm lang. Er bewohnt den schlammigen Grund des Meeres in Tiefen von etwa 150 m. Seine nächste Verwandtschaft ist über die ganze Erde verbreitet, vor allen Dingen aber in den subarktischen und subantarktischen Gegenden. Schon lange hat man an der norwegischen Küste nach den Eiern und Embryonen der nächstverwandten Gattung Myxine gefahndet, und bisher waren nur wenige reife Eier, noch gar keine Embryonen gefunden worden. An der westamerikanischen Küste waren schon einige Funde, so gerade in Monterey, gemacht worden; aber vor meiner Reise war noch keine genaue Untersuchung der Embryologie dieses Tieres vorgenommen worden.

Das Tier legt seine seltsam gestalteten Eier in der Meerestiefe ab; daher sind sie so schwer zu erreichen. Und auch in Kalifornien wäre

es nicht leichter gewesen, hätte nicht Bdellostoma die besondere Gewohnheit ihre Eier abzulegen, während sie um sich einen regelrechten Beutel aus Schleim ausscheidet. Längs der Seiten ist nämlich das Tier mit zahlreichen Schleimdrüsen versehen, aus welchen es einen zähen Schleim absondert. In dem Schleimbeutel bleiben nun die Eier leicht hängen: sie selbst hängen untereinander mit Häkchen zusammen, der Schleimbeutel hängt an dem Fische und wenn dieser an die Grundangel angebissen hat, so wird alles zusammen heraufgezogen.

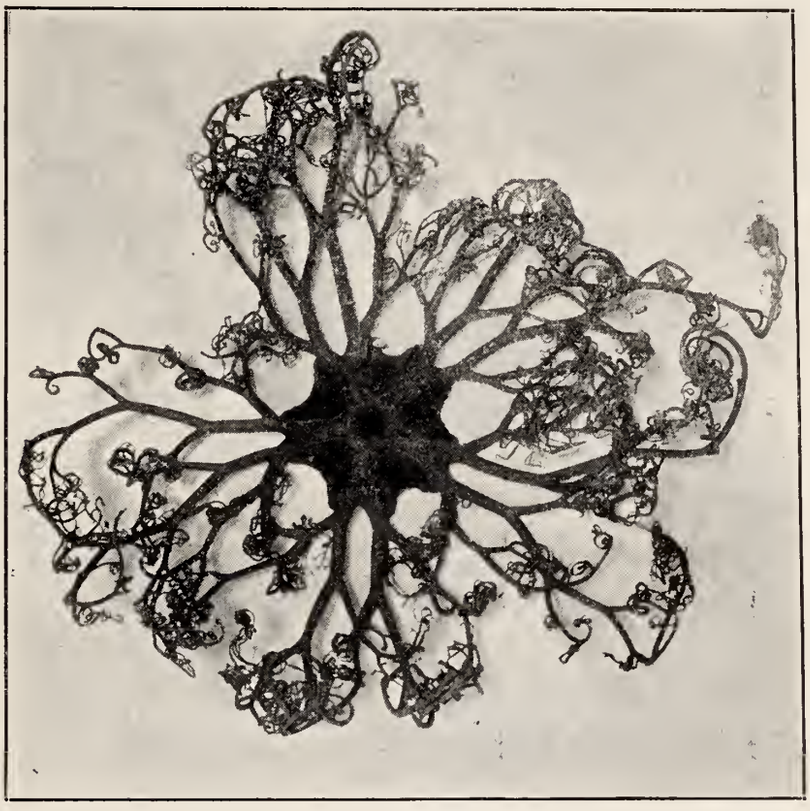
In den Eiern entwickeln sich dann die Embryonen, welche wie junge Schlangen durch die hornartige Schale durchscheinen. Bdellostoma besitzt noch eine weitere Eigentümlichkeit: sie gehört zu den wenigen Schmarotzern unter den Wirbeltieren. Ich selbst konnte die früher viel bezweifelte Thatsache konstatieren, dass sie sich in den Leib noch lebender Fische einbohrt und dieselben ausfrisst. Als ich eines Tages mehrere Schleimfische zusammen mit Zitterrochen, Rochen und Dorschen in mein Laboratorium etwa $^1/_2$ Stunde weit transportiert hatte, war ich sehr überrascht, bei der Ankunft keinen Schleimfisch mehr zu entdecken. Sie waren alle in die anderen Fische eingedrungen, und selbst den Zitterrochen hatte sein elektrisches Organ nicht zu schützen vermocht.

Bei dieser unheimlichen Thätigkeit dienen der Bdellostoma eine Anzahl von Hornzähnen und die sehr bewegliche Mundhöhle, welche mit Hilfe eines gewaltigen Muskels fast ganz ausgestülpt werden kann. Mit den Zähnen hakt sich das Tier an dem Opfer fest und indem die Zunge fast wie der Stempel einer Saugpumpe wirkt, saugt es sich in dasselbe hinein.

Die Fischfauna der Küste bietet noch eine Menge des Interessanten: eine seltsam gestaltete Chimaera (Ch. colliei), deren bisher noch nicht bekannte Eier ich ebenfalls mitbrachte und deren Entwickelung nunmehr von einem amerikanischen Naturforscher studiert worden ist. In der Schlussvignette des Kapitels hat der Künstler das Bild des Tieres festgehalten.

Den Fang der niederen Tiere musste ich selbst besorgen, soweit nicht die Chinesen mir gelegentlich etwas mitbrachten oder ihre Kinder mir an den Felsen einige angeschwemmte Dinge zusammenlasen. Früh morgens, wenn die Ebbe weit zurückgetreten war, galt es, auszuziehen und am Gestade entlang die Felsen, die Tümpel, in denen das Seewasser zurückgeblieben war, und die Algengebüsche am Ufer abzusuchen. Besonders in den letzteren wimmelten vielgestaltige Krebse, welche zum Teil in Form und Farbe den umgebenden Seepflanzen so sehr ähnelten, dass es große Mühe und emsiges Suchen

kostete, sie aufzufinden. Einige Krabben waren besonders gut angepasst; eine derselben (Epialtus productus Rand.) war infolge ihrer olivengrünen Färbung und des öligen Glanzes ihrer Oberfläche kaum in den Blasentangbüscheln zu sehen; eine andere (Oregonia gracilis Dana) war selbst mit Hilfe von hakenförmigen Dornen über und über mit Stücken der Pflanzen bedeckt, zwischen denen sie sich bewegte. Seesterne und Schlangensterne kletterten mit ihren eigentümlichen Bewegungen zwischen den Steinen herum. In den Ebbetümpeln lagen Seewalzen von leuchtender Färbung, streckten Röhrenwürmer und Seeanemonen ihre zarten Arme im klaren Wasser aus. Auch Schnurwürmer und Plattwürmer waren nicht selten; jene, zum Teil in grellen Farben gebändert, boten einen seltsamen, schlangenähnlichen Anblick. Zwei bedeutsame Eigentümlichkeiten fallen dem Naturforscher bei der Betrachtung der kalifornischen Uferfauna auf: einmal ihr vorwiegend arktischer Charakter und ferner die Ausbildung einer ausgeprägten Brandungsfauna.



Kalifornischer Schlangenstern.
(Medusenhaupt, Gorgonocephalus caryi Verr.)

Zwar liegt Monterey an derjenigen Stelle, wo die Tierwelt des nördlichen Kaliforniens mit derjenigen des südlichen sich zu vermengen beginnt. Bis hierher gehen von Süden wie von Norden nicht wenige Arten, welche in beiden Richtungen weiterhin nur noch ganz vereinzelt vorkommen; aber deutlich herrscht hier noch das nordische Element vor; dies hat seine Ursache in dem Einfluss der kalten Strömung, wie ich schon oben bei der Besprechung des kalifornischen Klimas erörtert habe.

Wäre diese Eigentümlichkeit nicht schon aus dem Vorkommen von vielen gleichen Arten an den Küsten von Alaska und Kalifornien erkennbar, wir könnten sie aus einer merkwürdigen Eigenschaft zahlreicher kalifornischer Küstentiere erschließen. In den arktischen und antarktischen

Meeren kommt bei vielen Tieren, deren nächste Verwandte ihre Eier frei ablegen, oder welche sogar frei umherschwimmende Larven erzeugen, Brutpflege vor. Der mütterliche Organismus beschützt seine Jungen, bis sie die Fähigkeit erlangt haben, selbst für sich zu sorgen.

Das kommt nun in Kalifornien bei vielen niederen Tieren vor: bei Stachelhäutern, bei Aktinien u. s. w. So fand ich einen kleinen Seestern, dessen zusammengeschlagene sechs Arme fast immer ein Paket von Eiern und Brut umhüllten. Noch eigentümlicher war eine sehr häufige Aktinie (Epiactis prolifera), deren Junge wie ein Kranz an der Oberfläche der Mutter in seichten Gruben angesiedelt waren: ein interessanter Übergang zu anderen Formen, welche ihre Brut in tiefen Taschen hegen.

Diesen und ähnlichen Fällen schließt sich wohl auch die oben geschilderte Brutpflege von Bdellostoma an, ebenso wie die noch merkwürdigere Thatsache, dass die kalifornische Küste eine Familie von Fischen beherbergt, welche lebendig gebärend sind (die Embiotociden).

Dass die kalifornische Küste eine Brandungsfaune beherbergt, darf uns nicht verwundern: teilt sie doch diese Eigenschaft mit fast der ganzen amerikanischen Westküste von Alaska bis Chile. Die gewaltige Flutwelle, welche über den stillen Ozean heranstürmt, erzeugt eine ungeheure Brandung, außerdem ist der Gezeitenunterschied ein sehr großer, es wäre eher verwunderlich, wenn diese elementaren Gewalten keinen Einfluss auf die Tierwelt hätten.

So sehen wir denn eine eigenartige Tierwelt die Gezeitentümpel beleben: Krebse, Würmer, Mollusken, Fische, welche alle Anpassungen an den Wechsel der Fluten zeigen.

Besonders eigenartig war eine Art von kleinen Fischen, welche in den Ebbetümpeln häufig vorkamen und durch ihre Geschicklichkeit die Jagd auf sie außerordentlich schwierig machten, da man besonders wegen der Ungunst des Terrains — alle diese Beutezüge fanden zwischen den zerrissenen Strandfelsen statt und erforderten allerhand Kletterkünste — jeden Moment erwarten konnte, von zackigen Felsbrocken oder in tiefe Tümpel zu stürzen. Der kleine Fisch war eine Art von Meergrundel, deren Bauchflossen zu einer Saugscheibe umgebildet sind. Er schoss behende in den Tümpeln umher, war er einmal erwischt, so wusste er mit unglaublicher Gewandtheit der Hand zu entrinnen; fiel er auf den Boden, so schnellte er sich mit kräftigen Schwanzschlägen in hohem Bogen ins Wasser zurück, wo er sich bald unter überhängenden Steinen verbarg. Indem er sich hier, mit dem Bauch nach oben, an der Unterseite des Steines festsaugte,

entging er der Gefahr, durch die wechselnde Wogenbewegung wieder hervorgespült zu werden, und war für Hand und Netz unerreichbar — und, was für ihn noch wichtiger ist, da er wohl nicht häufig einen Naturforscher zum Verfolger hat, auch vor den Nachstellungen seiner schlimmsten Feinde, der Wasservögel, gesichert.

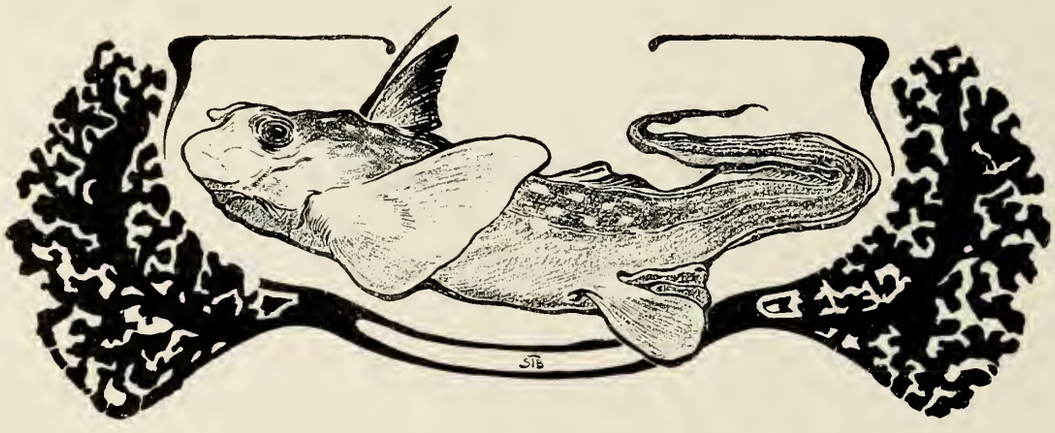
Die typischen Brandungstiere sind alle befähigt, sich an den Felsen festzuklammern oder anzusaugen; ihre Körperoberfläche ist glatt, meist flach und lässt die Macht oder Brandung ohne Schaden abgleiten. Krabben, Würmer, einige Stachelhäuter, welche ganz besondere Anpassungen zeigen, setzen diese Fauna zusammen. An der kalifornischen Küste aber wird sie vor allem durch eine Abteilung des Tierreiches, welche ich noch nicht erwähnt habe, deren zahllose Vertreter aber vor allem die Tierwelt dieser Küste charakterisieren, die Weichtiere oder Mollusken, vertreten. Und von diesen sind es hauptsächlich die niedersten Gattungen der Schnecken, welche hier häufig sind. In zahlreichen Arten sind an der ganzen Westküste von Amerika, von Alaska bis Patagonien, die Käferschnecken (Chitonen) verbreitet. Während in den europäischen Meeren nur sehr kleine Arten vorkommen, erreichen sie hier die Größe eines Maulwurfs. Bei Monterey allein kommen etwa 23 Spezies vor, welche, an den Felsen angesaugt, in der Ebbe-Flutgrenze ein wenig bewegliches Leben führen und weithin in großen und kleinen Exemplaren die Steine wie zierliche Ornamente bedecken.

Typische Brandungsbewohner sind ferner die Arten von Haliotis, dem Meerohr, dessen rote, schwarze oder perlmutterfarbene Schalen in geschliffenem Zustand zu Tausenden die Rauchtische europäischer Wohnungen als prächtige Aschenbecher zieren. Die meisten derselben kommen von Ostasien, aber auch hier in Kalifornien hat man begonnen, sie zu verwerten, und verfertigt aus Stücken der Schale allerhand zierliche Schmuckgegenstände. Die unförmlichen Träger der eleganten, glänzenden Schalen finden sich ebenfalls an den Felsen angesaugt, von wo sie mit aller Gewalt ohne Verletzung ihres Körpers nicht abgelöst werden können. In ähnlicher Weise sind viele Fissurellen und Patellen an das Leben in der Brandung vorzüglich angepasst.

In allen diesen Gruppen herrscht in der Uferzone der kalifornischen Küste eine außerordentliche Formenfülle, während die Sandfauna eine viel ärmere ist.

Die Tierwelt des freien Wassers, der Auftrieb oder das Plankton, weist ebenfalls viele arktische Formen auf; doch ist dieselbe viel mehr von den gerade herrschenden Strömungen abhängig. Während es an einem Tage von Medusen, Pfeilwürmern, den Larven der verschiedenen

Ufertiere wimmelte, war am nächsten die Oberfläche von Millionen von Urtieren bedeckt, Geißeltieren und Infusorien, von denen besonders eine Art, Noctiluca miliaris, bei Tage das Wasser vollkommen rötlich färbte, bei Nacht die Fläche in zauberischem Meerleuchten erglühen ließ.



XIII. Kapitel

Bei den Holzfällern im kalifornischen Wald

Kaliforniens Stolz sind seine uralten Baumriesen. Zwei Arten von ungeheuren tannenartigen Bäumen erfüllten in früheren Zeiten die Thäler und Berghänge weiter Gebiete des Goldlandes und zwar die eine, Sequoia (Wellingtonia) sempervirens, vorzüglich die Küstengebirge, während die andere, S. gigantea, auf die hohen Sierren des Innern beschränkt war. Und so war in einer nicht sehr entlegenen Epoche der Erdgeschichte auch das mittlere und südliche Kalifornien mit Urwald bedeckt, wie es jetzt noch in Nordkalifornien der Fall ist. Jetzt ist der Gesamtcharakter Kaliforniens nicht mehr der eines Waldlandes, denn die Waldgebiete der beiden Bergketten sind durch sommerdürre und waldlose Distrikte geschieden. Steppe, Wüste und die fruchtbaren Ebenen mit ihren wogenden Feldern und lichten Hainen immergrüner Eichen erfüllen den größten Teil der Oberfläche des Landes. Aber die Wucht des Eindrucks, welche die majestätische Pracht seiner Wälder auf jeden Beschauer macht, ist so überwältigend, dass man sich jene Thatsache immer wieder vorhalten muss, um nicht Kalifornien das Land der Wälder zu nennen.

Die gesetzmäßige Verteilung der großen Waldungen hat ihre Ursache in den meteorologischen Verhältnissen und äußert sich am auffallendsten gerade bei den Mammutbäumen. Die eine Art (S. gigantea) ist heutzutage nirgends mehr in geschlossenen großen Wäldern zu finden. Ihre Haine bestehen aus zählbaren Mengen von Stämmen, die kleinen aus wenigen Hundert, die größten aus wenigen Tausend Bäumen. Sie alle finden sich in der Sierra Nevada und zwar in einer Region, welcher häufige Niederschläge ein feuchtes Gebirgsklima verleihen. Sie folgen in ihrer Höhenverbreitung dem Bereich dieses Klimas, und während sie im nördlichen Teil des Gebirges in einer Höhe von etwa 1600 m gedeihen, finden sie weiter südlich am Kingsfluss die Bedingungen zur üppigen Entfaltung erst bei 2500 m Höhe. Ueberall aber ist der Nachwuchs gering und trotzdem sie durch staatliche Gesetze vor der industriellen Vernichtung geschützt sind, sind diese Riesen des Pflanzengeschlechts mit derselben Gewissheit wie z. B.

die Elefanten dem Aussterben verfallen; der Grund zu diesem Verhängnis ist gänzlich rätselhaft und nicht etwa wie bei jenen tierischen Riesen eine Verschuldung des Menschen. Bei dem hohen Alter, welches sie zu erreichen befähigt sind, ist ihr Verschwinden denn wohl auch auf Jahrhunderte hinausgeschoben und unter dem Schutze des Staats werden sie noch eine lange Zeit hindurch allen Besuchern des Yosemitethals einen erhabenen Genuss darbieten, wenn nicht ein jähes Ereignis sie vor der Zeit vernichtet.

So herrscht denn in den Hainen der Mammutbäume im Hochgebirge eine feierliche Stille, welche nur im Sommer durch Touristen und dergleichen Volk unterbrochen wird; dort tönt kein Axtschlag und die Wasser der Gebirgsbäche können zu Thal eilen, ohne gezwungen zu werden, die Räder der Sägemühlen zu treiben. Wie anders ist dies in den Thälern des Küstengebirges, wo die Sequoia sempervirens, das »Redwood«, noch sehr große Bestände bildet! Ich schlug mich von S. Cruz landeinwärts in das Gebirge, um hier die urwüchsige Natur zu genießen, wo sie, von den Stätten der Kultur rings umgeben, dennoch ihre jungfräuliche Unberührtheit erhalten hat. Am Nachmittag war ich in einem Thal angelangt, durch welches ein Fluss sein klares Wasser zum Meere niederschickte. Der angelegte Weg und selbst eine neue Bahn folgen hier den Spuren der Holzfäller. Riesige Haufen gesägten Holzes verbargen zunächst den Anblick einer Ortschaft, welche, an der Vereinigung dreier Bäche zu jenem Flüsschen, auf einer Waldlichtung gelegen ist. Diese Lichtung ist erst vor wenigen Jahren entstanden; noch fügen sich ringsum die Riesenstämme des Waldes zu einer düsteren Mauer zusammen und zwischen den Häusern des Dorfes steigen noch einzelne Bäume und Gruppen von stehengebliebenen Prachtexemplaren turmgleich zum Himmel auf. Die Häuser von »Boulder Creek« sind alle aus dem Holz des umgebenden Waldes errichtet; seine Bewohner setzen sich zusammen aus Holzknechten und Fuhrleuten und denjenigen, welche notwendig sind, um diese zu speisen, zu tränken, zu kleiden u. s. w. Die drei Thäler, welche sich ins Gebirge verlieren, beherbergen jedes eine Sägemühle; somit hat jedes einen leidlich gebahnten Weg, und diese Wege beginnen der eindringenden Kultur die Pfade zu weisen.

Ich bestellte mir in dem einfachen Wirtshaus ein Zimmer für die Nacht und machte mich sogleich wieder auf den Weg, den Wald zu sehen. Ich wählte aufs Geratewohl eines der Thäler und hatte das Glück, das kürzeste zu treffen, dasjenige, welches mich rasch an seiner Sägemühle vorbei in den tiefen Wald führte. Ich kletterte auf verlassenen Pfaden am Berghang dahin, während allmählich ein milder Abend den Himmel erglühen ließ. Aus der düsteren Tiefe stiegen die

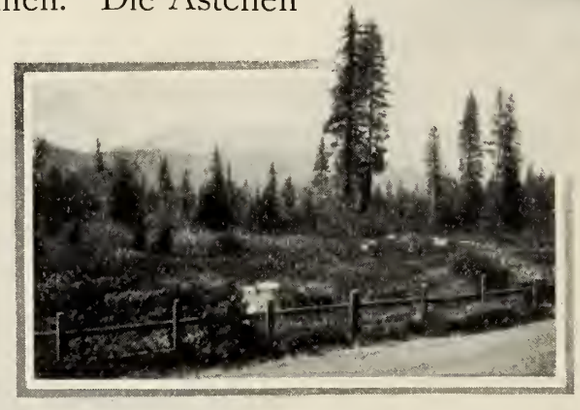
kerzengeraden Stämme zu mir wie Säulen herauf. Beugte ich mich über den Hang, so konnte ich in dem feierlichen Dunkel dort unten kaum etwas erkennen. Das Gewirre der Büsche und Farnkräuter, welches neben mir hoch aufstieg, erschien dort unten wie eine kurze Rasendecke. Die Sonnenstrahlen vermochten nicht in den dichten Wald einzudringen, nur hier und da sah man einen Lichtschein auf dem Wasser des brausenden Wildbachs aufblitzen.

Ununterbrochen dehnte sich dieser majestätische Forst meilenweit aus, ausschließlich aus den schönen Stämmen der Sequoia sempervirens gebildet. Wie die Stützen einer mächtigen Säulenhalle, so erhoben sich weithin die schlankgewachsenen Bäume. Aber trotz der gewaltigen Höhe und Dicke, welche die Mehrzahl der Stämme erreichte, war der Gesamteindruck vertraut und heimatlich. Denn der schlanke, tannenartige Wuchs, das frische Grün der Nadeln, das üppige Unterholz, die bemoosten Steine hier und da auf dem Waldesboden: all' das erinnerte an die geliebten Wälder der heimatlichen Alpen. Zudem fehlte in der grenzenlosen Einsamkeit jegliches Maß menschlicher Verhältnisse: es gab kein Haus, keinen Wanderer und kein grasendes Tier, an dem man die Höhen der Wipfel, die Riesendicke der Stämme hätte ermessen können.

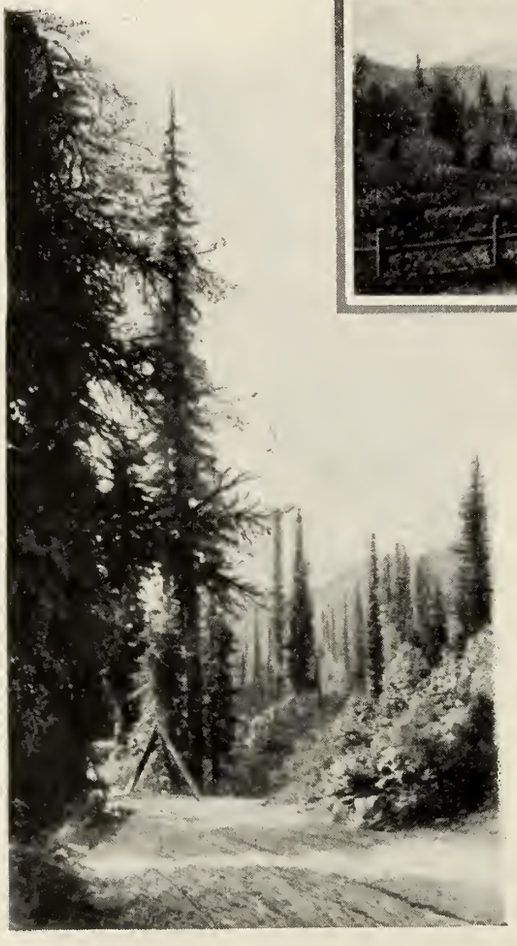
Aus dem dichten Forst trat ich in ein Thal ein, dessen Fläche vom Wald durch einen verheerenden Waldbrand entblößt worden war. Nun sprosste auf dem Boden ein üppiges Gebüsch, welches einen Überblick nur gestattete, wenn man hoch auf einen zurückgebliebenen, halbverkohlten Baumstumpf hinaufkletterte. Da sah man vor sich die traurigen Reste eines Waldes, den die Macht der Elemente zerstört hatte. Wie riesenhafte, erloschene Fackeln ragten noch einzelne, gänzlich astlose Stämme bis zu 30 m Höhe empor, andere waren vom Sturme gebrochen und, in wirren Haufen den Boden bedeckend, begannen sie, schon vermodernd, den Boden für neue Baumgeschlechter zu düngen. Das ist das Erfreuliche in dem von dem natürlichen Feuer zerstörten Redwoodwald, dass frischer Nachwuchs emporgrünt und die Natur, ihr Vernichtungswerk bereuend, neues erstehen lässt. Das Feuer hat auch nicht allen Bäumen etwas anhaben können; zum Teil sind gerade die stärksten und ältesten Riesen am Leben geblieben. Die emporleckenden Flammen haben wohl bis zu einer Höhe von 40—50 m alle Äste zerstört. Was aber darüber sich ausbreitete, zeigt die ungeschwächte Kraft des frischen Grüns. Durch den neuen Trieb ist allerdings das äußere Aussehen der Bäume sehr abweichend vom Typus geworden. Dass der unter normalen Umständen aufgewachsene Rotholzbaum, wenn er freisteht, bei allem Übermaß seiner Dimensionen dennoch schlank und graziös wirkt, liegt vor allem an den schönen

Umrissen seiner Krone. Man findet nichts unnatürlich monströses an seiner Höhe, sie erscheint so selbstverständlich wie die Kleinheit des Mooses; denn mühelos gleitet das Auge an seinen ebenmäßigen Formen entlang bis zum luftigen Wipfel. Die starke Skulptur der Rinde gemahnt an die Kanneliérungen einer Säule; in der Regel ist der Stamm bis zu einem Fünftel oder Sechstel der Höhe sichtbar, dort stößt an das kräftige Rotbraun seiner Rinde das zarte, duftige Grün der Nadelkrone, welches viel heller ist als bei unsern Tannen. Die Ästchen zeigen ein krauses,

Neue Siedelung.



Gerodeter Wald.



Nach einem Brand wieder ergrünter Wald.

dichtes Gefüge, welches eher an Cypressen erinnert denn an die deutschen Nadelbäume.

Stehen die Bäume im dichten Walde geschart, so beginnen die Äste erst in bedeutenderer Höhe sich auszubreiten; unterhalb giebt es nicht so viel dürre Äste wie in unserm Nadelwald. Ragen in einem solchen Walde weithin die hohen Säulen zum Himmel, so wandelt der Mensch in dem ehrfurchtgebietenden Schatten dieser Tausendjährigen als ein Geringer und Armseliger dahin.

Ein Rotholzbaum, welcher nach einem Feuerschaden wieder ergrünt, sieht aber meist ganz anders aus. Bäume, deren sämtliche Äste abgebrannt waren, schlagen wieder aus und treiben nun von oben bis unten an ihrem ganzen Stamme kleine, grüne Äste. Das bietet zunächst einen ganz seltsamen Anblick, wie die hohen Säulen gleichsam mit einer dichten Moosdecke überzogen dastehen. Doch bald treiben die Äste stärker und der Baum wird zu einem schlanken, spitz zulaufenden Nadelholz: einem ganz von dem ursprünglichen Typus abweichenden Gewächs. So stand auch jene Waldlichtung voll dieser neugeschaffenen schlanken »Cypressen«,

Kalifornischer Urwald. (Sequoia sempervirens.)

deren dunkle Silhouetten sich jetzt scharf vom glühenden Abendhimmel abhoben.

Eilends suchte ich aus dem wilden Wald meinen Weg zum Dorf zurückzufinden. Der aufgehende Mond schuf mit seinem scharfen Licht seltsame Bilder, welche besonders eigenartig wurden, als ich mich der Ortschaft selbst näherte. Eine Gruppe riesenhoher Rotholzbäume, welche isoliert stehen geblieben und von kleineren Bäumen umgeben war, bot einem kleinen Lager Schutz vor den Unbilden der Witterung. Aus der Ferne sah man mehrere Lagerfeuer leuchten, deren Licht sich phantastisch mit dem Mondschein vermischte. Als ich näher kam, erkannte ich einige Zelte und mit Leinwand überspannte Wagen; am Rand des Haines weideten ein halb Dutzend Pferde, welche neugierig die Ohren mir zudrehten und durch leises Schnauben mein Nahen ankündigten. An den Feuern wurde gekocht, Frauen und Männer gingen ab und zu, während Kinder zwischen den Stämmen spielten. Ein Mann setzte sich auf die Wagendeichsel und begann auf einer Ziehharmonika zu spielen. Da hatte ich das Urbild einer Auswandererfamilie, ich konnte mir ausdenken, wie sie voll Hoffnung der neuen Heimat entgegenfahren, wie sie sehnsüchtig der alten gedenken und doch — war alles anders! Es waren keine Auswanderer, sondern Touristen! Der echte Amerikaner liebt in seiner Unruhe das Wandern, und aus dem raffinierten Luxus seiner Großstädte flüchtet er sich mit Vorliebe in die einsamste Natur. Oft sucht der Reichste seine sommerliche Erfrischung unter den allerprimitivsten Verhältnissen: in einem gewöhnlichen Planwagen, der aber in seiner inneren Ausstattung nicht eines gewissen Komforts entbehrt, fährt er, mit der Flinte in der Hand, als »Camper« in die Berge und Wälder und sucht in der wilden Natur seine Großstadtnerven wieder aufzufrischen.

Ein Hund schlug an; indem ich vorbeischritt, rief ich den Fremden einen Gruß zu und dazu: Don't burn the wood! ein Zuruf, der in der Gegend gebräuchlich ist. Denn diese Campers sind die größte Gefahr für die Wälder. Sie haben durch vernachlässigte Lagerfeuer schon manchen herrlichen Wald zerstört; auch jener, dessen Reste ich am Abend auf der Lichtung gesehen hatte, war einer solchen Unvorsichtigkeit erlegen.

Als ich dann in das Gasthaus kam, fand ich die Gäste in einer wunderlichen Gruppe vereinigt; trotzdem sie an der Bar eine Menge der stärksten Getränke zu sich genommen hatten, waren es doch stille Leute, welche alle mit der größten Geschäftigkeit um einen merkwürdigen Apparat herumstanden: es war dies ein Hazardspielautomat, ein großer Kasten, in den man oben eine gewisse Summe hineinwarf und aus welchem, nachdem man an einer Kurbel gedreht hatte, unten

Waldverwüstung in den Red Woods.

entweder ein Vielfaches des Einsatzes oder nichts herauskam. Viele verspielten da an einem Abend ihren ganzen Tagesverdienst, alle standen sie mit glühenden Köpfen und gierigen Augen um den merkwürdigen Apparat herum. Es war eine nicht ganz unverdächtige Gesellschaft und ich vergaß an jenem Abend nicht, den Revolver unter mein Kopfkissen zu legen.

Am nächsten Morgen wanderte ich im frohen Sonnenschein in eines der anderen Thäler, um die Sägemühlen selbst in Thätigkeit zu sehen. Das Thal aufwärts war der Wald schon verwüstet; um den Weg erhob sich Gebüsch und nur diejenigen Bäume waren stehen geblieben, deren Holz durch Verkrümmung oder spiralige Verdrehung während des Wachstums minderwertig geworden war. Bald kam ich an einer verlassenen Sägemühle vorbei: sie war unbrauchbar geworden, da der Wald sich zu weit von ihr zurückgezogen hatte. Hier und da begannen Farmen sich zu erheben, aber meist lag das Land noch wüst. Die rasche Entwaldung hatte den Boden sehr trocken gemacht; auf dem Weg lag der Staub fußhoch und wurde durch Sprengwagen mit Wasser begossen, um die Holzfuhrwerke vor dem Steckenbleiben zu bewahren. Endlich nahte ich wieder dem Wald. Schon von ferne schallte das Getöse von Axthieben, das Schnarren von Sägen herüber und dann mischte sich schließlich in das Brausen des Waldbaches das Zischen und Schrillen der Sägemühle.

Schon breitete sich um diese selbst wieder eine weite Lichtung. Sie stand im Schatten einer Gruppe gewaltig hoher Sequoien, neben welchen einige große Ahornbäume klein und zwerghaft standen.

Stöße von Brettern und Balken erhoben sich meterhoch zu beiden Seiten des Weges und unablässig wurden Wagen beladen und fuhren mit starken Holzlasten das Thal abwärts, während leere Fuhrwerke zurückkamen. Die Sägemühle wurde jetzt in der wasserarmen Zeit mit Dampf betrieben; es war eine offene Halle, welche eigentlich nur gerade eben die Maschinen vor den Unbilden der Witterung schützte, alles war darauf berechnet, dass man es rasch abbrechen konnte, um wieder nachzuwandern, wenn der Wald in der Umgebung erschöpft war. Der Zeitpunkt schien nicht sehr entfernt zu sein; denn rings umher war alles niedergehauen und in der schrecklichsten Weise verwüstet, ein wahrhaft fürchterlicher Kontrast zu dem herrlichen Urwald, den ich am Abend vorher gesehen hatte. Auch hier hatte vielleicht noch vor sechs Monaten der gleiche frische, köstliche Wald gestanden, jetzt wirbelte zwischen den dürren Baumstümpfen der Staub in die Höhe, unerträgliche Hitze herrschte auf der Lichtung und dazu gesellte sich der betäubende Lärm der menschlichen Arbeit. Alle Freude an dem Fortschritt der Kultur wird einem durch diese kurzsichtige Schonungslosigkeit vergällt.

Oben am Bergeshang waren die holzhauenden Pioniere der Kultur beschäftigt, ein ganzes Heer von Arbeitern war mit Sägen und Äxten thätig und in kurzen Abständen sah man immer wieder einen der Riesen des Urwaldes an langen Tauen geleitet zu Boden sinken oder krachend niederstürzen. Von ihrem Orte aus wurden die Stämme, nachdem alle Äste abgehauen waren, von Pferden zu einem gestauten Bach geschleppt und auf dessen Wellen gelangten sie polternd zur Sägemühle hinab, wo die kreischende Kreissäge sie in lange Bretter zerlegte. Die ganze Umgebung der Mühle war von dem süßen aromatischen Duft des Holzes erfüllt, dessen schöne rosenrote Farbe es dem Cedernholze ähnlich erscheinen lässt. Es ist aber viel gröber in der Struktur und mehr zu Bauholz als zu feineren Zwecken geeignet. Zu ersterer Verwendung eignet es sich auch deswegen, weil es, wie ich schon mehrfach erwähnte, sehr schwer Feuer fängt und dann langsam und kohlend brennt. Es ist auch in Mittelkalifornien fast das ausschließliche Bauholz, aus welchem die Häuser erbaut werden, da Steinhäuser auf dem Lande so gut wie unbekannt sind. Auch in den großen Städten hat man erst in den letzten Jahrzehnten angefangen, steinerne Bauten aufzuführen, doch besteht auch heute noch San Francisco bei weitem zum größten Teil aus Redwoodhäusern.

Aus verwüsteten Waldbezirken führte mich ein kleiner Wagen das Thal abwärts. Ich kam eine Strecke durch frischen Wald, dann durch weite Gefilde, wo der Boden des ehemaligen Urwaldes

alle Stufen der Umbildung zum Kulturland aufwies. Zunächst kamen wilde Gestrüppe, zwischen denen einzelne grüne Bäume noch aufragten, meist aber nur Stümpfe von gefällten Stämmen sichtbar waren; hier waren die Ansiedler und Farmer den rasch vordringenden Holzfällern nicht nachgekommen. Dann fanden wir die »Urbarmacher« bei der Arbeit. Neuzugewanderte, deren vorläufige Behausung, flüchtig aus Brettern zusammengenagelt, am Fuß eines Hügels sich erhob, waren beschäftigt, das Gestrüpp zu beseitigen, die Baumstümpfe zu verbrennen oder gar mit Dynamit zu sprengen. Noch etwas weiter das Thal abwärts fanden wir die Felder schon zur Einsaat vorbereitet, mit Zäunen umgeben; die Ansiedler nahmen sich nun die Zeit, auch für ihre eigene Unterkunft besser zu sorgen: sie bauten sich Wohnhäuser und Schuppen.

Junge Farm.
Ein gesätes Feld, in dem noch die Baumstümpfe stehen.

Ernte im Wald.

Als der Weg um ein Wäldchen herumbog, lagen vor uns wogende Felder, dazwischen solche, wo der gemähte Weizen schon in Haufen zusammengetragen war. Fettes Vieh weidete am Hang des Hügels, und in gutem Schweizerdeutsch schimpfte der Bauer seine Stallmagd, dass sie eine Kuh ungemolken hinausgelassen habe. So lagen dicht nebeneinander alle Stufen der werdenden Kultur, und je weiter wir das Thal abwärts kamen, desto mehr steigerte sich dieser Eindruck bis zum Bizarren. Ein Städtchen, in dem wir kurze Rast machten, bot den typischen Eindruck eines Randstädtchens im fernen Westen; bald darauf kamen wir aber durch einen wohlgepflegten Kurort! So schreitet hier die Kultur sprungweise vorwärts, dass man wenige Stunden vom unberührten Urwalde den raffiniertesten Luxus des Modebades finden kann.

Nachdem mein Wagen ein Flüsschen über eine Furt passiert hatte, betrat ich den wohlumhegten Hain der alten Mammutbäume. Hier musste man sogar eine Eintrittstaxe bezahlen, und nun sollte ich den vorschriftsmäßig unvergesslichen Eindruck von den Riesenbäumen mitnehmen. Nachdem ich aber am Abend vorher die herbe Schönheit des freien Waldes gekostet hatte, wollten mir diese »Menageriebäume«, die mit allerhand Albernheiten geziert waren, gar nicht mehr recht imponieren, trotzdem sie zu den riesenhaftesten Bäumen gehören, welche auf der Erde stehen. Der Umfang einiger Exemplare ist kolossal; eines misst 21 m im Umfang, alle zwischen 3 und 7 m im Durchmesser. Doch wie soll die Schönheit der Natur noch auf den Menschen wirken, wenn auf einem glatt abgesägten Riesenbaumstumpf zum Klange einer Drehorgel eine Gesellschaft sich im Tanze dreht, wenn aus der Höhe eines Stammes einer das Waldhorn bläst und man in der Höhle eines der Baumstämme die Wände mit Hunderten von Visitenkarten benagelt findet!

Indem ich mich etwas seitab in den Wald flüchtete, fand ich ein stilles Plätzchen, wo man von all' dem Firlefanz nichts mehr sah noch hörte. Denn der Wind brauste und dröhnte gewaltig in den Ästen und Stämmen, der schöne Sonnenschein fiel hoch, hoch oben durch die Nadeln der Bäume und ließ das Laub der Büsche am Boden grüngolden in der sanften Dämmerung erglänzen. Fast glaubte ich mich wieder der reinen Natur hinwandelnd erfreuen zu können, da kam ich an einen hohen Zaun, der mit Reklamen bedeckt war; eine kleine Pforte führte mich ins Freie: ich stand an den Geleisen, auf welchen mein Eisenbahnzug durch den hohen Wald heranschnaubte. Indem ich aus dem Gebirge hinabfuhr, musste ich bei mir denken: Wie viel hundertmal schöner wärst du, du schönes Land der Yankees, wenn deine Bewohner nur ein klein wenig geschmackvoller wären!

XIV. Kapitel

Das Sta. Clara-Thal. Die Leland Stanford Jr. Universität in Palo Alto

Wo die Jesuiten sich angesiedelt haben, pflegt das Land schön, reich und fruchtbar zu sein. Auch wo dieser verhasste Orden wieder verschwunden ist, hat er meist stattliche Bauten, schöne Gärten, wohl gepflegte Äcker und eine gewisse Kultur hinterlassen. So haben sie gegenüber der großen Last von Fluch und Schuld, die auf ihnen liegt, an einzelnen Stätten der Welt auch kleine Vorräte von Verdienst angelegt. Diese ragen aber in der Regel nur dann hervor, wenn die Ansiedelungen des Ordens sich inmitten indolenter Völkerschaften befinden. Im Sta. Clara-Thal sind ihre Leistungen in den Schatten gestellt, seitdem über die spanische Bevölkerung von Deutschen und Angelsachsen die Oberhand gewonnen wurde, seitdem der Unternehmungsgeist der amerikanischen Abkömmlinge dieser Stämme über das Land fiel.

Wenn unter den in unserm Jahrhundert neuerworbenen Provinzen der Vereinigten Staaten Kalifornien für die Landwirtschaft die größte Bedeutung besitzt, so liegt das sowohl an der Gunst der natürlichen Bedingungen, als daran, dass die neuen Besitzer das Land für die Kultur schon vorbereitet, edle Tier- und Pflanzenrassen schon eingebürgert fanden. Dies war das Verdienst der Missionspatres; allerdings hatten sie ihre Anbauversuche nicht im größten Maßstabe vorgenommen, aber Obst, Wein und Getreide wurde von ihnen schon in nennenswerten Mengen und guten Qualitäten gezogen. Ihre Produktionsweise war aber noch eine einfache und bescheidene und war vorwiegend für den eigenen Bedarf bestimmt. Der Ausbildung von Ausfuhrhandel standen schon die schwierigen Verkehrsverhältnisse hindernd im Wege.

Die unternehmenden teutonischen Einwanderer, welche im Anschlusse an die Goldgräberperiode das reiche Land Kalifornien zu bebauen begannen, richteten sogleich ihre Augen auf den Export, und sie begannen eine Massenerzeugung landwirtschaftlicher Produkte, welche jetzt das Landschaftsbild des bebauten Landes in Kalifornien bedingt. Die rasch nacheinander sich eröffnenden Verkehrswege zu Wasser und zu Land hielten mit dem Aufblühen des

Ackerbaues gleichen Schritt, und so finden wir jetzt in Kalifornien einen so reichen Landbau, dass man es für unglaublich hält, darin die Frucht von zwei bis drei Jahrzehnten zu erblicken.

Nähert man sich S. José, der Hauptstadt des Sta. Clara-Thales, so sieht man ringsum alle Fluren mit üppigen Anpflanzungen bedeckt. Man kann stundenlang Felder passieren, welche mit einer einzigen Obst- oder Getreideart angepflanzt sind. In der Weizenproduktion wird diese Gegend ja wohl von den Thälern des Sacramento und S. Joaquino übertroffen, aber im Obstbau steht sie mit Südkalifornien, (der Gegend von Los Angeles) an der Spitze aller obstproduzierenden Länder der Erde. Nicht wie in unserer Heimat findet man den Obstzüchter in seinem bescheidenen Garten, bedacht an Spalieren und Bäumen die feinsten und schönsten Sorten von Früchten zu erzeugen. Der Kalifornier will eine einzige, als gut erkannte Sorte in möglichst ungeheuren Mengen auf den Markt bringen. Er ist Geschäftsmann in großem Stil, während bei uns der Obstzüchter oftmals viel vom Liebhaber an sich hat, die besten und feinsten Sorten in Frankreich und Deutschland thatsächlich, gleich den schönen Blumen, ein Erzeugnis der liebevollen Pflege und Auslese von Privatleuten sind. Aber ebenso wie der Kalifornier seine Blumen in weiten Feldern zum Ferngeschäft züchtet, so macht er es auch in noch viel größerem Maßstab mit den Früchten.

Im Sta. Clara-Thal kann man stundenlang durch Erdbeeräcker wandeln, deren aromatischer Duft weithin die Luft erfüllt. Es werden Sorten gezüchtet, welche an Größe und Wohlgeschmack die europäischen weit überholen. Bei vielen Obstarten haben wir auf neuem Boden mit einem merkwürdigen, in seinen Wurzeln noch unerkannten Naturgesetz zu rechnen, welches gerade in Amerika sich vielfach bewiesen hat. Ebenso wie die Dahlien, nach Europa gebracht, ganz unerklärlicherweise eine Menge von neuen Varietäten zu bilden begannen, so ist es auch in beschränkterem Maßstabe bei verschiedenen Fruchtsorten gewesen, als sie von Europa nach Amerika verpflanzt wurden. Durch geeignete Zucht ist man in Kalifornien so weit gekommen, dass man fast 10 Monate des Jahres hindurch Erdbeeren haben kann: vom April bis Dezember.

Manche unserer Obstbäume wollten in Amerika gar nicht recht gedeihen, so vor allem die Kirschbäume. Das hat sich nun vollkommen gewendet, seit man in Kalifornien den Anbau begann. Die Kirschengärten bei S. José erreichen riesige Dimensionen; trotz der regelmäßigen geradlinigen Anpflanzungen bieten sie dennoch zur Reifezeit einen köstlichen Anblick dar: viele Tausende von Bäumen mit den glänzenden roten Früchten bedeckt. Die Frucht ist groß und schön und sehr

selten von Maden befallen. Auch die früher in Amerika vernachlässigte Birne ist in Kalifornien zu hohem Ansehen gelangt, es werden wunderschöne und aromatische Sorten gezogen.

Die Früchte, welche ich nicht selbst im Freien sehen konnte, da die Zeit ihrer Reife nicht mit derjenigen meines Besuches zusammenfiel, waren alle in den schönsten Exemplaren in der ständigen Ausstellung des Obstzüchter-Verbandes zu S. José zu sehen, wo sie, in Spiritus konserviert, zu einer Sammlung vereinigt waren. Da gab es Birnen, Äpfel, Pfirsiche, Pflaumen und alle Arten feinen Steinobstes in ganz wundervollen Zuchtresultaten. Die Üppigkeit des pacifischen Klimas erzeugt zugleich große Mengen von Früchten und dazu noch große und schöne Exemplare. Dies ist wohl auch eine Folge der gänzlich ungeschwächten Kraft des Bodens. Ob das wohl lange Zeit so bleiben wird und ob vor allen Dingen die Billigkeit dieses Obstes sich erhalten wird, wenn der sich erschöpfende Boden mehr Pflege verlangt, ist wohl sehr zweifelhaft. Die Pflanzungen bedürfen ja auch so der Wartung und besonders die von der S. José-Schildlaus und anderem Ungeziefer befallenen erfordern ein reichliches Personal. Als Wärter und Arbeiter dienen meist Chinesen; wegen ihrer Geschicklichkeit, Anspruchslosigkeit und Billigkeit sind sie ebenso unentbehrlich wie verhasst.

Die Verwertung des Obstes geschieht teils in frischem, teils in konserviertem Zustand. Vieles wird an Ort und Stelle zu Marmeladen, Konfituren u. s. w. verarbeitet, die größten Mengen aber werden frisch im Lande konsumiert oder ausgeführt. Riesige Obstzüge gehen zur Fruchtzeit täglich nach dem Osten ab. Dies gilt aber in viel höherem Maße als von den bisher genannten Obstarten von zwei weiteren Produkten: den Südfrüchten und den Weintrauben. Für erstere ist ja das Haupterzeugungsgebiet Südkalifornien; aber auch hier in der Nähe von S. José sind große Orangenpflanzungen. An Schönheit des Anblicks können sich freilich diese Anlagen mit ihren nach der Schnur gepflanzten langen Baumreihen den romantischen Orangengärten Italiens mit ihren verfallenen Mauern nicht vergleichen. An Fülle und Güte der Früchte kommen sie ihnen aber gleich.

Die Weintrauben werden ebenfalls in sehr großen Mengen frisch verbraucht oder zu Rosinen getrocknet. Vor allem aber dienen sie zur Bereitung des berühmten kalifornischen Weins. Trotzdem fast ausschließlich statt der einheimischen Reben solche vom Rhein oder aus Südeuropa gezüchtet werden, fand ich den kalifornischen Wein nicht sehr den europäischen Weinen vergleichbar. Es sind gute Weine, zum Teil mit feinem Geschmack, sie scheinen aber erst allmählich ihre eigenen, offenbar von Untergrund, Klima und vielleicht von

besonderen Hefen abhängigen Geschmacksqualiläten herauszubilden. Der kalifornische Getreidebau ist zu berühmt, als dass ich noch viel über denselben zu sagen brauchte.

Das Städtchen S. José zeugt in seinen breiten Anlagen, stattlichen Bauten und schönen Gartenpflanzungen vom Wohlstand seiner Bewohner. Es ist von zahlreichen Deutschen bewohnt, welche zur Zeit meines Aufenthaltes gerade den Besuch der deutschen Turner Nordamerikas hatten, die sich dort zu einem großen Fest versammelten.

Vor dem in den Straßen tobenden Fackelzug der Turner zog ich mich vor die Stadt zurück, und zwar in jene wunderbar schöne Allee uralter Weiden, welche S. José mit Sta. Clara verbindet. Diese Bäume wurden vor fast hundert Jahren von den Missionsvätern gepflanzt; die Allee führt zu dem jetzt noch blühenden Jesuitenkolleg in Sta. Clara hin. Obwohl diese wissenschaftliche Institution des Sta. Clara-Thals noch jetzt als gute Schule wohl gedeiht, ist auch sie von den teutonischen Anstalten weit übertroffen und in ihrer Bedeutung überstrahlt worden. Wie überhaupt allerorten in Nordamerika, wo der Ackerbau die Bevölkerung zu einem raschen Wohlstand gebracht hat, so sind auch hier schnell blühende Bildungsanstalten großartigen Stiftungen entsprungen. Während von der einen Seite die Lick-Sternwarte vom Mt. Hamilton auf das Sta. Clara-Thal herabblickt, schließt sich nördlich das weite Gelände der Universität von Palo Alto an.

Diese Universität ist das echte Erzeugnis einer Ackerbaugegend: sie wurde gestiftet von einem Mann, der seine Millionen dem Ackerbau, der Tierzucht und dem Bergbau verdankte, und ihr Hauptreichtum besteht in Ländereien. Somit ist ihr Wohlstand auch ein schwankender, und gerade jetzt befindet sich die Universität in relativ unfreien Verhältnissen infolge des Sturzes aller Landwerte in Kalifornien, welche das Werk eines Trusts sind.

Leland Stanford und seine Frau stifteten zum Gedächtnis ihres einzigen, früh verunglückten Sohnes diese Leland Stanford Junior University zu Palo Alto, welche durch ihren Reichtum bestimmt war, die großartigste Universität zu werden, und es vielleicht noch einmal werden wird. Stanford besaß auf dem Gebiete, welches jetzt der Universität gehört, eine große Pferdezucht, welche die berühmtesten amerikanischen Traber hervorbrachte. Die Rasse von Palo Alto ist eine Vollblutrasse, welche direkt importierten Arabern entstammt. Die Zucht hat jetzt — sie wird in dem zur Universität gehörigen Gestüte fortgesetzt — an Güte abgenommen, seitdem das spezielle Interesse eines Mannes fehlt; derartige Züchtereien können eigentlich nur durch die Liebhaberei eines Einzelnen auf der Höhe erhalten werden.

Es war eine originelle Idee, eine Universität mitten im freien Lande, fern von einer großen Stadt anzulegen, aber auch eine für das Gedeihen der Universität etwas gefährliche Idee. Sie war nur durchführbar bei Einführung des teilweisen Internats, eine Einrichtung, welche den Angelsachsen altgewohnt ist und nicht auf so viel Abneigung bei ihnen stößt, wie es bei uns der Fall sein würde. So musste denn vor allen Dingen gleichzeitig mit dem Bau der Lehrgebäude die Einrichtung von Wohnhäusern vor sich gehen. Es sind dies zwei große, nicht ohne Geschmack errichtete Gebäude, die sogenannten Dormitorien. Eines davon ist für die Studenten, das andere für die Studentinnen bestimmt; denn die Universität beherbergt eine bedeutende Anzahl weiblicher Studenten, welche zu den eifrigsten und tüchtigsten Schülern gehören. Die Universität begründete sich zunächst mit einer juristischen Fakultät, wurde dann durch eine philologische und naturwissenschaftliche erweitert und besitzt nun, als neuesten Fortschritt, eine Ingenieurabteilung. Alles ist erst im Aufschwung begriffen und immer, wenn die Vermögensumstände der Universität es erlauben, wird neu gebaut und erweitert.

Die meisten Studenten, welche bisher die Universität absolvierten, haben sich dem Lehrfache an den »High schools« gewidmet. Dies gilt besonders von den Studentinnen; bei weitem die Mehrzahl der Lehrkräfte an diesen Schulen, welche etwa eine Mittelstellung zwischen den preußischen Bürgerschulen und unseren Gymnasien einnehmen, sind weiblichen Geschlechts. Und in diesem Westen, dessen Bevölkerung wir uns so gern als roh und verwildert vorstellen, unterrichten sie mit dem schönsten Erfolge die jungen Männer bis zum Alter von 16 und 17 Jahren. Diese sind in der Mehrzahl so nach Bildung begierig und dabei von der natürlichen Ritterlichkeit der Amerikaner gegen das weibliche Geschlecht erfüllt, dass Fälle roher Widersetzlichkeit so gut wie gar nicht vorkommen. Von der Wissbegier, welche zwar meist das Wissen nur als Mittel zum Zweck anstrebt, sich aber dennoch in sehr anziehender Form äußert, bieten die jungen Studenten und Studentinnen manches rühmliche Beispiel. Viele derselben sind nämlich sehr arm und vermögen nur so viel Geld zu erübrigen, dass sie beim ersten Besuche der Universität es nur bis zu dem ersten Examen, dem Baccalaureat, welches meist nach zwei Jahren abzulegen ist, bringen. Dann pflegen sie einige Jahre, meist sind es deren wieder zwei, auszusetzen, bis sie so viel Geld verdient haben, um davon die letzten Jahre des Studiums bis zum Fachexamen zu bestreiten. In dieser Zwischenzeit sind sie als Arbeiter, in Bureaus als Schreiber oder irgend was thätig: Arbeit keiner Art schändet in Amerika und so kann es vorkommen, dass Studenten in ihrem Speisehause von einem

Aufwärter bedient werden, der noch kurz vorher mit ihnen an der Tafel saß und nach kurzer Zeit wieder mit ihnen dasitzen wird.

Das ist einer der Gründe, warum man im Westen so häufig wohlunterrichtete Leute in den verschiedenartigsten Berufen antrifft; manchen gelingt es auch gar nicht mehr, sich so weit zu bringen, dass sie wieder anfangen können zu studieren. Ich wurde einmal in einem Lokale längere Zeit von einem jungen Mädchen bei Tische bedient, welches das Baccalaureat der Naturwissenschaften erreicht hatte, nun sich wieder Geld verdiente und, wie es mir erzählte, in wenigen Wochen sein Ziel zu erreichen hoffte. Es wurde von jedermann mit dem wohlverdienten Respekt behandelt. — So kann man auch im Urwalde einen Holzfäller, auf dem Lande einen Farmknecht finden, der abends mit einem über tiefe Fragen der Philosophie oder Theologie, über Darwin oder Völkerrecht zu debattieren beginnt.

Spanische Mission.

Manche der Studierenden von Palo Alto bringen es sogar fertig, neben ihrem Studium irgend einen Nebenberuf zu betreiben. Doch gelingt das nur wenigen, da ja die Universität mitten auf dem Lande liegt, wo es nicht so viel Verwendung für solche Kräfte giebt, wie in einer großen Stadt. Denn die Anstalt liegt eigentlich sozusagen im freien Felde. Am Fuße des Küstengebirges, dessen Sequoiawälder sich früher bis in die Gegend der Universität erstreckten — der Palo Alto (hoher Baum) ist ein letzter Rest von ihnen —, ist sie ziemlich schattenlos gelegen. Doch haben die wenigen Jahre seit ihrer Gründung schon genügt, um in der gesamten Umgebung prächtige Anlagen erstehen zu lassen. Aus derem Grün blicken die roten Mauern und Dächer der Gebäude sehr heiter hervor. Das große Kollegiengebäude präsentiert sich von außen nicht übermäßig vorteilhaft; es ist in einem Riesenquadrat um einen Hof, nur ein Stockwerk hoch, angelegt und hat nach außen nur wenige Fenster. Das Innere des Hofes, den man durch mächtige Portale betritt, ist jedoch von einem schönen Kreuzgange umgeben, seine Fläche mit Anpflanzungen

südländischer Gewächse, bunten Blumen und Bassins mit Springbrunnen ausgefüllt. Die vier Seiten des Vierecks beherbergen Hörsäle, Laboratorien, Sammlungen, Seminare und Bibliothek. Die Erweiterungsbauten, an welchen schon begonnen wurde, sollen in gleichmäßigem Abstande von dem schon existierenden ein zweites Viereck von noch gewaltigeren Dimensionen bilden. Die Bauten sind in dem sogenannten »Mission style« ausgeführt, der seine Motive und die Gesamtanlage den alten spanischen Missionen des Landes entlehnt, wie ich schon im X. Kapitel erwähnte.

Die Institute sind schon recht gut eingerichtet, Sammlungen und Bibliothek in gedeihlichem Wachstume begriffen. Man appelliert eben in Amerika für öffentliche Zwecke niemals ohne Erfolg an die Freigebigkeit reicher Männer. So hat man es auch verstanden, für die Universität die Bibliothek Hildebrands, des Fortsetzers des Grimmschen Wörterbuches, zu erwerben.

Wenn trotz all' diesen Vorzügen die Universität nicht so aufblühte, wie man erwartete, so liegt das einmal an den oben erwähnten finanziellen Schwierigkeiten, dann vielleicht auch ein wenig an der Konkurrenz mit der Staatsuniversität in Berkeley, welche unmittelbar bei S. Francisco liegt, während in Palo Alto erst eine Ortschaft um die Universität herum entstehen musste. Dann aber wohl auch darin, dass man nicht für alle Fächer sehr gute Fachvertreter zu gewinnen imstande war. Man musste vielfach sehr junge Leute anstellen, welche zwar über sehr viel versprechende Anfänge verfügten, aber dadurch, dass sie von der Lehrthätigkeit übermäßig in Anspruch genommen werden, in ihrer wissenschaftlichen Entfaltung gehemmt sind. Immerhin sind schon eine Anzahl vorzüglicher Kräfte vorhanden und man scheint auch mit der Absicht umzugehen, die jüngeren Kräfte so weit zu entlasten als es nur möglich ist. Die Zoologen und Biologen der Anstalt, mit denen ich mich in Pacific Grove gut befreundet hatte, sind zum Teil Männer von gutem Namen; die jüngeren unter ihnen haben ebenfalls unter übermäßig vielen Kursen und Lektionen zu leiden. Diese Ausnützung der jungen Wissenschaftler beim Studentenunterrichte ist ja ein Nachteil, den alle amerikanischen Universitäten und Colleges, vielleicht mit Ausnahme der ältesten, mit den englischen teilen. Bei zielbewusster Leitung und günstigen finanziellen Konstellationen ist der Leland Stanford Junior-Universität eine gute Zukunft zu prophezeien. Der jetzige Leiter, Professor David Starr Jordan, der bekannte zoologische Sachverständige in der Beringsmeer-Frage, hat die Anstalt in einen guten Gang gebracht.

Vor allem war es mir von Interesse, die dort angestellten deutschen Professoren in ihrem kalifornischen Heim aufzusuchen. Es sind

deren zwei: Göbel, der Germanist, und Flügel, der Anglicist. Beide hatte ich schon vorher in Pacific Grove im Sommeraufenthalt getroffen und sie hatten mich aufgefordert, sie hier in ihren eigenen Häusern zu besuchen. Ich traf jetzt nur Herrn Flügel an, der in einem elegant nach kalifornischer Art in Holz gebauten Haus mitten im freien Feld als Nachbar seines deutschen Kollegen und Freundes wohnt. Ich fand bei ihm eine deutsche Gastfreundschaft und verbrachte zwei genussreiche Tage mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie. Rings um das Haus dehnen sich weithin grüne Weizenfelder, welche von den vereinzelt stehenden immergrünen Eichen beschattet sind; das ganze Land ein einziger schöner, lichter Hain: das ist der echte Typus der innerkalifornischen Landschaft. In den Holzhäusern ist man in der Lage an jeder beliebigen Stelle Fenster in den verschiedenartigsten Formen anzubringen, ein Vorteil, von welchem die kalifornische Holzarchitektur ausgiebigen Gebrauch macht. Dieselben lassen den Ausblick in die schöne parkartige Landschaft in jedem Zimmer durch einen neuen eigenartigen Rahmen genießen.

Immergrüne Eichen. (Skizze des Verfassers.)

Dass der deutsche Professor in seinem einsamen Heim im fernen Westen die Arbeitskraft der Heimat nicht verloren hatte, davon zeugte ein eigentümliches Bauwerk. Professor Flügel arbeitet zur Zeit an einem großen Lexikon: um nun die Tausende von wertvollen Manuskriptzetteln vor Feuersgefahr zu sichern, hat er sie in einem kaminartigen steinernen Turm, der an sein Haus angebaut ist, untergebracht. Bizarr, aber nützlich, wie so vieles in diesem Lande!

XV. Kapitel

Der Kolumbia-Fluss und seine Fischereien

Wir Deutsche könnten uns glücklich preisen, wenn wir unter unseren Kolonien Gebiete besäßen von ähnlicher natürlicher Beschaffenheit, wie sie die nordwestlichsten Staaten der Union, Oregon und Washington, aufweisen. Und doch haben die Amerikaner diese Territorien erst spät in ihrem Werte schätzen gelernt. Noch vor wenigen Jahren absorbierten das Goldland Kalifornien und die Silberterritorien die Kräfte des Westens fast vollständig, so dass die Naturschätze des Nordwestens, welche nicht so leichten, aber dauernden Gewinn versprachen, zunächst ungehoben blieben. Das ist jetzt anders geworden. Durch die ungeheuren Wälder Oregons ziehen Eisenbahnen, weite Bestände sind gefällt und auf den Lichtungen dehnen sich schon unabsehbare Getreidefelder.

Der Regenreichtum Oregons ist in den Vereinigten Staaten fast sprichwörtlich; er ist aber nur im westlichen Teile des Landes vorhanden. Der östliche Teil ist wüst und trocken, wie ja überhaupt der größte Teil des Gebiets zwischen Felsengebirge und Küstenkordillere. Die große Üppigkeit der Waldgebiete ist hauptsächlich eine Eigentümlichkeit der Gebirgsregion und der Flussthäler. Oregon ist reich an Flussläufen und einige davon sind schiffbar und von gewaltigen Dimensionen, so vor allem der Kolumbia-River, welcher die Nordgrenze des Staates bildet und sein Nebenfluss, der Willamette. An diesen Strömen und ihren Nebenflüssen sind denn auch alle Zentren der beginnenden Kultur des Landes entstanden.

Im Unterlauf des Willamette ist Portland zu einer blühenden Stadt geworden, indem es trotz seiner vom Meer entfernten Lage den ganzen Handel des Staates in seinen Mauern vereinigt. Hierher strömen fast alle Produkte, um von hier aus ihre Reise in die Welt anzutreten. Alle Geschäfte, deren Zweigniederlassungen im Lande die Versendung selbst besorgen, besitzen wenigstens ihre Zentralstelle in Portland. So ist es nicht zu verwundern, dass die Stadt sich sehr

Portland am Willamette.

ansehnlich zu beiden Seiten des Willamette ausdehnt, stattliche Straßen, große öffentliche Gebäude und fast das Getriebe einer Großstadt aufweist. Die Stadt baut sich malerisch auf Hügeln auf; viel Grün, welches überall hervorlugt, die großen, zum Teil in bunten Steinen errichteten Handelshäuser und die mächtigen Lände- und Uferbauten geben ihr einen gefälligen Anstrich, trotz des Rauchs der vielen Schornsteine. Der Fluss selbst ist von mehreren Brücken überspannt und von zahlreichen Schiffen belebt. Außer den Flussdampfern befahren seine Gewässer auch viele Seeschiffe, welche vom Stillen Ozean heraufkommen. Portland besitzt auch eigene Werften und während meines Aufenthalts lagen auf dem Willamette zwei Torpedoboote, welche von einer Firma mit deutschem Namen dort gebaut worden waren. Am Sonntag fand zu der Baustelle eine wahre Wallfahrt statt, denn es war zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges und der amerikanische Patriotismus in lebhaftester Wallung. Die beiden Torpedoboote waren zur Verteidigung der Küste bestimmt; denn jedermann hatte die Spanier überschätzt und befürchtete einen Angriff auf die Hafenstädte am Stillen Ozean.

Der Fluss ist also die Quelle der gegenwärtigen und noch mehr der zukünftigen Größe von Portland; ihm verdankt es die Stadt, dass sie nicht, wie andere Ansiedelungen Oregons, nach der Goldgräberperiode des Staats zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit zurücksank. Die große Krisis, welche Portland mit ganz Oregon in den siebziger Jahren durchmachte, half die Fruchtbarkeit und der Holzreichtum des Landes bald überwinden, und die Optimisten haben damals recht behalten, welche Portland immer mehr zur Metropole des Nordwestens werden sahen. Mittlerweile hat es seine Stellung so sehr gefestigt, dass das Emporblühen anderer Städte, wie von Tacoma am Puget-sound, statt ihm zu schaden, ihm vielmehr Nutzen bringt. Über die Entwickelung des Landes und die vielfach höchst amüsanten Zustände während der frühen Entwickelungsstadien, seine ersten weißen Bewohner, kann man sich in der anregendsten Weise im zweiten Bande der Reisebilder und Skizzen aus Amerika von dem Deutschamerikaner Theodor Kirchhoff unterrichten. Wie merkwürdig muss seinerzeit den Reisenden die mürrische, unangenehme Bevölkerung von Oregon berührt haben, da doch sonst im freien Amerika kecke, unternehmende und fröhliche Menschen wohnen. Heutzutage giebt es in Oregon keine »Webfeet« mehr; die Bewohner sind angenehme, gastfreie Menschen, ihr Staat ist trotz seiner fast siebenmonatlichen Regenzeit ihr Stolz, und mit berechtigter Zuversicht sehen sie seiner Zukunft entgegen.

Sie können dies umsomehr, als das Land sich nicht nur durch seine aufblühende Industrie immer mehr von den Nachbarstaaten und

dem Osten unabhängig macht, sondern auch einen stetig wachsenden Ausfuhrhandel besitzt. Außer den Produkten seiner Wälder und Weizenfelder exportiert Oregon auch in ungeheuren Mengen die Fische seiner Flüsse. Dieser ganze große Handel hat in Portland so viel Reichtum versammelt, dass man bei all' dem Komfort und Luxus glaubt, in einer alten, längst kultivierten Gegend zu sein.

Verlässt man aber die Grenzen der Stadt und begiebt sich in das Land hinaus, so wird man bald gewahr, dass man sich im »fernen Westen« befindet. Selbst bei einer Flussfahrt auf dem Willamette und Kolumbia tritt diese Thatsache einem entgegen, obwohl die Flüsse, wie überall, die Straßen der Kultur sind.

Die Flussschiffahrt wird von hohen Heckraddampfern besorgt, von demselben Typus wie sie früher auf dem Mississippi üblich waren. Vorläufig sind es noch kleine Schiffe; sie bringen ja auch nur den Verkehr von kleinen Nestern nach Portland, vermitteln nicht zwischen großen Städten wie auf jenem Flusse. Es ist auch nicht wahrscheinlich, dass der Verkehr und mit ihm die Schiffe sehr bald zu jenen Dimensionen anwachsen werden; aber im Verlaufe der Jahre wird es vielleicht auch noch dahin kommen.

Auf dem Kolumbia-Fluss.

Man besteigt den Dampfer, indem man auf Treppen einen hohen Aufbau am Ufer erklimmt; wenn er sich in Bewegung setzt, wühlt das große Rad an seinem Hinterteil mächtige Schaummassen auf, während die Wellen des Flusses sich in eigentümlichen radiären Linien anordnen, ganz anders, als wir es bei unseren zweiräderigen Flussdampfern oder den Schraubendampfern des Meeres gewohnt sind. Vor dem Schiff öffnet sich eine der mächtigen Brücken, deren mehrere als weitere Zeichen der wachsenden Kultur den Fluss überspannen; es geschieht dies, indem um einen Pfeiler das weitausladende Eisengerippe sich dreht, bis es zur ursprünglichen Richtung im rechten Winkel steht. Nachdem unser Dampfer die entstandene Lücke passiert hatte, schloss sie sich fast lautlos und in glatter Bewegung wieder.

Wir fuhren den Fluss abwärts, den Hügelzüge begleiteten; dieselben waren von grünen Wäldern, meist Nadelhölzern, bedeckt, welche hier und da bis zum Flussufer herantraten. Vielfach aber waren die Ufergelände von Farmen und Ansiedelungen eingenommen; weidendes Vieh näherte sich da und dort der spiegelnden Fläche des Wassers.

Bald aber änderte sich die Scenerie; die Ansiedelungen wurden seltener; in tiefster Einsamkeit schien manchmal eine solche auf eine Waldlichtung beschränkt zu sein. Dann traten die Hügel weiter zurück, Laubwald mit hohen Bäumen säumte die sumpfigeren Ufer des Flusses ein, zwischen dem dichten Buschwerke schimmerte wohl der Spiegel eines Nebenarmes des Willamette hindurch; das Gewässer floss nun durch eine weite Niederung dahin, deren ausgedehnte Sumpfwälder einen undurchdringlichen Saum bilden, so dass die menschlichen Niederlassungen nicht an den Fluss herandringen können.

Vor uns tauchte eine Landspitze auf, wie das Ende einer Insel im Fluss; die gefährliche Ecke war durch ein Leuchthaus auf hohen Pfählen, das mitten im Wasser stand, gekennzeichnet. Auf beiden Seiten wucherte der Wald bis nahe ans Wasser heran, so dass man wie durch eine hohe Pforte hinausfuhr ins freie Wasser, in einen weiten See; dieser See war die Fläche des Kolumbia-Rivers. Der Dampfer wandte sich mit scharfer Wendung flussaufwärts, indem er der Mitte des Flussbettes zustrebte. Nach allen Seiten traten die Ufer weit zurück, auf der einen sah man die Uferwälder ihr saftiges Grün im Wasser spiegeln, das andere Ufer war so fern, dass seine Gelände in blauem Duft verschwammen. Langsam wälzte der Strom seine gewaltigen Wassermassen westwärts, dem nahen Meere zu. Eine dunstige Morgenstimmung lag über dem graugrünen Gewässer, glatt und eintönig dehnte sich die Fläche; nur im Kielwasser unseres Dampfers boten die kleinen tanzenden Wellen dem verhaltenen Sonnenschein ihren Spiegel.

Stimmung am unteren Kolumbia.

Indem wir ostwärts den Fluss hinauffuhren, hatten wir das südliche Ufer zur rechten Seite. Die Dampfer fahren ziemlich rasch, und so war die Öffnung in der Uferwaldung, welche die Einmündung des Willamette bezeichnet, bald weit hinter uns verschwunden. Noch sollten wir das nördliche Ufer nicht kennen lernen; denn zunächst näherte sich unser Dampfer wieder dem Südufer. Wir kamen so nahe, dass wir im Schatten der hohen Pappeln dahinfuhren; das Gebüsch war aus ähnlichen Gesträuchen zusammengesetzt, wie etwa auf den Auen unserer einheimischen Flüsse: Erlen, Pappeln, Weiden. Ich suchte mit dem Auge in das Dunkel einzudringen, um etwas von der reichen Vogelwelt wahrzunehmen, welche sich dort tummelte. Enten und reiherartige Vögel waren häufig; viele Bäume waren mit

Nestern bedeckt; über dem Flusse sah man Kormorane und Möven fischen, während in der Höhe ein Fischadler seine Kreise zog.

Plötzlich bog der Dampfer mit scharfer Biegung auf das nördliche Ufer zu; wir erreichten Vancouver, die Hauptmilitärstation am unteren Kolumbia. Das Städtchen bietet nichts bemerkenswertes, wenigstens beim flüchtigen Anblick vom Dampfer aus. Die Gegend besitzt hohen landschaftlichen Reiz. Das nördliche Ufer des Stromes ist hügeliger als das südliche in dieser Gegend, Nadelholzbestand tritt bis an das Wasser heran. Derselbe mehrt sich auch bald auf dem anderen Ufer, beide Gestade beginnen sich mehr zu erheben, der Fluss wird etwas eingeengt, ohne dabei an Majestät einzubüßen. Sein Wasser ist lebhafter bewegt und die Abtönung zeigt ein tieferes Grün. Überhaupt war das Bild mit dem Vorrücken der Sonne farbenreicher geworden. Die Sonne war durch den Dunst durchgedrungen, der Himmel hatte sein Blau entschleiert, welches von massigen weißen Wolken gehoben wurde. Im Hintergrunde, also flussaufwärts, erschienen jetzt immer höher anwachsende Berge, welchen die Ferne starke blaue und violette Tinten verlieh.

Was man von Ansiedelungen am Ufer sah, war in weiten Abständen verstreut, in das ungeheuere Waldland waren nur geringe Lücken geschlagen. Hier ist noch Raum für ein großes Volkswachstum. Es ist das auch noch das Land, wo der Farmer ein romantisches Leben führen kann wie jene, von denen wir in der Jugend so gerne lasen. Zwar vom roten Manne wird er wenig zu leiden haben; die wenigen Reste von Indianerstämmen, welche hier noch hausen, sind harmlose Fischer, unkräftig und ohne kriegerische Anwandlungen. Sie waren auch niemals auf einer Kulturstufe, welche sie zu Freiheitsdrang und Thatendurst befähigt hätte, wie ihre östlichen Verwandten. Diejenigen, welche ich bei Portland sah, glichen in Aussehen und Sitten mehr den Zigeunern Europas; sie waren scheu und gedrückt, mürrisch und wortkarg, obwohl sie ganz gut englisch sprachen. Sie waren aus ihrer Reservation mit Korbwagen heruntergekommen, handelten mit Flechtereien und Körben, flickten solche, und ihre Frauen weissagten den jungen Damen der Stadt aus der Hand und aus Karten. Am Fluss selbst habe ich keine Indianer zu Gesicht bekommen.

Je weiter wir stromaufwärts kamen, desto romantischer wurde die Scenerie. Konnte man sich vorher auf den Spiegel eines großen Sees im Flachlande versetzt wähnen, so begann jetzt die Landschaft immer mehr an die malerischen Bilder unserer Gebirgsseen zu erinnern. Zu beiden Seiten stürzten die Ufer in steilen, ja senkrechten Abhängen ab; sie waren nun beide gut im Bereich des Auges; denn wir näherten uns mehr und mehr der Gegend, wo der eingeengte Strom sich durch

das Kaskadengebirge seinen Weg bahnt. Die Berge waren mit dichtem Nadelwalde bestanden. Auf vorragenden Felsenkuppen erhoben sich nicht selten jene steilen vom Sturm zerzausten Nadelhölzer, welche für die Landschaften im Norden der Vereinigten Staaten so charakteristisch sind. Sie gleichen im Aussehen am meisten den Lärchen der südlichen Alpen, welche nicht selten ebenso sturmzerrissen in die Lüfte ragen. Das Grün der Nadelbäume und die rötlichen und grauen Felsen spiegelten sich in dem hier munter dahinziehenden Wasser. Nur die Strömung erinnerte daran, dass man sich nicht auf einem See befand; besonders wenn durch eine Biegung des

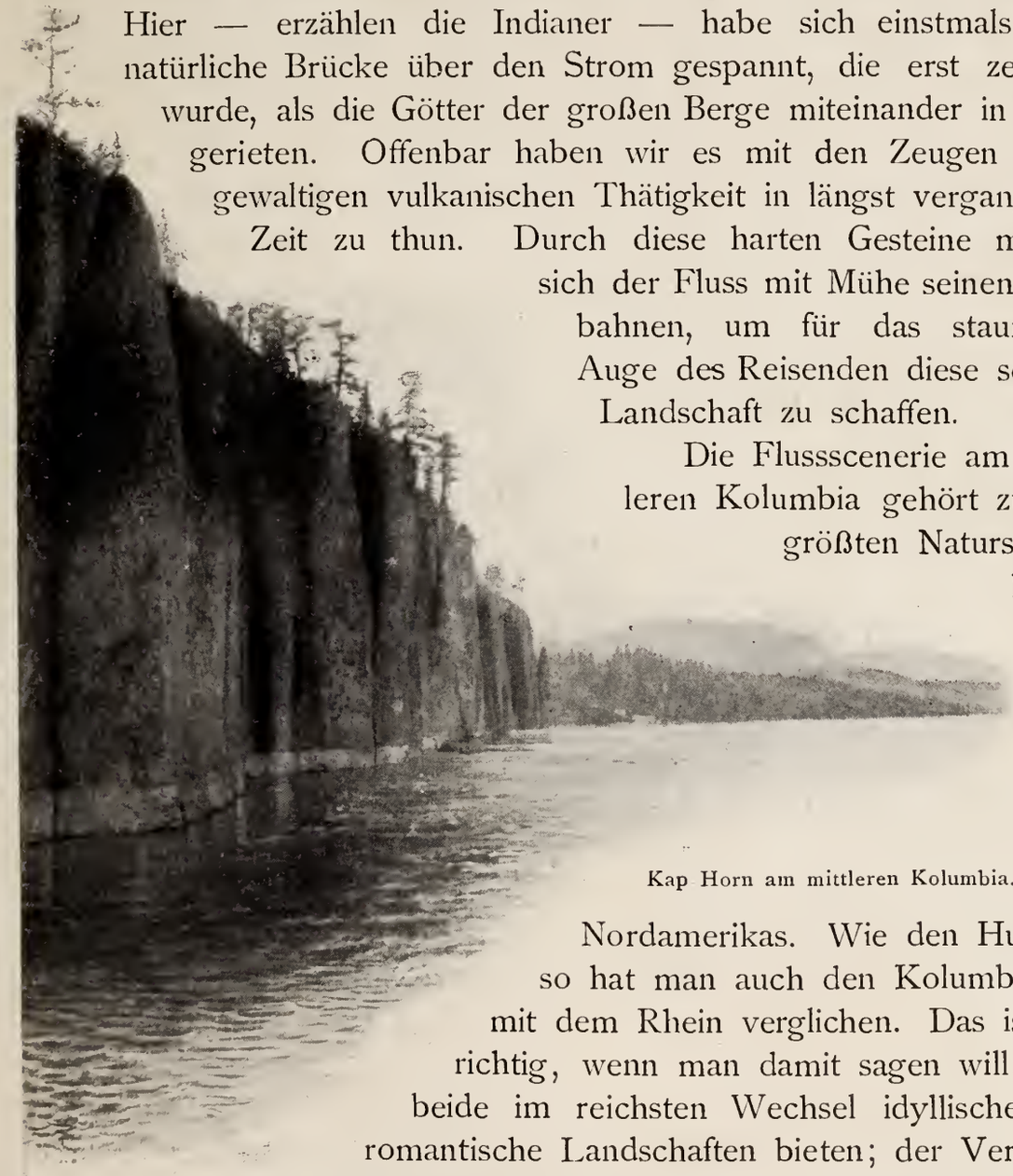
Am mittleren Kolumbia.

Flusses der Ring der Berge geschlossen erschien, war die Täuschung eine vollkommene. An vielen Stellen stürzten von den Bergen Wasserfälle zum Kolumbia hinab, einer davon, welcher hoch am Felsen entsprang, löste sich im Falle zu einem vollkommenen Staubfalle auf; die Amerikaner nennen ihn den Brautschleierfall.

Der Himmel hatte sich mittlerweile bald mit Wolken bezogen, bald die Sonne frei strahlen lassen. Als mit einemmal die Wolkenschicht sich wieder öffnete, blickte aus erhabener Höhe der Schneegipfel des Mount Hood auf den Wasserspiegel hernieder. Es war ein Anblick von großartiger Pracht. Später auf der Rückfahrt bekamen wir auch noch den Mt. Rainier zu Gesicht, und als ich am Abend in Portland wieder ankam, bekam ich von einer Anhöhe auch noch die drei anderen Riesen: Mt. St. Helens, Mt. Adams und Mt. Jefferson im roten Schimmer der Abendsonne zu sehen. Ich muss gestehen, trotzdem ich einige Monate vorher die großen Vulkane Mexikos besucht hatte, die gewaltigen Schneeriesen Washingtons und Oregons haben mir von allen Bergen, welche ich bisher sah, den größten Eindruck gemacht. Mag es sein, weil die hin und her ziehenden Wolkenschleier ihre Schönheit mit dem Reize des Geheimnisvollen umgaben, oder weil sie, vom Wasserspiegel gesehen, ihre ebenmäßigen Kegel zu kaum schätzbaren Höhen zu erheben schienen.

Wir waren schließlich an einer Stelle angelangt, wo der Strom von Felsen stark eingeengt wurde. An der einen Seite fiel der Felsen aus

einer bedeutenden Höhe senkrecht in das Wasser ab; seine Masse ließ deutlich die vulkanische Entstehung erkennen, in der Nähe des Wasserspiegels waren sogar die einzelnen sechsseitigen Prismen des Basalts, ähnlich wie bei der berühmten Fingalshöhle, zu erkennen. Dieser Felsen ist das berühmte Kap Horn des Kolumbia. Hier — erzählen die Indianer — habe sich einstmals eine natürliche Brücke über den Strom gespannt, die erst zerstört wurde, als die Götter der großen Berge miteinander in Streit gerieten. Offenbar haben wir es mit den Zeugen einer gewaltigen vulkanischen Thätigkeit in längst vergangener Zeit zu thun. Durch diese harten Gesteine musste sich der Fluss mit Mühe seinen Weg bahnen, um für das staunende Auge des Reisenden diese schöne Landschaft zu schaffen.



Kap Horn am mittleren Kolumbia.

Die Flussscenerie am mittleren Kolumbia gehört zu den größten Naturschönheiten Nordamerikas. Wie den Hudson, so hat man auch den Kolumbia oft mit dem Rhein verglichen. Das ist nur richtig, wenn man damit sagen will, dass beide im reichsten Wechsel idyllische und romantische Landschaften bieten; der Vergleich hat wohl seinen Ursprung darin, dass Deutsche, Engländer und Amerikaner durch eine Fahrt auf einem großen, schönen Fluss der nördlichen Zone nur an den Rhein als Vergleichsobjekt erinnert werden. Sonst besitzen beide Ströme in ganz entgegengesetzter Beziehung ihren Hauptreiz: wie beim Rhein die Werke von Menschenhand, die Spuren einer uralten Kultur, so steigert beim Kolumbia der Hauch der Unberührtheit und Jungfräulichkeit den Eindruck der Naturschönheiten. Außerdem ist aber der Kolumbia in allen seinen Dimensionen viel, viel größer als der Rhein, und die Berge im Hintergrunde erheben ihre vulkanischen Gipfel bis zu 3500 Meter.

Leider war meine Zeit so beschränkt, dass ich die Fahrt flussaufwärts nicht weiter fortsetzen konnte; in der Nähe des Kap Horn kehrte ich um. Vorher aber besichtigte ich noch eine jener berühmten Lachsfaktoreien, in welchen die Büchsenlachse eingemacht werden.

An allen Flüssen und Buchten der Nordwestküste von Amerika werden alljährlich ungeheure Mengen von Lachsen gefangen; es ist auf diesen Fischfang eine blühende Industrie begründet, welche für die Gegend so charakteristisch ist, dass es sich wohl verlohnt, mit einigen Worten darauf einzugehen. Die Salm- oder Lachsfischerei spielt auf dem Kolumbia eine solche Rolle, dass man unter »Fischen« dort überhaupt nur das Lachsfischen versteht. Es werden zwar auch Störe gefangen und etwas Kaviar gewonnen; das hat aber kein Gewicht neben den vielen Millionen von Dollars, welche die Lachsfischerei einträgt.

Originell und vielgestaltig sind die Methoden des Lachsfischens; von dem Fischspießen der Indianer bei den Stromschnellen, bis zu dem raffinierten »Fischrad«. Das letztere ist ein Wasserrad, das entweder an einem Fahrzeuge oder fest am Ufer angebracht ist; es trägt vier flache Netze, welche beim Eintauchen ins Wasser fischen und die Beute beim Umdrehen seitwärts auf ein Brettergestell werfen. Dieser Fischfang durch »Pumpen«, wie es ein Amerikaner genannt hat, ist natürlich nur in einem so ungeheuer fischreichen Gewässer möglich. Unsere Abbildung zeigt uns eine solche Mordmaschine, welche auf einem floßartigen Gestell angebracht ist. Die anderen Methoden sind mehr den auch an den europäischen Küsten gebräuchlichen ähnlich, es werden Handnetze, große stabile und gezogene Netze angewandt. Ingeniös sind die Reusennetze angelegt, indem die üblichen Zugstraßen der Lachse von weither mit den Netzen umgeben werden, um schließlich an einer bequemen Stelle nahe dem Ufer in die Falle zu führen.

Es sind fünf Arten von Lachsen, welche den Kolumbiafluss aufwärts zum Laichen wandern. Die größte Bedeutung hat von diesen der Chinook-Salm: Oncorhynchus chouicha. Die verschiedenen Arten erscheinen in der Zeit vom Februar bis Oktober im Flusse; die gesetzliche Fangzeit erstreckt sich vom 1. April bis 1. August, so haben die Tiere im Flusse doch März, August und September als Schonzeiten. Die Massen aber, welche während der Frühlings- und Sommermonate gefangen werden, sind ganz enorm. Die Fischräder sind in ihrer Thätigkeit so erfolgreich, dass es vorkam, dass ein einzelnes Rad an einem Tage 13,935 Lachse fing, im Gewichte von 85,000 engl. Pfund. Ganze Tons von Stören werden oft ebenfalls an einem Tage von einem einzelnen Rad gefangen. Mit vier Stück der

gewöhnlichen Handnetze wurden an einem Tage bei The Dalles 22,000 engl. Pfund gefangen, in einer Saison 800,000 Pfund. Es kommt vor, dass ein Boot im Mündungsgebiete an einem Tage 500 Fische heimbringt, welche in den Faktoreien das Stück etwa für einen Dollar den Fischern abgenommen werden; es sind allerdings die Ausrüstungskosten des Fischers nicht gering; die meisten derselben haben die gesamten Apparate von der Faktorei und müssen einen entsprechenden Anteil des Gewinnes an dieselbe abgeben. Die Fischer

Fischrad.

sind Indianer (wenige), Amerikaner und zum großen Teile Nordeuropäer (Russen und Skandinavier); Chinesen sind merkwürdigerweise bei der Fischerei nur wenig beschäftigt, umsomehr in den »Canneries«, den Faktoreien, wo die Lachse in Zinnbüchsen konserviert werden. Im Ganzen waren auf dem Kolumbiariver und an seinen Ufern 1895 in der Fischindustrie 6857 Menschen beschäftigt, darunter 4772 Fischer mit 2207 Fahrzeugen. Im Staate Oregon allein erreichte die Summe, welche den Wert der Fahrzeuge, der Netze und das Unternehmungskapital darstellt, im gleichen Jahre fast 11 Millionen Mark. Der Gewinn muss aber sehr groß sein, denn in demselben Jahre betrug der Wert der frisch gefangenen Fische über 5 Millionen Mark.

Eine Cannery ist meist auf Pfählen weit in den Fluss hinausgebaut: durch den Bretterboden kann man den Wasserspiegel erblicken. Eine

lange Pfahlbrücke verbindet die Anstalt mit dem Lande. Ich habe nur eine kleine Cannery besucht, aber da war es mir schon des Gemetzels genug.

Man tritt ein und sieht vor sich einen großen Haufen der schönen silberglänzenden Fische liegen, von denen manche einen hochgewachsenen Mann an Länge erreichen. Die kleine Faktorei beschäftigte nur eine Serie von Arbeitern, wie die großen Etablissements deren eine ganze Anzahl aufweisen. Zwei Männer heben die Fische auf und legen sie einem dritten Chinesen auf einer Bank vor. Alle Arbeiter bei dem blutigen Geschäfte sind Chinesen; nur Aufseher, Verwaltungsbeamte, Zahlmeister u. s. w. sind Weiße. Der dritte Mann also fasst den Fisch, legt ihn richtig vor sich hin und entfernt mit einigen geschickten Hieben Kopf, Schwanz und Flossen. Sein Heckmesser saust nur so durch die Luft und die abgetrennten Teile fliegen in einen Holztrichter, aus dem ein unablässiger Regen von blutigen Fischteilen zum Flusse hinab stattfindet. Ein geschickter Arbeiter vermag in dieser Weise an einem Tage 1700 Lachse zu erledigen.

Von ihm aus fliegen die Fische über die Bank dem nächsten Chinesen zu; der schlitzt den Leib auf und reißt mit einem Griffe die sämtlichen Eingeweide aus der Leibeshöhle heraus, um sodann den Fisch in einen Bottich mit fließendem Wasser zu schleudern. Aus diesem holt ihn ein anderer hervor, welcher mit größter Geschwindigkeit die Niere vom hinteren Teile der Leibeshöhle wegkratzt, worauf der gereinigte Fischleib von neuem in fließendes Wasser kommt. Hierauf wandert jeder einzelne Lachs in die Schneidmaschine, in welcher eine Reihe parallel stehender Messer ihn in einzelne gleich dicke Scheiben zerlegen. Diese Scheiben werden von einem weiteren Chinesen je nach der Größe des Tieres mit einem gewöhnlichen Messer zerschnitten, um in die Zinnbüchsen eingepasst zu werden. Die Fische werden also nicht geschuppt, höchstens einige Male mit dem Messer überschabt.

Die gefüllten Büchsen häufen sich auf einem Tische an, doch nur für wenige Minuten; dann werden sie entweder mit der Hand, was für sicherer gilt, oder mit einer Maschine zugelötet. In geschlossenem Zustande werden sie sodann nach Prüfung der Dichtigkeit in Salzwasser gekocht. Man wählt Salzwasser, weil dieses auf eine höhere Temperatur gebracht werden kann als gewöhnliches Wasser. Nachdem die Büchsen fünfviertel Stunden gekocht worden sind, werden sie heraus genommen und angebohrt; dabei treibt der Druck alle Luft aus. Sie werden schnell wieder gelötet und sodann von neuem auf $1^1/_2$ Stunden der hohen Temperatur des Salzwassers ausgesetzt. Dann wird nochmals die Dichtigkeit des Verschlusses geprüft, die Büchse lackiert,

etikettiert und sofort verpackt. Im allgemeinen ergeben drei Lachse vom Durchschnittsgewichte eine Kiste mit 48 Pfundbüchsen.

Die Verrichtungen gehen mit einer solchen Geschwindigkeit von statten, dass innerhalb einer Viertelstunde der Salm noch leben und schon im kochenden Wasser sich befinden kann. Die ganze Prozedur, von dem Moment, wo der Lachs in die Faktorei gebracht wird, bis er in der Kiste ins Magazin wandert, nimmt höchstens vier Stunden in Anspruch. Dabei geht alles recht reinlich her, die blutigen Reste verschwinden sofort im Flusse, oder vielmehr in den hungrigen Magen von Hunderten von Fischen, welche sich unterhalb des Pfahlbaues der Faktorei angesammelt haben. Dort ist alles so dick voller Fische, dass man ohne das Wasser zu sehen, durch eine Ritze des Bodens eine Angel herunterlassen und sofort mit einem zappelnden Fische heraufziehen kann. Es sind dies hauptsächlich Forellen und einige andere kleinere Raubfische.

In den achtziger Jahren existierten etwa 30 Canneries am Kolumbia, welche über 600000 Kisten produzierten im Gesamtwerte von 3 Millionen Dollars. Im Jahre 1895 wurden in Oregon noch 525839 Kisten Lachse der verschiedenen Arten eingemacht, was einen Wert von rund 10 Millionen Mark repräsentierte; sie stammten allerdings nicht alle aus dem Kolumbiafluss. Dieser Produktion steht aus dem Nachbarstaate Washington aus demselben Jahre eine solche von 400752 Kisten im Werte von rund 7500000 Mark zur Seite. Die Ausbeute im Ganzen aus dem Kolumbiafluss allein im Jahre 1895 betrug 634696 Kisten, die größte bis dahin gemachte Ausbeute. Es wurde damit selbst die Ausbeute des Jahres 1883 (629400 Kisten) übertroffen. In den letzten Jahren hat die Produktion etwas abgenommen und zwar infolge der Konkurrenz von Alaska, welches billiger zu liefern vermag. Dafür ist die Ausfuhr von gefrorenen Fischen kolossal gewachsen. Wie ich hörte, kommen jetzt Kolumbia-Lachse und -Störe in gefrorenem Zustande in großen Mengen sogar nach Europa. Dazu sind besondere Fabriken mit Gefriermaschinen eingerichtet worden, und nach den östlichen Staaten gehen ganze Eisenbahnzüge mit besonderen Eiswaggons voller Fische. Außerdem werden noch gesalzene und geräucherte Fische exportiert. Die Hauptmenge wird in Astoria an der Mündung des Stromes verschifft. Dort sind auch die größten Canneries. Doch ist Portland das Zentrum des Handels.

Es ist begreiflich, dass ich aufatmete, als ich aus der Cannery mit ihrer unheimlichen Thätigkeit wieder in die schöne Natur hinaustrat. Unwillkürlich musste ich daran denken, ob nicht in wenigen Jahrzehnten die Ufer baumlos sein würden und die Gewässer fischleer und leblos infolge dieser fürchterlichen Industrie. Die amerikanischen

Fachleute sind anderer Ansicht: sie halten zur Schonung die Sonntagsruhe und die Schonmonate für genügend — neben der Thätigkeit der künstlichen Fischzucht. Indem ich von ihrer Hoffnungsfreudigkeit angesteckt wurde, ließ ich mir das zarte, kräftig rotgefärbte Fleisch der Fische gut schmecken, so oft ich es haben konnte, und werde es weiter thun, so oft mir die bekannten Zinnbüchsen begegnen. Habe ich mich doch selbst davon überzeugt, dass es bei der Fabrikation reinlich hergeht. Ob aber dieser Optimismus jederzeit den Thatsachen Stand halten wird, ist ungewiss. In der Störfischerei hat sich bereits ein sehr bedeutender Rückgang gezeigt, indem die Störe an manchen Stellen sogar völlig ausgerottet sind.

Vom unteren Kolumbia.

Toter Wald im Yellowstone-Gebiet.

XVI. Kapitel

Der Yellowstone-Park und seine Tierwelt

Ich will nicht die Ausbrüche des Entzückens über die Schönheit des Nationalparks am oberen Yellowstone und des Staunens über seine Naturwunder wiederholen, welche bereits von hinreichend vielen berufenen und unberufenen Federn der Öffentlichkeit anvertraut worden sind. Der Yellowstone-Park ist jetzt dem Touristenverkehr so leicht zugänglich und von so vielen besucht, dass ich mich nicht in seine Schilderung zu verlieren brauche. Ich möchte nur einige Seiten seiner Tierwelt widmen, welche uns so vieles bietet, was der Kulturmensch in freier Natur sonst niemals zu sehen bekommt; dabei wird sich auch Gelegenheit finden, hier und da einiges von der Landschaft zu sagen.

Der Teil des Felsengebirges, welches den Yellowstone-Park umschließt, grenzt an ausgedehnte Ebenen, Steppen und Prairien. Die Höhen der Berge selbst sind ausgiebig bewaldet, aber der Steppencharakter herrscht bis zu einer ziemlich beträchtlichen Erhebung vor. Wie man weiß, erhebt sich das Felsengebirge zu seinen bedeutenden Gipfeln sowohl von Westen als auch von Osten her sehr allmählich und man ist erstaunt für Berge, welche im Charakter unsern Mittelgebirgen gleichen, Höhen festzustellen, welche diejenige der Zugspitze um ein beträchtliches übertreffen. Die hohen Gipfel steigen über einer Hochfläche empor, deren Niveau 1600—2000 m erreicht. Die ebenen Flächen nehmen auch im Herzen des Gebirges einen großen Raum ein; so stellt sich denn auch die Art des Reisens ganz anders dar, als man es aus unsern Gebirgen gewohnt ist. Wohl klimmt der Weg öfters

in Serpentinen durch eine Flussschlucht hinauf zur Passhöhe, aber immer wieder schieben sich zwischen solche kurze Steigungen eine weite Ebene oder eine leicht gewellte Abdachung vom reinen Steppencharakter ein. Diese Eigentümlichkeit der Landschaftsbildung bringt es mit sich, dass mit der Pflanzenwelt auch die Tierwelt der Steppe in die Höhenregion vordringt. Wir finden somit in den zu erwartenden Tieren des Waldlandes und der alpinen Region, sowie in den eben erwähnten Steppenbewohnern bereits drei verschiedene Kategorien in der Tierwelt vertreten; ihnen gesellen sich Typen des Nordens hinzu, welche im Gegensatz zu den entsprechenden Bewohnern anderer Hochgebirge einen stets noch offenen Weg zur Einwanderung finden. Die Übereinstimmungen alpiner mit nordischer Fauna und Flora bei anderen südlich gelegenen Gebirgen, den Alpen, Pyrenäen, dem Hochland von Abessinien u. s. w. erklärt man sich teils durch die Thatsache der Eiszeit, nach welcher die betreffenden Organismen vor der steigenden Wärme der niederen Regionen sich in die kälteren Höhen zurückzogen, teils durch die Annahme eines früheren Zusammenhangs jener Gebirge mit nordischen Gebieten. Hier sehen wir einen solchen Zusammenhang noch existieren und wenn wir uns das Felsengebirge als einen einfachen von Norden nach Süden ziehenden Gebirgskamm vorstellen, so können wir durch zwei parallele Linien, welche von Norden nach Süden allmählich ansteigend am Hang des Gebirges verlaufen, eine Region einschließen, welche den nordischen Tieren die klimatischen Bedingungen zum Leben bietet. Unterhalb der unteren Grenzen ist das Klima zu warm; aufwärts von der oberen Linie besitzt die Region zahlreiche Ausbuchtungen überall da, wo die Bodenbeschaffenheit des Gebirges nicht allzusehr alpinen Charakter trägt, um jenen Tieren den Aufenthalt zu gestatten. Dabei handelt es sich hauptsächlich um die ganz großen Tiere, wie das Elentier; die kleineren, besonders die Insekten, bewohnen den ganzen Raum oberhalb der unteren Parallele.

Wo die obere Parallele die Kammlinie schneidet, beginnt eine Region, in der nur noch die Gipfel der Berge jene klimatischen Bedingungen bieten, bis schließlich weiter im Süden auch die untere Parallele den Kamm schneidet, d. h. das Klima auch auf den Gipfeln der Berge zu heiß wird, um den nordischen Tieren die Existenz zu erlauben. Es ist selbstverständlich, dass die untere Parallele jedes Jahr entsprechend der Jahreszeit wandert, und dass ihr tiefster Stand auch in den verschiedenen Jahren um ein gewisses Mittel beträchtlich schwankt. Aber auch dies gilt hauptsächlich für die großen Säugetiere und Vögel. In strengeren Wintern geht das Elentier weiter nach Süden als sonst; eine Erscheinung, welche uns Mitteleuropäern nach

den analogen Wanderungen nordischer Vögel, ich erinnere nur an die Nebelkrähe, nicht befremdlich ist.

Im Gebiet des Yellowstone-Park verlaufen nun jene beiden Parallelen, und die Zahl der auftretenden nordischen Typen ist dementsprechend eine ziemlich hohe. Im Hochsommer, zu welcher Zeit ich den Park aufsuchte, konnte man allerdings von nordischen Gästen nicht viel bemerken.

So sehen wir denn im ganzen das Felsengebirge nicht eine Scheidewand in der Tierverbreitung bilden: seine Pässe sind, wenigstens zu gewissen Zeiten, für die Tiere der Prairien passierbar, und die Tiere des Gebirges steigen zu manchen Zeiten tief hinunter. Ja, wir finden bei vielen Arten, dass sie zwei Varietäten gebildet haben, eine für die Ebene und eine für das Gebirge, welche aber dennoch zu manchen Zeiten auf gemeinsamen Weideplätzen gefunden werden. Und manche Tierarten, welche der Mensch in den Ebenen nahezu oder gänzlich ausgerottet hat, haben in den Schlupfwinkeln des Gebirges eine Zuflucht gefunden, wo sie auf den Flächen zwischen den Bergen ihr Prairieleben, wenn auch in kleinerem Maßstab, weiterführen können. So haben diese Tiere ihre alte Heimat wieder aufgesucht, wenn die Vermutung von Wallace richtig ist, dass die Ebene zu Beginn der kälteren Epoche aus dem Gebirge ihre Bevölkerung bezog.

Fall des Yellowstone-Flusses.
320 Fuß hoch.

Die ersten Tiere, welche den Reisenden im Yellowstone-Park begegnen, sind in der Regel die Fische, welche ihm auf der Tafel vorgesetzt werden. Da handelt es sich um Arten, welche dem Europäer unsere künstliche Fischzucht bereits vertraut gemacht hat; die schönen Forellen Nordamerikas, welche leicht zu züchten sind und schneller wachsen als unsere einheimischen, sind längst auf unserer Tafel eingebürgert. Die bei uns bestbekannte dieser Arten, die Regenbogenforelle (Salmo irideus) kommt in Madison River vor, unterhalb der Fälle des Firehole, durch dessen Vereinigung mit dem Gibbon River der Madison entsteht. Die kaskadenreichen Bäche, in deren

Nähe der Wald meist üppig steht, sind die echten Forellengewässer, reich an den verschiedensten Arten. Der amerikanische Tourist, der meist ein leidenschaftlicher Angler ist, sucht oft mit dem einzigen Zweck des Fischens die Naturwunder des Yellowstone auf, geht an all' diesen unberührt vorüber, um in seiner Heimatstadt zu erzählen, wie viele Pfund Forellen er in einer Stunde geangelt habe. Aber auch für den feiner gearteten Menschen sind diese Renommierzahlen nicht ohne Eindruck: beweisen sie ihm doch den unermesslichen Reichtum der unberührten amerikanischen Natur und zugleich die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Amerikaner in diesem Reichtum

Yellowstone-Cañon

haust. Der sportsmäßige Fischfang zerstört hier eine Menge von Leben, das nicht ausgenützt wird. Nicht alle vorkommenden Fische werden gegessen, sondern der größte Teil wird weggeworfen. Dazu tragen zwei Gründe bei: ein Teil der Tiere ist nicht wohlschmeckend, ein anderer Teil nicht genießbar, und dies, obwohl es sich um sonst sehr wohlschmeckende Arten handelt: Salmo myhiss, S. trutta levenensis und Salvelinus fontinalis. Sie alle sind in den Gewässern des Parks, in den Flüssen und im See verbreitet; was besonders dabei auffällt und uns Gebirgsbewohnern ganz besonders verwunderlich erscheint, ist der Umstand, dass die Forellen selbst in Wasser vorkommen, welches durch Mischung mit den heißen Quellen stark angewärmt ist; die dort gefangenen Tiere sind groß und stark, aber ihr Fleisch unterscheidet sich durch schlechten Geschmack von den im kalten Wasser lebenden erheblich. Der zweite Grund, welcher einen

großen Teil der gefangenen Tiere, wenigstens im Yellowstone-See, ungenießbar macht, ist das Vorhandensein zahlreicher Parasiten, eingekapselter großer Fadenwürmer, in dem Muskelfleisch der Fische.

Wie die Forellen, so kommen auch eine Menge anderer Tiere, besonders niederer Gruppen, in dem warmen Wasser der Flüsse und Bäche, ja sogar in ziemlich heißen Quellen vor: hauptsächlich Krebse, Wasserasseln, Würmer und vor allem Protozoen, welche mit widerstandsfähigen Algen selbst sehr warme Quellen beleben. Die höchsten Temperaturen, bei welchen lebende Organismen beobachtet worden sind, ertragen gewisse Blaualgen und Bakterien der Quellbassins.

Ein Biberdamm (ausnahmsweise aus Rasen gebaut).

Doch nicht mit diesen wunderbaren Phänomenen wollen wir uns ausführlich beschäftigen, sondern auf der frischen Fahrt durch die Wälder und Ebenen nach den großen Tieren Ausschau halten, welche vor dem Knall der Peitsche in den Büschen verschwinden, nach den Vögeln, welche auf den Felsen horsten oder die klaren Spiegel der Seen erfüllen.

Man durchfährt heutzutage den Yellowstone-Park auf wohlgebahnten Wegen in großen Kutschen, welche mit vier oder sechs Pferden bespannt sind. Die Fuhrleute sind meist im Westen erfahrene Männer, welche fast stets schön von ihren wirklichen oder erdichteten Erlebnissen, von Bärenjagden und Indianerkämpfen zu erzählen wissen. Mein Fuhrmann hatte sicher einen geweckten Jägerinstinkt und spähte unablässig umher; da unser Wagen von anderen ziemlich weit entfernt war, so bekam ich durch seine Aufmerksamkeit manches Tier zu sehen, welches mir sonst entgangen wäre.

Am ersten Tag der Fahrt pflegt man kurz hinter dem Obsidian-Cliff, dem berühmten »gläsernen Berg«, einen See, den »Beaver Lake« zu passieren, welcher von den zahlreichen Bibern, die ihn bewohnen, seinen Namen hat. Man bekommt zwar von diesen scheuen Tieren keines zu Gesicht; aber trotz der vorüberziehenden Touristen haben sie unter dem Schutz der Regierung sich an diesem Ort erhalten und bauen ungestört in den einsamen Stunden an ihren kunstvollen Dämmen. Während die Biber, wie bekannt, meist ihre Dämme fast ausschließlich aus Baumstämmen errichten, welche sie durch Benagen zu Fall bringen, haben sie hier vorwiegend Rasen und Erde zum Bau verwendet. Denn der Baumwuchs um den Beaver Lake ist ziemlich spärlich und die Bäume würden nur mit Schwierigkeit an die Stellen zu schaffen sein, wo die Tiere sie brauchen. Sie haben früher einen Damm etwas weiter oberhalb gebaut, der aber jetzt vernachlässigt und verfallen ist; jetzt haben sie weiter abwärts im See in der Richtung des denselben durchströmenden Flüsschens einen festen Damm errichtet, dessen sauberer wohlgehaltener Zustand beweist, dass die Biber ihn noch benützen und sorgend über ihn wachen. Der Zweck der Wasserstauung ist, die Bauten der Biber unter Wasser zu halten und dadurch vor feindlichen Angriffen zu sichern; dass dies wohl gelungen war, bewies der Wasserstand des flachen Sees, der oberhalb des Dammes wohl einen Meter höher war als unterhalb. Auch der neue Damm war vorwiegend aus Rasen gebaut, denn schon hier war der Wald zum großen Teil ganz abgestorben.

Man macht sich überhaupt eine falsche Vorstellung, wenn man sich den Yellowstone-Park als ein prächtiges Waldland denkt. Wohl sind die Thäler und Schluchten reich bewaldet, aber selbst an den feuchtesten Stellen erschien der Wald dürr für mein Auge, welches durch die üppige Pracht der Wälder von Kalifornien, Oregon und Washington verwöhnt war. Es ist der typische Wald des Felsengebirges, welcher den Steppencharakter der weitesten Umgebung selbst in diesen freien Höhen ahnen lässt, dessen Koniferen oft schmächtig im Wuchs, relativ arm an Nadeln und in weiten Abständen aufgewachsen sind. Dazu kommt noch als besondere unangenehme Eigenschaft des Yellowstone-Parkes, dass eine Menge seiner Wälder dürr und tot sind. Es ist oft ein schaudererregender Anblick, auf Kilometer hinaus den Boden mit den aufragenden Baumleichen bedeckt zu sehen. Grau und starr strecken sie ihre nadellosen Äste in die Luft, selbst die Moose, die auf ihnen wuchsen, sind abgestorben, unter ihnen bedeckt hoher Staub die schattenlose Erde, keine Pflanze grünt da und kein tierisches Leben erfüllt den Raum.

Man hat oft vermutet, dieses strichweise Absterben des Waldes habe seinen Grund in den giftigen Gasen, welche plötzlich irgendwo ausbrechend auf ihrem Wege Verderben bereiteten. Es ist aber nicht anzunehmen, dass diese bei ganz kurzer Einwirkung diesen Effekt erzielen würden, und bei längerer Dauer würden sie wohl kaum der Beachtung der oft nahe angesiedelten Menschen entgehen. Mir erscheint viel wahrscheinlicher, da oft dicht neben einem solchen toten Walde junger Nachwuchs fröhlich grünt, während einzelne Erwachsene zwischen jenen tot und trocken des Feuers harren, das sie zerstören soll, dass die in die Tiefe wachsende Pfahlwurzel der Tanne in einer gewissen Schicht durch dort vorhandene giftige Stoffe oder die Hitze getötet wird. Die junge Tanne grünt und gedeiht ihre Kindheit hindurch, wenn aber ihr Stamm höher hinauf, ihre Wurzel tiefer hinabdringt, ereilt den Baum das Verhängnis.

Je weiter man von den Geysern und anderen Ausbruchstellen sich entfernt, desto üppiger, schöner wird der Wald. In südlicher Richtung vom Yellowstone-Park dehnt sich eine weite Landschaft voll grünsten Waldes hinter dem Shoshone-See gegen die Tetonberge hin.

Trotzdem sind jene Gegenden vielleicht doch nicht so reich an Tieren, besonders jagdbarem Wilde, wie der Park, in dem kein Passant ein Gewehr tragen darf, die Jagd den schwersten Strafen unterliegt. Wo der Wald einigermaßen schön grünt, da huschen an den Stämmen Eichhörnchen der verschiedensten Arten entlang, die Erdhörnchen fliehen vor dem Wanderer in ihre Löcher, während unter Geschrei ein blaugrauer Häher von Baum zu Baum flattert. Insbesondere in der Nähe des Yellowstone-Sees entfliehen oft vor dem nahenden Wanderer Herden von Hirschen. Oft sind dies die mächtig großen Gestalten der Wapitis, der größten Hirsche, welche es überhaupt giebt. Außer ihnen kommt noch in Menge der virginische Hirsch vor. Dieser gehört zu einer ganz anderen Gruppe der Hirschfamilie, er ist ein Cariacus (C. virginianus), während der Wapiti (Cervus canadensis) unserem Edelhirsche sehr nahe steht; das ist beim Anblicke des stolzen Tieres sogleich zu erkennen, während der Virginiahirsch unserem Damwilde ähnelt und beim plötzlichen Auftauchen im Walde eher den Eindruck eines Rehes macht, dem er auch durch die Grazie der Bewegungen gleicht. Die Amerikaner nennen den Wapiti »Elk«, während sie für den Virginiahirsch den Namen »deer« verwenden.

Die Huftiere, von deren paläontologischer Entwickelung die Ablagerungen Amerikas so bemerkenswerte Dokumente erhalten haben, finden auch jetzt noch im Gebiete des Yellowstone-Parkes ihre reichliche Vertretung. Außer den beiden genannten Hirschen giebt es

noch Gemsen, Schneeziegen, Bergschafe (Mouflons) und Bisons. Von denjenigen Gruppen, welche hauptsächlich in Amerika entstanden sind und dort ihre Hauptentwickelung durchgemacht haben, finden sich in unserer Periode keine einheimischen Vertreter mehr, so von den Pferden und Kamelen. Diese Geschlechter sind in Nordamerika ausgestorben und nur ihre nach anderen Weltteilen gewanderten Nachkommen haben sich erhalten. Aber auch den noch einheimischen Tieren hat unser vernichtendes Jahrhundert zum Teil beinahe den Untergang bereitet, und für verschiedene scheint es eine vergebliche Mühe, das endgültige Erlöschen der Art zu verzögern.

Bisons.

Dies gilt hauptsächlich für den Bison, von dem ich ganz frei lebende Exemplare allerdings nicht zu Gesicht bekam, ebensowenig wie vom Bighorn, dem Bergschafe (Ovis montana). Letzteres soll noch in kleinen Herden die höchsten Bergeshöhen des Yellowstone-Parkes bewohnen, aber es ist selten und scheu, der gewöhnliche Tourist bekommt höchstens einmal in der Nähe des Electric Peak oder an einem der anderen hohen Berge seine Spuren zu sehen. Den Bison sah ich allerdings, und zwar an einem merkwürdigen Orte, wo man ein solches Tier kaum vermuten sollte.

Es befinden sich nämlich mitten im Yellowstone-See einige idyllische kleine Inseln; ein industrieller Kopf hat eine Anzahl wilder Tiere, unter diesen Bisons, auf die Insel bringen lassen und setzt mit einem kleinen Dampfer die Touristen gegen Zahlung einer bestimmten Taxe zu seinem Eilande über. Die Fahrt auf dem See ist schon für sich allein wohl der Mühe wert. Man fährt mehrere Stunden auf dem stahlblauen, klaren Spiegel des grünumrahmten Gewässers dahin; trotz der Größe des Sees — es ist einer der größten Gebirgsseen der Erde — verliert man niemals die Empfindung, dass man sich in großer Höhe befindet. Dazu trägt vor allem die Klarheit und Reinheit der Luft bei, welche hier so staubfrei ist wie sonst nirgends im Park. Um den See erheben sich eine Reihe hoher Berge, welche in klaren Umrissen, plastisch bis in die feinsten Gliederungen, in kalten, blauen Tönen gegen das Grün der nächsten

Wälder kontrastieren. Der Wald, der hier sehr schön ist und aus hohen Bäumen besteht, tritt dicht ans Gestade heran. An einzelnen Stellen wird er allerdings durch heiße Quellen zurückgedrängt; und am Ufer kann man thatsächlich erleben, was man gern als »Touristenlatein« bezweifeln wollte, dass ein Angler seine Forelle, zwischen See und Quelle stehend, mit kräftigem Rucke in das brodelnde Wasser der letzteren schleudert und in wenigen Minuten sie, noch an der Angel hängend, aber fertig gekocht, herausziehen kann. Ein so gemächliches Geschäft wie an unseren Gewässern ist aber dort das Angeln nicht, denn jeden Moment muss der bedrängte Fischer seine Angel aus dem Wasser heben, so dicht ist der See mit Fischen bevölkert. Zahllose Wasservögel: Enten, Schwäne, Pelikane schwimmen auf dem See und seinen Zuflüssen und finden in ihm reiche Nahrung.

Trapperhütte.

Naht man sich der Insel im See, welche, von freundlichen Gebüschen überragt, ein liebliches Bild darbietet, so springen den Ankömmlingen bereits einige Gabelböcke entgegen; denn die Ankunft der Touristen bedeutet gleichzeitig die Stunde der Fütterung. Die graziösen Tiere sind in den Vereinigten Staaten noch sehr häufig, auf den Prärien aber scheu und schwer zu jagen. Ihre Neugier ist bekannt und wurde thatsächlich früher von den Jägern ausgenützt. Wer hätte nicht in den »Indianergeschichten« von dem Jäger gelesen, welcher sich auf den Kopf stellt und, mit den Beinen zappelnd, die Aufmerksamkeit der Antilope der Prärie auf sich lenkt! Im Yellowstone-Park ist das Tier eigentlich nur Wintergast, indem es sich vor den Schneeverwehungen der

Die amerikanische Gemse. (Weibchen.)

Ebene in das Bergland flüchtet, wo es sicherer und leichter unter der Schneedecke seine Nahrung findet. Der Gabelbock (Antilocapra americana) gehört zu den Gazellen; er steht denselben auch in der gesamten Lebensweise näher als den Gemsen, mit welchen er gewöhnlich verglichen wird. Von seinen Verwandten allen unterscheidet er sich aber sehr dadurch, dass seine gegabelten Hörner ihre Hornscheide alljährlich abwerfen. Mit weit mehr Recht als der Gabelbock den Gemsen, wird die Bergziege oder Schneebock (Aplocerus americanus) den Steinböcken verglichen. Auch sie ist, wenigstens in den niederen Regionen des Parkes, ein Wintergast und gehört zu jenen anfangs erwähnten Tieren, welche im hohen Norden tiefere Bezirke bewohnen als hier.

Die größte Sehenswürdigkeit der Insel sind aber einige Bisons, welche in einer Umfriedigung gehegt, sich seit einiger Zeit ganz leidlich halten. Bekanntlich bildet der Yellowstone-Park jetzt die letzte Zufluchtsstätte einiger kleiner Bisonherden, welche durch die strengsten staatlichen Verfügungen erhalten werden sollen. Es scheint aber unmöglich. Dies ist eines der furchtbarsten Beispiele menschlicher Vernichtungswut, wenn man bedenkt, dass noch in unserem Jahrhundert unzählbare Herden die weiten Prärien des Westens bedeckten. Ja noch unerhörter erscheinen uns diese Thatsachen, wenn wir hören, dass diese Vernichtung eigentlich erst seit dem Anfange der siebziger Jahre vor sich gegangen ist. Damals gab es nachweisbar noch viele Hunderttausend Büffel. Im Jahre 1889 gab es noch 200 freilebende Bisons im Yellowstone-Park, 85 sonstwo zerstreut in den Vereinigten Staaten und etwa 550 im britischen Amerika, einige Hundert wurden zu Zuchtzwecken und in zoologischen Gärten gehalten. Und heute, zehn Jahre später, ist auch dieser Bestand beinahe vernichtet. Wie es mit den kanadischen Herden steht, ist mir unbekannt; im Yellowstone-Park lassen sich aber nur noch ganz geringe Bestände nachweisen; im Jahre 1894 wurden noch etwa 86 lebende Büffel gesehen, wovon die Mehrzahl eine größere Herde bildeten, die anderen in kleinen Trupps von sechs bis zwölf Tieren verteilt waren. Ein effektiver Schutz dieser wandernden Tiere der Ebene ist nicht auszuüben, wie folgende Geschichte beweist: Im Jahre 1894 wurde zufällig mitten im Winter ein Wilderer von zwei Regierungsbeauftragten, welche eine Exkursion in das schneebedeckte Land unternommen hatten, erwischt. Derselbe hatte in der kürzesten Zeit zwölf Büffel erlegt. Man fand ihn zwischen den Leichen von sechs Büffeln, welche er in den tiefsten Schnee getrieben und gerade geschossen hatte. Wenn ein einzelner Mann in diesem, besonders im Winter nicht zu bewachenden Gelände solche Verwüstungen anrichten kann, wie ist es möglich, da den

Untergang abzuwenden! So wird es geschehen, dass der Wisent, der in Europa schon seit Jahrhunderten am Aussterben ist, seinen amerikanischen Vetter überlebt. Das macht einmal die Eigenschaft des Wisents, ein ausgesprochener Waldbewohner zu sein; in den Wäldern von Bialowitsch, die rings von bewohnten Gegenden umgeben sind, ist er eben leichter zu bewachen. Doch andererseits mag der rasche Untergang des Bisons auch darin seinen Grund finden, dass die Amerikaner gegen die Schätze ihres Landes nicht die gleiche Pietät besitzen wie die alten Kulturvölker Europas.

Die Bisons auf der Insel gehören zur Bergrasse, welche etwas kleiner und gedrungener ist, als diejenige der Prairien es war. Sie haben sich sehr gut an ihren Aufenthaltsort gewöhnt, sind gegen ihren Wärter zutraulich geworden, wie man es von ihnen in den zoologischen Gärten gewohnt ist; auch scheuen sie vor den Beschauern nicht zurück. Es sind prächtige Tiere mit ihrem Nackenhöcker und der zottigen Mähne! Man betrachtet sie mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Schauer; denn man rechnet sie im Geiste zu den letzten eines großen Geschlechts. Es wird nicht mehr gelingen, aus den wenigen gehegten Exemplaren einen neuen Stamm zu züchten; vielleicht wird man aus den Kreuzungen mit dem Hausrind noch Herden schaffen können. Versuche mit solchen Kreuzungen sind schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mit Erfolg gemacht worden und die Bastarde sollen sich gut vermehren. Ob diese Vermehrung eine unbegrenzte ist und ohne Zufuhr von frischem Blut eine lebensfähige Rasse ergiebt, ist sehr fraglich. Wahrscheinlicher wird man die Blendlinge fortgesetzt mit dem Hausrindvieh kreuzen müssen, bis auf diesem Wege auch die letzte erkennbare Spur der amerikanischen Bisons, welche so etwa noch erhalten worden sein könnte, verschwunden sein wird. Die halbwilden Büffel, welche ich in dem Kapitel über Kalifornien erwähnte, sind solche Kreuzungsprodukte von Bison und Hausrind.

Viel schöner als diese gehegten Tiere bieten sich doch die freien Bewohner der Wildnis dem Auge dar. Das war ein anderer Anblick, als wir einige Tage darauf über die Hochebene am Mt. Washburn Herden des Gabelbocks staubaufwirbelnd dahinjagen sahen. Mochte sie ein Raubtier aufgeschreckt haben, ein Puma oder ein Wolf? Beide kommen in jener Gegend vor, wenn auch ich selbst nur ihre Fährten und ihre Felle zu Gesicht bekam. Während der Puma (Felis concolor), Panther oder Berglöwe (mountain lion) genannt, ebenso wie der Skunk (Mephitis mephitica) südliche Gäste sind, entstammen Luchs, Vielfraß, Fischotter, Wiesel, Hermelin dem Norden und sind zum Teil nur im Winter vorhanden. Die Wölfe sind in zwei Arten jederzeit vertreten, der gemeine Wolf und der Prairiewolf oder Coyote (Canis latrans).

Die letzteren sind ebenso wie die Füchse, deren es eine rote, eine graue und eine schwarze Art giebt, wie Murmeltiere, Prairiehunde und Hasen hauptsächlich in der Prairie zu finden. Die Steppen zwischen den Bergen wimmeln aber von ihnen, insbesondere zur Winterszeit. Denn gerade die Raubtiere haben sich unter dem Schutze der Gesetze stärker vermehrt als das Wild, welches man hauptsächlich zu schützen gedachte. Dies ist vor allen Dingen bei den Bären auffallend.

Es ist eines der seltsamsten und aufregendsten Schauspiele für den Fremdling, mitten im Wald oder nahe bei den Hotels, durch den Zwang der Parkgesetze gänzlich unbewaffnet, einem großen wilden Bären zu begegnen; und dies Schauspiel bietet sich jeden Tag. Denn die in den Wäldern zahlreichen Tiere sind durch die Hotels nicht abgeschreckt, sondern vielmehr angezogen worden. Keinen Verfolgungen ausgesetzt und jederzeit mit Nahrung wohl versorgt, haben sie gar keine Ursache, den Menschen anzugreifen, und man hat noch von keinem Unglück gehört, das sie angerichtet hätten. Sie kommen in ganzen Herden zu den Abfallhaufen des Hotels, auf welche ja die Reste von ganzen Ochsen weggeworfen werden, und zwar kommen sie zu ganz bestimmten Stunden, vor allen Dingen abends und morgens. Dann pflegen sich die Touristen alle zu versammeln, an gesicherten Orten mit photographischen Apparaten und Feldstechern aufzustellen und das Schauspiel zu genießen. Das Bild, welches sich dann dem fremden Beobachter darbietet, ist sehr merkwürdig und die Kontraste bis zum Lächerlichen gesteigert. Abends pflegt der Angelsachse selbst auf der Reise zum »dinner« Toilette zu machen und so finden wir die New-Yorker Damen und Herren in den elegantesten Pariser Toiletten den brüllenden Tieren der Wildnis gegenüber. Ohne Bewusstsein der Gefahr rauscht eine junge Dame in seidenen Kleidern heran und beschaut sich durch eine Lorgnette in graziöser Pose die Bestien, während ihr Begleiter, ein Jüngling im Cylinder, mit Steinchen nach ihnen wirft. Doch das sind nur Ausnahmen, die Mehrzahl der Touristen sind feste Leute mit einiger Hochachtung vor wilden Tieren.

Man kann sich denken, dass es sich hierbei nicht um den Grizzly, den grauen Bären, handelt.

Ursus americanus var. cinnamonum.
(Nach einer Momentaufnahme.)

Das ist ein wilder und einsamer Geselle, der die Nähe der Menschen flieht und im Park kaum einmal von Fremden gesehen wird, obwohl er nicht selten vorkommt. Die Bären, welche in kleinen Trupps von fünf bis sechs Stück vorkommen, sind meistens schwarze Bären (Ursus americanus); zwischen diesen, welche nicht sehr groß sind, kommt öfters ein gewaltiger Vertreter der braunen Varietät (Ursus cinnamonum) vor. Die beiden Varietäten sondern sich durchaus nicht voneinander, sondern laufen in gemischten Trupps zusammen. Außerdem kommt

Bärenfamilie. (Ursus americanus.)

noch der sogenannte silvertip vor, ein dunkler Bär mit silberglänzenden Haarspitzen, von dem die Jäger behaupten, es sei ein Bastard des Grizzly mit dem schwarzen Bären.

Der schwarze Bär scheint im allgemeinen ein gutmütiger Geselle zu sein; die jungen Leute unter den Touristen erlauben sich mancherlei Keckheiten gegen ihn. Als ich äußerte, ich möchte gern einmal einen Bären im Klettern photographieren, trieben sie mir den ärgerlich brummenden Petz mit langen Stangen auf einen Baum und stocherten ihn mit denselben, bis er immer höher stieg und sie schließlich durch ein gewaltig dröhnendes Gebrüll vertrieb.

So könnte ich noch von vielen Tieren erzählen, welche den Yellowstone-Park beleben: von den Heuschrecken, welche zwischen den Gräsern der Steppe in Unmassen vorkommen und die Luft mit ihrem Zirpen erfüllen; von den Ameisen, den Fröschen, Eidechsen und Schlangen, von den vielen Vögeln, vom kleinen Kolibri, der sich im Sommer bisweilen hier herauf verirrt, bis zu dem Geier, der über den Steppen schwebt. So viele Adler wie dort habe ich noch nirgends auf einmal gesehen. Im großen Cañon des Yellowstons, wo von den bunten Felsen der Fluss sich 110 Meter tief hinabstürzt, sind zahlreiche kegelförmige Felsennadeln durch die Erosionswirkung entstanden. Jede derselben trägt einen Adlerhorst. Aus diesem schreien die Jungen dem Alten entgegen, welcher ihnen mit gewaltigem Flügelschlag von der Steppe jenseits der Berge junge Hasen und Murmeltiere herbeibringt. Der Yellowstone-Cañon mit seinem ungeheuren Wasserfall, das ist überhaupt der Glanzpunkt des ganzen Yellowstone-Parks. Hier ist eine Landschaft, welche durch ihre großartigen Formen einen unvergänglichen Eindruck hinterlässt. Wenn man vom Rande der Riesenschlucht in die Tiefe schaut, wo sich der Strom als grünes Band zwischen den weißen, roten, gelben, in allen Farben glänzenden Kaolinablagerungen der Thalwand hinzieht, wo der Donner des Wasserfalls die Stimme übertönt, und plötzliche Winde dem Wanderer riesige Bäume vor die Füße werfen, da scheint einem der Adler die richtigste Staffage, und selbst er erscheint dem entzückten Auge zu klein für die Größe und Kraft der Natur, welche er bewohnt.

Der Amerikaner ist stolz, hier sein Wappentier so häufig zu sehen; wie er denn voll patriotischen Stolzes von seinem Yellowstone-Park und dessen Tierwelt großes Aufhebens macht. Und er hat ein Recht, auf dieses sein Nationaleigentum stolz zu sein. Denn keine andere Nation hat einen solchen wundererfüllten Park ihren Gliedern als Schaustück zu bieten und zugleich einen so riesenhaften Tiergarten, wo jeder die Tiere seiner Heimat in wilder Freiheit kennen lernen kann.

Druck von Breitkopf & Härtel in Lelpzig.

dessen tropisch üppiger Vegetation uns wiederum eine Anzahl von Illustrationen Kunde giebt, von denen namentlich die trefflichen Abbildungen der alten Drachenbäume von Icod und Laguna auf Teneriffa erwähnt seien. Neben den wissenschaftlichen Ergebnissen und den landschaftlichen Schilderungen giebt Verfasser uns auch einen Einblick in die mancherlei kleinen und grossen Erlebnisse auf Deck; in humoristischer Weise schildert derselbe die tragischen Folgen der ersten Bekanntschaft mit unruhiger See, und den Schluss der Lieferung bildet die lebendige Schilderung eines Haifischfanges unweit der afrikanischen Küste. Die sehr zahlreichen Abbildungen sind in der grossen Mehrzahl nach während der Expedition hergestellten photographischen Aufnahmen gefertigt. Die äussere Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung musterhaft. Wir wünschen dem trefflichen Werke guten Fortgang und einen reichen Leserkreis. R. v. Hanstein.

Deutsches Heim, v. 5./6. 1900:

Wer diese ersten Lieferungen durchliest, kann sich, mag sein Interesse für die Sache an sich grösser oder geringer sein, diesen treuen packenden Schilderungen des Leiters der Expedition, Prof. Dr. Carl Chun, und der schlichten Bescheidenheit, die oft bei den bedeutendsten Erfolgen so angenehm berührt, nicht entziehen. Dabei sind die Darstellungen in solcher Wärme und Lebendigkeit niedergeschrieben, dass sie den Leser von Anfang bis zum Ende fesseln. Mag auch nicht jeder die wissenschaftlichen Ergebnisse in ihrer ganzen zoologischen, botanischen, bakteriologischen, meteorologischen usw. Bedeutung bewerten können, ihm eröffnet sich hier gleichwohl die Erkenntnis einer bisher ganz fremden und doch so überaus belebten Welt in den Tiefen des Meeres. Auch des Humors entbehrt die Darstellung nicht. . . . . Überall tritt uns in dieser Reisebeschreibung eine Schilderung von wissenschaftlichem Wert und aktuellem Interesse in anmutigster und lebendigster Form entgegen, die ihren Eindruck nicht verfehlt, und so wird diese zweite Lieferung dem verdienstvollen Werke gewiss wieder viele neue Freunde werben. Die Illustrierung ist eine meisterhafte. Der zweiten Lieferung sind ausser zahlreichen guten Zinkotypien auch zwei ausgezeichnete Kupferätzungen beigegeben.

Die Hilfe:

Reisebeschreibungen werden im ganzen in Deutschland gern gelesen. Diese hat aber noch ein besonderes Recht auf weiteste Beachtung. Die Reise galt diesmal nicht der Erforschung irgend eines Landes, sondern dessen, von dem der Dichter sagt: Der Mensch »begehre nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen«. So fürchterlich ist es nun freilich in den Tiefen des Meeres nicht, aber absonderliche Gestalten, merkwürdige und schwer erklärbare Lebensformen giebt es in Menge. Es ist sehr dankenswert, dass der wissenschaftliche Führer der deutschen Tiefsee-Expedition sich entschlossen hat, auch in populärer Form dem allgemeinen Publikum der Gebildeten etwas von dem reichen Ertrage seiner Forschungsreise mitzuteilen. Dabei zeigt er sich als sehr gewandter Schilderer von Landschaften und Situationen. Landschaften wie die auf den canarischen Inseln oder wie den Urwald in Kamerun weiss er uns wirklich nahe zu bringen. Und immer lehrt er uns zugleich die Methode, wie man die unendlich verschiedenen Pflanzen- und Tierformen erklären und begreifen kann. . . . Alles in allem: ein hübsches Weinachtsgeschenk!

Norddeutsche Allgemeine Zeitung:

. . . Mit regster Aufmerksamkeit und gespannter Anteilnahme wird sich jeder in diese gedanken- und inhaltreiche Darstellung vertiefen, die in glücklichster Harmonie wissenschaftliche Gründlichkeit und Anschaulichkeit mit der Form allgemeiner Verständlichkeit verbindet und hier und da auch vom erfrischenden Hauche des Humors durchweht wird. . . . Man sieht in greifbarer Deutlichkeit die Wunder der fremden Länder aufsteigen. Kurz, eine Fülle von neuer Erkenntnis, die dem Laien bisher so ziemlich ein verschlossenes Gebiet war.

Neue Pädagogische Zeitung. 1900. No. 11:

Von dem klassischen Werke liegen heute Lieferung 3 und 4 zur Besprechung vor. Was der Verfasser in den ersten Lieferungen versprochen, hat er in diesen gehalten: Es bietet uns anschauliche, farbenreiche Schilderungen von Land und Leuten und von dem Leben an Bord. Wir besuchen mit den Mitgliedern der Expedition die Kongomündung, die grosse Fischbai und das südliche Kapland und lernen in einem längeren Kapitel die Technik der Tiefseelotung und die verschiedenen Arten der Fischerei, sowie die Tierwelt der durchfahrenen Gebiete kennen. Von ganz besonderem Interesse ist die Schilderung von der Entdeckung der Bouvet-Insel, die etwa an der Grenze des ewigen Eises liegt und seit vielen Jahren so gut als verschollen galt. — Die Ausstattung der Hefte ist vorzüglich; als ganz hervorragend sind einige Kunstbeilagen (Grenze des Treibeises, Bouvet-Insel, Eisberg, Landschaftsbilder vom Kaplande) zu bezeichnen.